

Zeitschrift für die Fächer Latein und  
Griechisch an Schulen und Universitäten

# FORUM CLASSICUM



INHALT

ISSN 1432-7511

4/2000

	<b>In eigener Sache</b>	<b>218</b>
<b>Bassam Tibi</b>	<b>Die Bildung der europäischen Werte und der Dialog der Kulturen</b>	<b>219</b>
<b>G. A. Lehmann</b>	<b>Das gemeinsame Erbe der Antike im europäischen Einigungsprozess</b>	<b>238</b>
<b>Ulrich Greiner</b>	<b>Antwort auf Manfred Fuhrmanns Antwort</b>	<b>239</b>
<b>Gudrun Vögler</b>	<b>Dachte man in der Antike ökologisch?</b>	<b>241</b>
<b>Winfried Schindler</b>	<b>Anschwellen und Abschwollen als Mittel der Satire in Martials Epigramm V 8</b>	<b>254</b>
<b>Michael Lobe</b>	<b>Mann der Tat und Literat – Hadrian und Florus</b>	<b>259</b>
<b>Walter Burnikel</b>	<b>Déjà vu – Eine Geometriestunde bei Platon</b>	<b>263</b>
<b>Franz Strunz</b>	<b>Heiligkeit durch Ehebruch</b>	<b>267</b>
<b>Heinz Munding</b>	<b>Faustischer Forscherdrang und epikureische Lebensweisheit</b>	<b>271</b>
	<b>Leserforum</b>	<b>274</b>
	<b>Zeitschriftenschau</b>	<b>280</b>
	<b>Besprechungen</b>	<b>283</b>
	<b>Verschiedenes</b>	<b>300</b>

Deutscher Altphilologenverband

## In eigener Sache

Über die Jahrtausendwende ist schon viel gesagt und geschrieben worden. Die Fächer Latein und Griechisch haben auch diese Wende – allen Unkenrufen zum Trotz – überlebt. Insbesondere das Lateinische steht, auch statistisch gesehen, ganz gut da und findet in der Öffentlichkeit immer wieder neue Verfechter. So mag uns das Distichon des neulateinischen Dichters JOSEF EBERLE (1901-1986) als Motto ins 21. Jahrhundert begleiten:

*O quoties obitum linguae statuere Latinae!*

*Tot tamen exsequiis salva superstes erat.*

(Immer von neuem sagen sie tot die lateinische Sprache, / jedes Begräbnis jedoch hat sie gesund überlebt. – Sal Niger. – Stuttgart 1964, S. 19.) Dies freilich ist nur möglich dank der „Träger“ dieser Sprache, und das sind vor allem die guten und –

und in wohlverstandenen Sinne – idealistischen Lateinlehrerinnen und -lehrer, die mit dem Latein ja keineswegs „nur“ eine (seit 1500 Jahren) „tote“ Sprache vermitteln, sondern vielmehr heutigen Jugendlichen den originalen Zugang zu einem nach wie vor äußerst vitalen Quellbezirk unserer gemeinsamen europäischen Kulturtradition eröffnen. Die Beiträge in diesem Heft, insbesondere der Vortrag, den der international angesehene Gelehrte BASSAM TIBI auf dem Marburger Kongress des Deutschen Altphilologenverbandes gehalten hat und der hier in überarbeiteter Fassung erstmals veröffentlicht wird, ordnen diese humanistische Aufgabe des altsprachlichen Unterrichts in die großen geistes- und kulturgeschichtlichen Zusammenhänge ein.

ANDREAS FRITSCH

## Impressum

ISSN 1432-7511

43. Jahrgang

Die Zeitschrift FORUM CLASSICUM setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. - Erscheinungsweise vierteljährlich. Die im FORUM CLASSICUM veröffentlichten Beiträge sind im Internet unter folgender Adresse abrufbar: <http://www.forum-classicum.de>

**Herausgeber:** Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes

Univ.-Prof. Dr. Friedrich Maier, Humboldt-Universität zu Berlin,  
Institut für Klassische Philologie, Unter den Linden 6, 10117 Berlin.

**Schriftleitung:** Univ.-Prof. Andreas Fritsch, Freie Universität Berlin,

Didaktik der Alten Sprachen, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin; E-Mail: [classics@zedat.fu-berlin.de](mailto:classics@zedat.fu-berlin.de)

Die Redaktion gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. Schriftleitung, Berichte und Mitteilungen, Allgemeines (s. o.);
2. Didaktik, Schulpolitik:  
StR Michael Hotz (Anschrift s. u.)
3. Fachliteratur, Schulbücher, Medien:  
StD Dr. Hansjörg Wölke, Görresstraße 26, 12161 Berlin;  
Wiss. Ass. Dr. Stefan Kipf, Berlepschstraße 48a, 14165 Berlin.
4. Zeitschriftenschau:  
Univ.-Prof. Dr. Eckart Mensching, Technische Universität Berlin,  
Klassische Philologie, Ernst-Reuter-Platz 7, 10587 Berlin;  
StD Dr. Josef Rabl, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin.

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. - Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt.

Bezugsgebühr: Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist. Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement DM 25,-; Einzelhefte werden zum Preis von DM 7,50 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

**C. C. Buchners Verlag**, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: StR Rüdiger Hobohm, Luitpoldstr. 40, 85072 Eichstätt, Tel./Fax: (0 84 21) 90 27 60.

**Anzeigenverwaltung:** StR Michael Hotz, Riederer Str. 36, 85614 Kirchseeon, Tel. (0 80 91) 29 18.

Herstellung: BÖGL DRUCK GmbH, Am Schulfang 8, 84172 Buch a. Erlbach.



### Die Bildung der europäischen Werte und der Dialog der Kulturen<sup>1</sup>

Marburg, Auditorium Maximum, 29.4.2000

Nach meinem Wissen fußt die Werte-Orientierung des Verbandes der Altphilologen auf dem europäischen Humanismus. Ich behaupte, dass diese Tradition auch im Islam existiert und zitiere als Beleg das Werk des großen jüdischen Islam-Historikers FRANZ ROSENTHAL, der seine deutsche Heimat nach 1933 verlassen musste, um in Yale eine neue Existenz zu beginnen. Sein Werk heißt: „Das Fortleben der Antike im Islam“<sup>2</sup>. Als islamischer Humanist, der in dieser Tradition steht, und als ein historisch arbeitender Sozialwissenschaftler, der beansprucht, die historisch-sozialwissenschaftliche Islamologie in Deutschland begründet zu haben, ist es für mich eine Ehre, aus Harvard kommend, wieder im alten Kontinent Europa im Kreise von Humanisten zu sein, um dieses Keynote-Referat auf dem 2000-Kongress der Altphilologen zu halten. Harvard ist eine Insel der Bildung in Amerika, aber Harvard steht hiermit in einer europäischen Tradition, die an deutschen Universitäten nicht mehr gepflegt wird.<sup>3</sup> Viele Harvard-Professoren sagen: Wir führen das europäische Erbe auf dem neuen Kontinent fort. So ist es eine Ehre, im Kreise von Europäern zu sein, die nicht nur zu einer Werte-Orientierung, sondern auch zu den humanistischen Quellen europäischer Identität stehen und somit Europa nicht modisch postmodern abschreiben und europäische Werte selbstverleugnend in Frage stellen. Mit dieser Feststellung sind wir auch schon beim Thema.<sup>4</sup> Ich beginne damit, eine These vorzutragen und werde sie dann näher erläutern. Daraufhin werde ich in fünf Stufen meine auf diese These bezogene Argumentation entfalten.

#### Die These

Die angekündigte These, die meinem Referat zugrunde liegt, mag für Sie zwar Altbekanntes beinhalten, aber sie ist dennoch hoch aktuell; sie lautet: Der Humanismus ist Ursprung und Quelle der europäischen Werte. Wer die ver-

leugnet, stellt die europäische Identität in Frage. Als ein Nicht-Europäer, der durch individuelle Entscheidung Wahleuropäer geworden ist, möchte ich die europäischen Werte gegen die Multi-Kulti-Postmodernisten verteidigen, die Aktualität des auf der griechischen Antike basierenden Humanismus veranschaulichen und ihn als Brücke der Zivilisationen begründen. Die Aktualität des Humanismus hängt mit zwei Dingen zusammen:

**Erstens:** Die Europäer haben Probleme mit sich. Verzeihen Sie mir, wenn ich dies so offen sage, aber ich denke, dies ist keine anmaßende Behauptung. Aufgrund der Tatsache, dass ich seit 1962 in Deutschland lebe, konnte ich beobachten, dass sich in den letzten zehn Jahren eine Sinnkrise entwickelt hat. Hinzu kommt, dass ich in den letzten zwei Jahrzehnten höchstens vier bis fünf Monate jährlich in Deutschland verbracht habe, wodurch sich für mich gleichermaßen Distanz und Vergleichsmöglichkeiten ergeben. So weiß ich genug über die Deutschen und konnte zugleich im eigenen Haus wie aus der Ferne beobachten, was in Deutschland, aber auch in Europa vor sich geht. Die Europäer haben seit mindestens einem Jahrzehnt Probleme mit sich und scheinen somit Probleme mit ihrer Identität zu haben. Ich glaube, der Rückgriff auf den Humanismus und sein Erbe ist eine sehr wichtige Arbeit bei der Standortbestimmung der europäischen Identität. Über diese Problematik habe ich ein Buch geschrieben, dem ich den Titel „Europa ohne Identität?“ (vgl. Anm. 4) gegeben habe. Ich erntete hierfür Prügel, weil ich es mir erlaubt habe, als Asiate, als ein Semit, mich über Europäer zu äußern. Natürlich wurde die Schelte nicht mit dieser Begründung vortragen. Stattdessen zog man es vor, meine Arbeit gänzlich zu verschweigen. In ihrem Kreise fühle ich mich glücklich, weil Sie mich dazu eingeladen haben, über europäische Werte zu reden, und sie mir

nicht, wie bei der Reaktion mancher Deutscher auf mein genanntes Europa-Buch, mit Schweigen begegnen. Für einen Autor ist totgeschwiegen zu werden das Schlimmste. Lassen Sie mich den Hintergrund meiner Beobachtung der europäischen Sinnkrise erzählen:

Ich kam 1962 als Achtzehnjähriger nach Deutschland und seit 1973 bin ich ein deutscher Professor. Dreißeig Jahre im deutschen akademischen Leben tätig zu sein, macht einen Großteil meines Lebens aus, der nicht immer glücklich war. Als Islam- und Nahostexperte, oder hämisch, aber nicht sehr böse formuliert, als ein Fernseh-Kommentator für Schießereien im Nahen Osten zu gelten, ist nicht die Art von Anerkennung, die ich mir wünsche. Ich möchte diese Rolle nicht mehr spielen und rede deshalb vor Ihnen über Europa, über europäische Werte sowie europäische Identität und beanspruche ein Aufklärer und Kulturdolmetscher zu sein. Hierbei will ich über die Aktualität des Humanismus reden und ansprechen, dass die Europäer wieder über ihre Identität nachdenken sollten, um diese neu zu bestimmen und den veränderten Bedingungen anzupassen. Nicht nur Deutsche, auch andere Europäer – am extremsten unter ihnen sind die Niederländer – gehen durch diese als Sinnkrise zum Ausdruck kommende Identitätskrise, bei der europäische Postmodernisten, Multikulturalisten und Kulturrelativisten – alle drei sind in vielerlei Hinsicht synonym – europäische Werte verleugnen. Ich nenne dies einen Übergang „von der Euroarroganz zur Selbstverleugnung“.<sup>5</sup>

**Zweitens:** Der nächste Grund, der die Aktualität des Humanismus bedingt, hängt damit zusammen, dass wir in einem Zeitalter des Zivilisationskonflikts leben. Ich werde dies später näher erläutern, hier will ich zunächst nur argumentieren, dass der Humanismus in diesem Konflikt als Brücke dienen kann. Welt-Frieden ist heute Frieden zwischen den Zivilisationen. Hierbei kann der Dialog zwischen Kulturen und Zivilisationen wichtige Aufgaben erfüllen. In dieser Hinsicht hatte ich die Ehre, zu einem Buch des Altbundespräsidenten ROMAN HERZOG beizutragen.<sup>6</sup> Wir beide sind uns einig in der Einschätzung, dass der Dialog den Zusammen-

prall unterbinden kann. Es freut mich daher besonders, dass Sie ihn für die Verleihung des Humanismus-Preises ausgewählt haben, und denke, dass Sie die richtige Entscheidung getroffen haben. Der Dialog zwischen den Zivilisationen kann auf die Renaissancetradition zurückgreifen und einen wichtigen europäischen Beitrag zur kulturübergreifenden internationalen Moralität leisten; hierdurch können wir eine Brücke zwischen dem Islam und Europa schlagen. Die Neubelebung des Humanismus und seiner Werte kann aus diesem Rückgriff hervortreten und dies ist meine zentrale These.

### **Einleitende Bemerkungen:**

#### **Der Rahmen der These**

Europäische Werte bauen auf dem Humanismus auf, der heute aus den vorgenannten zwei Gründen hochaktuell ist. Dieser Kerngedanke wird den Aufbau und den weiteren Verlauf meines Referats weitgehend bestimmen.

In jüngster Vergangenheit hat Altbundespräsident HERZOG in seinem „*Preventing the Clash of Civilizations*“ es geschafft, für die Öffnung gegenüber anderen Kulturen bei gleichzeitigem Festhalten an der europäischen Identität und den europäischen Werten zu argumentieren. HERZOG tat dies auf Englisch, weil dies die Sprache der Globalität ist, und diese Auffassung teile ich mit ihm. Meine Denksprache ist Deutsch, meine Kommunikationssprache ist Englisch, obwohl meine Muttersprache Arabisch ist. Heute muss man, wenn man international kommunizieren will, Englisch sprechen, und HERZOG tat dies mehrfach im Dialog. Wenn man das nicht kann, dann kommt man über den eigenen Kulturkreis nicht hinaus und erreicht die Menschheit nicht. Das weiß Herr Altbundespräsident HERZOG. Und deswegen haben wir, seine Freunde, seine Reden zunächst in New York – nicht in Deutschland – unter dem Titel „*Preventing the Clash of Civilizations. A Peace Strategy for the Twenty-First Century*“, veröffentlicht. Mein Beitrag in dieser Schrift von HERZOG lautet: „*International Morality and Cross-Cultural Bridging*“ („Internationale Moralität und kulturübergreifender Brückenschlag“, vgl. Anm. 5). – Der Humanismus, als interzivilisatorischer Konsens, und nicht

ein konstruiertes Weltethos ist diese Brücke. Auch RAU besteht in seiner Berliner Rede darauf, den Dialog mit den Kulturen der Einwanderer unter Bewahrung der europäischen Werte zu führen.

Nachdem ich die geistigen Grundlagen meiner Werte-Diskussion erläutert habe, kann ich im Folgenden zum historischen Rahmen, nämlich Europa und der Islam, übergehen. Beide haben ihre Identitäten in der Auseinandersetzung im Mittelmeerraum bestimmt. Ich habe in den vergangenen Jahren meine Beschäftigung mit dem Islam über die Mittelmeerregion hinaus ausgebaut und bin in diesem Zusammenhang dem Islam-Reformer ABDULRAHMAN WAHID begegnet, der indonesischer Präsident geworden ist und gemeinhin beim ehrerbietigen Titel GUS DUR genannt wird. Er ist der einzige islamische Reformer, der es geschafft hat, politisch so hoch aufzusteigen und zum Präsident der stärksten islamischen Nation (210 Millionen) zu werden. Wie ROMAN HERZOG gehört GUS DUR zu den Politikern, die auf der Basis eines Wertekonsenses Brücken zwischen den Zivilisationen aufbauen wollen. Am Beispiel von GUS DUR will ich zeigen, dass eine Debatte über Werte nicht Exklusivität und Selbstabgrenzung bedeuten muss, wie dies z. B. beim Gerede über asiatische Werte geschieht. Jede Zivilisation hat das Recht, sich auf ihre zivilisatorischen Werte zu besinnen. Aber wenn Europäer über europäische Werte reden, erhalten sie nicht selten von bestimmten Leuten Schläge mit der Keule des Rechtsradikalismus, ja Rassismus. Warum? Über europäische Werte zu reden impliziert nicht, für eine „Festung Europa“ einzutreten. Ohne eine klar bestimmte Identität und ein Bewusstsein über die entsprechenden Werte können Europäer keinen Dialog mit anderen Zivilisationen führen. Auch in Indonesien setzt der Dialog zivilisatorisches Werte-Bewusstsein voraus.<sup>7</sup> Dies hat weder mit Rechtsradikalismus noch mit Rassismus zu tun. Mein Einsatz für europäische Werte erfolgt in einem Buch, das ich meinem jüdischen Lehrer HORKHEIMER mit einem Zitat von ihm widme, in dem er als Opfer der NS-Verbrechen zur Verteidigung der europäischen Werte aufruft (vgl. Anm. 4).

So argumentiere ich als Humanist. Und zu meiner kulturellen Identität gehört es, Semit zu sein. Ich denke, Rassismus<sup>8</sup> ist eines der größten Übel der Menschheit. Ein Zivilisationsbewusstsein ist kein Rassismus. Dieses Übel verwässert man, ja man verniedlicht es, wenn man läppische *faux pas* gleich als Rassismus bezeichnet. Mich als Nicht-Europäer können mit dieser Kritik angesprochene deutsche Gesinnungsethiker mit ihren Keulen nicht treffen, diese sind für Deutsche unter sich vorbehalten. Wenn ein Deutscher über europäische Werte redet, dann wird er bedauerlicherweise in die Nähe des Rassismus gebracht. Dagegen sage ich: über Werte der Zivilisationen zu sprechen, ist gerade in unserem Zeitalter sehr wichtig. Sonst können Menschen aus unterschiedlichen Zivilisationen nicht miteinander reden. Was wäre sonst der Inhalt des Dialogs zwischen den Zivilisationen?

Über diese Probleme zu sprechen ist der Gegenstand meines Vortrages, den ich im Folgenden in fünf Teile untergliedere. Ich lese hier kein Manuskript ab, spreche also nicht zu ihnen wie ein deutscher Professor, obwohl ich in dieser Eigenschaft an der Universität Göttingen lehre. Als Orientale erlaube ich mir, über einen Umweg diese Eigenschaft der Redekunst zu erklären, wozu ich mit folgender Anekdote überleiten möchte:

Schon als Kind war es mein größter Wunsch, nach Harvard zu gehen. Meine Eltern aber sind sehr Deutschland-freundlich und wollten nicht, dass ich in die USA gehe; sie haben deshalb also darauf bestanden, dass ich in Deutschland studiere. So kam ich im Oktober 1962 nach Deutschland und studierte nach Erlernen der deutschen Sprache bei ADORNO, HORKHEIMER, HABERMAS und FETSCHER in Frankfurt. Bei IRING FETSCHER habe ich 1971 promoviert. Nach zwanzig Jahren Leben in Deutschland erfüllte sich mein Traum, zwar nicht als Student, sondern als Gast-Professor nach Harvard zu gehen. Dort habe ich Anfang Februar 1982 meine Antrittsvorlesung gehalten. Zugegebenermaßen war ich sehr aufgeregt, sehr ängstlich, sehr angespannt. So wie es für jeden Muslim der Wunsch ist, seine religiöse Pflicht zu erfüllen

und nach Mekka zu gehen, wünscht sich wohl jeder Wissenschaftler ins akademische Mekka nach Harvard. Ich habe für die Antrittsvorlesung ein Referat geschrieben – ich kann Ihnen das hier sagen –, welches ich fünfmal oder gar sechsmal überarbeitet und mit mindestens zwanzig *rehearsals* geübt habe, wie man es vorträgt. Ich dachte, damit komme ich im Mekka der Wissenschaft gut an. Und doch erlebte ich eine Überraschung, auf die ich nicht gut vorbereitet war.

Nachdem ich die Antrittsvorlesung gehalten hatte, haben meine Harvard-Kollegen gesagt, das war o.k. Aber o.k. bedeutet im Amerikanischen „es geht“, also es war nicht sehr gut! Anschließend haben sie mich zum Harvard Faculty Club mitgenommen, zu einem Fest-Dinner. Ich war neugierig zu erfahren, was ich falsch gemacht habe. Und die Antwort war: Die Gedanken seien in Ordnung gewesen; die Argumentation sei sehr gut aufgebaut, „*but ...*“ Und dann kam der entwaffnende Satz: „*We know your Middle-Eastern background* (wir kennen Ihren nahöstlichen oder orientalischen Hintergrund). *Why do you lecture like a German professor* (warum halten Sie Ihre Vorlesung wie ein deutscher Professor)?“ Ich fragte: Was habe ich denn so typisch Deutsches gemacht? Die Antwort war: Sie haben keinen freien Satz gesprochen; Sie haben alles abgelesen. Sie haben keinen einzigen „*joke*“ erzählt, keine einzige Anekdote. Verwundert erwiderte ich: Erzählt man bei Vorlesungen in Harvard Witze? Da haben sie gesagt: Sie sind hier in Amerika. *You have to capture the mind of your audience* (Sie müssen die Leute begeistern), wenn sie referieren und hierfür benötigen sie Anekdoten oder einen guten Witz, mit dem sie ihr Anliegen veranschaulichen. Wenn Sie das nicht machen, dann fallen Sie gleich durch. Das Klischee vom deutschen Professor, „*stiff* (steif)“ zu sein, erfüllte ich als germanisierter Araber. Mit dieser Anekdote will ich Ihnen veranschaulichen, dass ich in den folgenden Denkstufen meines Referates der Ansicht widerspreche, „am deutschen Wesen solle die Welt genesen.“ Die Welt ist größer und vielfältiger als Deutschland. Ich habe mich seitdem degermanisiert und nun stehe

ich vor Ihnen, um über europäische Werte zu sprechen. Der Sinn dieser Anekdote ist, Ihnen zu vermitteln, dass man im Dialog zwischen den Kulturen und Zivilisationen erkennen muss, dass andere Menschen andere Diskurse erfordern. Zur Toleranz gehört, dies nicht nur einzusehen, sondern auch zu praktizieren.

Im ersten der fünf Schritte meiner Argumentation bekräftige ich meine These, dass wir im Zeitalter des Zivilisationskonfliktes Dialog benötigen. Dieser bedarf einer geistigen Basis und daher bildet die Werte-Problematik seinen Rahmen. Der zweite Teil widmet sich dem Zivilisationskonflikt als Kontext des Gesprächs über die europäischen Werte, und hier stelle ich Fragen. Im dritten Teil argumentiere ich, dass wir in unserer Zeit keine Frage beantworten können, ohne in die Geschichte zurückzugehen. Im vierten Teil gehe ich auf den Humanismus als Quelle der europäischen Werte und Brücke zwischen Europa und den anderen ein. Erst im fünften Teil komme ich noch einmal zu der Frage der europäischen Werte zurück. Aber dann habe ich in Stufen die entsprechende Vorarbeit geleistet, so dass ich dann fundierte Aussagen vornehmen kann.

### **Die erste Denkstufe:**

#### **Der Rahmen und die Fragestellung:**

##### **Die Werte-Problematik**

Nun möchte ich, wie angekündigt, meine These in fünf Schritten erläutern und leite meine Überlegungen über Werte, hier europäische Werte, und deren Bedeutung für den Dialog – der angeführten Harvard-Erfahrung entsprechend – mit einem Beispiel ein, weil ich es seitdem ablehne, vergeistigt und abstrakt zu argumentieren. Vor dieser Marburger Rede war ich im März in Cordoba. Wir führten dort den zweiten Dialog zwischen *opinion-leaders* aus Judentum, Islam und Christentum, um den „Geist von Cordoba“ als eine Strategie für das 21. Jahrhundert neu zu beleben. Damals reiste ich nach Cordoba – wie nach Marburg – von Harvard an; ich erzählte bei einer Geselligkeit, dass ich nach der Rückkehr aus Cordoba in die USA schon wieder nach Europa zurückreisen würde, um die *key note address* beim Altphilologenverband zu halten.



Da fasste sich mein dort anwesender Harvard-Kollege und Freund HERBERT KELMAN<sup>9</sup> an den Kopf, sagte dann auf Deutsch: „Du hältst ein Referat bei den Altphilologen (*classical philologists*)? Was hast du ihnen zu sagen? Du kommst viel herum, du sprichst im Fernsehen, aber jetzt auch bei den Altphilologen? *Do you have a message for them?*“ Meine Antwort war: „*Herb, there is a real message, and the message is about humanism and about its values.*“ Da sagte er: „Was hat der klassische Humanismus mit deiner Arbeit zu tun?“ Und ich entgegnete: „Speziell auch für dich: Humanismus ist heute das Allerwichtigste im Bereich der Vermittlung.“ Die Werte des Humanismus können als eine Brücke dienen, Humanismus als Orientierung bei der *mediation*. Damit spreche ich vom Humanismus als einer Brücke zwischen den Zivilisationen. Das ist die zentrale Idee, die ich nach dieser Veranschaulichung abstrakt so fassen kann: Zivilisationen sind Gruppierungen von Lokalkulturen, die einander normativ und weltanschaulich ähneln bzw. durch eine Religion verwandt sind. Jede Zivilisation hat ihre Werte, Normen und Weltbilder, die oft als absolut gelten. Auf der Basis eines am Primat der Vernunft orientierten Humanismus können interkulturelle und interzivilisatorische Brücken geschlagen werden. Dadurch wird der klassische Humanismus relevant für unsere Zeit des Zivilisationskonflikts.<sup>10</sup>

In diesem Zusammenhang möchte ich einen der großen Zivilisationsforscher unserer Zeit, LESLIE LIPSON, zitieren. Er ist Emeritus in Berkeley und hat ein Buch geschrieben, das als Standardwerk gilt, aber leider nicht ins Deutsche übersetzt worden ist. Es heißt „*The Ethical Crises of Civilization*“. Das Buch behandelt alle Zivilisationen der Welt und stellt ihre weltgeschichtlichen Beziehungen zugleich als interzivilisatorischen Austausch und gegenseitige Eroberung dar. Beide Dimensionen sind auch Bestandteil der Interaktion zwischen Europa und dem Islam. Zum gegenseitigen Austausch schreibt LIPSON:

„ARISTOTELES drang durch die Hintertür nach Europa ein. Seine Rückkehr (nach Europa, B. T.) erfolgte dank der Araber, die das griechische

Erbe nach ihrer Eroberung von Syrien entdeckten und die entsprechenden Werke ins Arabische übersetzten. AVERROËS und AVICENNA waren von ARISTOTELES beeinflusst.“<sup>11</sup>

Auch der große Renaissance-Historiker JACOB BURCKHARDT führt mit Anerkennung die „Kenntnis und Bewunderung der bedeutenden Kulturhöhe der islamischen Völker“<sup>12</sup> als Bestandteil der Geschichte der europäischen Renaissance an.<sup>13</sup> Angesichts dieses historischen Sachverhalts war ich sehr glücklich, als mich ein Altphilologe beim Betreten dieses Saales darauf ansprach und mir sagte, dass die Araber nicht nur Übersetzer von ARISTOTELES waren. Er sagte – ich würde das mangels Kompetenz nicht wagen zu sagen und zitiere deshalb den Kollegen Altphilologen, einen Experten auf diesem Gebiet: „Die Renaissance-Europäer haben das griechische Erbe übernommen, aber die Araber hatten ARISTOTELES noch besser verstanden.“ Sehen Sie, wie aktuell der klassische Humanismus ist? Die islamischen Rationalisten entfalten das Erbe der griechischen Klassik weiter und ehrten ARISTOTELES als „AL-MU‘ALLIM AL-AUWAL / den ersten Lehrer“.

Nun zu Europa: HABERMAS zeigt in seinem großen Werk über den Diskurs der kulturellen Moderne, dass die Renaissance ein Bestandteil der entsprechenden Entwicklung ist. Die Urquelle des Humanismus ist Athen. Was passierte, als „die islamischen Aufklärer“ – denn es gibt auch andere – das griechische Erbe an Europa weitergegeben haben? LESLIE LIPSON sagt in seinem zitierten Buch: „Die grundlegende Quelle der europäischen Inspiration verlagerte sich vom Christentum nach Griechenland, von Jerusalem nach Athen.“<sup>14</sup> Ich wiederhole, dieses Erbe ist heute sehr aktuell. Wenn ich dies sage, darf ich nicht vergessen, dass ich vor Experten über den Hellenismus spreche und so muss ich eine Legitimität dafür finden, vor Autoritäten des Altphilologenverbandes über den Humanismus zu referieren. Denn es liegt mir fern, mir anzumaßen, Ihnen hier etwas über Humanismus und die Antike vorzutragen, weil ich eher von Ihnen als umgekehrt lernen kann. Warum stehe ich dann trotzdem hier? Das muss irgendeinen Sinn haben. Dieser besteht darin, dass ich als

Humanist – ich leitete mein Referat mit einer Selbstbestimmung als muslimischer Humanist ein – zu humanistisch orientierten Europäern spreche. Mein Anliegen besteht darin, eine Botschaft über den Dialog aus der nicht-europäischen Welt an Sie weiterzugeben, eine Botschaft von der Notwendigkeit des Dialogs zwischen den Zivilisationen und auf dieser Ebene den Platz des Humanismus für unsere Zeit als Weltzeit zu bestimmen.

Die Entstehung der europäischen Werte und ihre Quellen sowie ihre Bedeutung für den Dialog der Kulturen ist die Problematik, die hier mit der Prämisse, dass der Humanismus für unsere Zeit relevant ist, von einem Nicht-Europäer angesprochen wird. Meine Heimat Damaskus liegt nicht in Europa, sondern, wie die Deutschen sagen, „unten im Nahen Osten“. Ich musste lernen, dass dieser Begriff geographisch falsch ist. Als ich 1994 in Neu-Delhi geforscht habe und danach in Richtung Kairo abreisen wollte, wurde für mich ein Abschiedsfest gegeben. Hierbei fragten mich indische Kollegen: „*Where are you heading to tomorrow?*“ Ich antwortete: „*I am heading to the Middle East.*“ Sie waren hierüber belustigt und fragten witzig, ob ich in der Schule so schlecht in Geographie war. „*You are flying to Cairo, and Cairo is in the West of New Delhi.*“ Das heißt, von Indien aus gesehen ist der Nahe Osten doch Westasien. Der Orient ist vielleicht ein Naher Osten von Marburg, nicht aber von Neu-Delhi aus gesehen. Ich frage: Komme ich aus dem Nahen Osten oder aus Westasien? Auf alle Fälle ist es klar, dass ich nicht aus Europa stamme, aber ich darf doch über Europa reden. Und mit welcher Berechtigung? Meine Antwort auf diese Frage ist ein Hinweis auf Werte und Identität; und die Werte-Problematik ist ihre Substanz. Verzeihen Sie bitte den Umweg, aber so denkt man im Orient.

Ich bin Wahleuropäer geworden. Ich kämpfe dafür, dass der Begriff „Europäer“ von seinem ethnischen Inhalt getrennt und an Werten orientiert wird. Auf diese Weise kann ein liberaler Jude wie z. B. SHLOMO AVINERI – er ist deutschsprachiger Israeli polnischer Herkunft – ein Europäer und Israeli sein. Ich bin Syrer und Europäer – Europäer sein heißt für mich, europäische

Werte anzunehmen und sie zu vertreten, nicht aber eine ethnische Bestimmung, die zudem im Namen und Aussehen einen Niederschlag finden. Es leben Millionen von Menschen in Europa, die von außerhalb des Kontinents stammen. Sie werden zahlenmäßig immer mehr. Und wenn man sie integriert, dann werden sie Europäer. Wenn man sie nicht integriert, besteht die Gefahr, dass unerfreuliche alte Dinge aus der Geschichte sich wiederholen könnten. Werte, hier europäische Werte des Humanismus, sind der Rahmen der Integration und der Verhinderung unerfreulicher Entwicklungen durch Friedenspolitik.

Ich begreife mich als europäischen Humanisten, obwohl ich aus Damaskus komme. Daher, meine ich, gibt es eine Motivation, hier über europäische Werte zu reden. Der Anlass ist die bereits angeführte Aktualität des Humanismus. Meine Legitimation, hier darüber zu reden, ist die eines Vermittlers zwischen den Zivilisationen. Ich glaube, der Humanismus kann als eine Brücke zwischen den Zivilisationen dienen. Ich möchte hier – das ist wirklich keine Schmeichelei – ein Lob an den Deutschen Altphilologenverband richten: Sie sind die allererste deutsche Institution – bisher hat keine zweite mich je eingeladen, über diese Problematik zu sprechen – die mir die Ehre gibt, über Europa zu reden. Ich bin sogar von der University of Adelaide in Australien eingeladen worden, und zwar von der Australian Association of European History, über Europa zu reden. Ich sollte als Araber, der in Deutschland lebt, über Europa reden. Dies tat ich auch in Sydney und Melbourne. Meine australischen Gastgeber wollten von mir über die „*Crisis of Identity in Europe*“ hören; sie wollten sich nicht von einem Europäer hierüber berichten lassen, weil ein Europäer vielleicht nicht die notwendige Distanz dazu hätte. Auch von der University of California/Berkeley bin ich eingeladen worden, über islamische Einwanderung und die „*Changing Identity of Europe*“ zu sprechen. Manche Europäer würden sogar sagen, dies habe mit der europäischen Identität nichts zu tun und es gäbe gar keine Sinnkrise. In der Neuen Zürcher Zeitung wurde über mein Buch „Europa ohne Identität?“ in einer



Rezension<sup>15</sup> dem Sinn nach gefragt: Wovon redet der Autor, wenn er von Sinnkrise der Europäer spricht? Was ist die Sinnkrise in Europa? Dass es eine solche Sinnkrise gibt, ist bis nach Australien gedungen, nicht aber bis zur Redaktion der Neuen Zürcher Zeitung oder zur Berliner Ausländerbeauftragten BARBARA JOHN, die sich im SFB ähnlich über jenes Buch äußerte. Ich bin ihnen dankbar, dass sie mir die Chance geben, hier über diese Thematik zu reden, und es tolerieren, dass ich kritisch die Werte-Beliebigkeit als eine Gefahr für den inneren und äußeren Frieden in Deutschland anspreche.

Der Ausgangspunkt sind die europäischen Werte. Ich unterstelle: Es gibt europäische Werte; und auf ihnen baut die europäische Identität auf! Als ich bei einer Pressekonferenz von Bertelsmann in München mein Buch „Europa ohne Identität?“ vorstellte, fragte mich ein leitender Redakteur der Süddeutschen Zeitung: „Wovon reden Sie? Gibt es europäische Identität?“ Ich habe gesagt: „Als ein Nicht-Europäer weiß ich dies nicht“ – das Wort „dummlich“ ging mir für die Charakterisierung der Frage im Kopf herum, aber ich sprach dies nicht aus. Nun, es gibt doch europäische Werte, aber auch Redefreiheit in Deutschland.

### **Der zweite Schritt:**

#### **Der Werte-Dialog im Kontext des Zivilisationskonfliktes**

Im zweiten Schritt möchte ich die Begegnung mit Anderen thematisieren, bei der man über die Wahrnehmung der Differenzen viel über sich selbst lernt. Hierbei müssen wir folgende Tatsache vergegenwärtigen: Es gibt Globalisierung in der Wirtschaft, in der Politik, in der Kommunikation, in den Transportmitteln – innerhalb von ein paar Stunden konnte ich von der Ostküste Amerikas zu Ihnen nach Marburg kommen; aber es gibt keine Universalisierung von Kultur! Was in unserer Zeit geschieht, kann man nur wirklich erfahren, wenn man viel in der Welt reist und dabei anderen Menschen begegnet. Die Medien berichten nicht über Substanz; über sie ist diese Begegnung nicht möglich. Wenn Sie viel herumgereist sind, können sie

sehen, dass die meiste Berichterstattung nicht stimmt. So lässt sich im Bereich der Kultur keine Globalisierung feststellen. Genau das Gegenteil, ich nenne dies kulturelle Fragmentation<sup>16</sup>, ist die Wirklichkeit unserer Welt.

Fragmentation ist Dissens und kein Ausdruck der Vielfalt; sie ruft Werte-Konflikte hervor, die für den Weltfrieden eine Gefahr sind. Miteinander zu reden, zwischen den Zivilisationen Kommunikationsstrukturen zu errichten, ist die Alternative. Aber um miteinander zu reden, sind zwei Voraussetzungen erforderlich: Man muss genug über sich selbst wissen, und man muss zu sich, d. h. zu den eigenen Werten und der damit korrespondierenden Identität stehen. Zu sich stehen heißt nicht, Nationalist zu sein oder ethnisch-exklusiv zu denken; es ist vielmehr eine Voraussetzung für den Umgang mit dem Anderen. Wenn ich keine Identität habe, wie kann ich dann mit anderen Leuten reden? Dazu muss ich Wissen über andere haben. Denn wenn man diese Voraussetzung nicht erfüllt, wird der Dialog zu einer Worthülse degradiert. Ich will dies am Beispiel des Evangelischen Kirchentages von 1999 in Stuttgart veranschaulichen: Kirchenväter haben Islamisten, d. h. Vertreter der fundamentalistischen Strömung des Islam als Gesprächspartner eingeladen. Diese haben den Christen viele Märchen erzählt, und dennoch hat man ihnen Glauben geschenkt, weil man den Unterschied zwischen Islam und Islamismus nicht kannte. Kurz: Wenn ich mit jemandem rede, dann muss ich etwas über mich und ihn wissen. Öffnung und Toleranz müssen hierbei vorhanden sein. Toleranz und Ignoranz aber vertragen sich nicht, ja diese Kombination kann abenteuerliche Folgen haben.

Ich lege großen Wert darauf, gerade in Deutschland offen zu reden, wo Keulen gegen Andersdenkende bereitstehen. Eine der „sanften“ Keulen ist es, wenn über einen Wissenschaftler oder einen Schriftsteller geurteilt wird, er sei umstritten. Wenn Sie sagen, jemand ist umstritten, dann ist das ein verniedlichender Ausdruck für das Urteil „er ist nicht ernst zu nehmen“.<sup>17</sup> Dann gibt es andere, härtere Keulen: Auf meinem Arbeitsgebiet gibt es die „Huntington-Keule“.<sup>18</sup> SAMUEL HUNTINGTON ist

der angesehenste Professor in Harvard. Er hat ein Werk geschrieben, das als „umstritten“ gilt. Wenn ich dies sage, benutze ich jedoch das Wort im englischen Sinne von „*disputed*“; dieses Wort hat eine andere Bedeutung als das deutsche „umstritten“ und ist frei von den in Deutschland damit verbundenen Konnotationen. Ich stimme mit HUNTINGTON in mehreren Punkten nicht überein, schätze ihn aber dennoch sehr und er weiß es. Trotz Meinungsunterschieden sind wir Freunde. Wir sitzen zusammen, wir essen zusammen, wir führen Projekte zusammen durch.<sup>19</sup> Im Vorwort zu meinem in Harvard entstandenen Buch „Fundamentalismus im Islam“ (Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2000) schreibe ich offen, dass viele deutsche Professoren, die HUNTINGTON dämonisieren, von ihm Toleranz und Umgang mit Andersdenkenden lernen können. Trotz aller Differenzen zwischen uns, in einem Punkt hat er Recht: Wir leben im Zeitalter des Zivilisationskonflikts.<sup>20</sup> Dies kann man nicht gesinnungs-ethisch wegreden, wie dies in Deutschland geschieht.

Es gibt heute Werte-bezogene Konflikte zwischen den Zivilisationen. Die Idee des Nationalstaates zum Beispiel oder die Idee des demokratischen Staates in Westeuropa und Nordamerika ist allgemein bekannt: sie beruht auf den Werten ‚Trennung zwischen Religion und Politik‘ und ‚Volkssouveränität‘. Im Iran aber werden z. B. alle Zeitungen der Opposition durch die Islamisten mit der Begründung verboten, sie beleidigten den Islam. Die Beleidigung des Islam besteht darin, zu sagen, Gott sei kein politischer Herrscher und daher gehe Souveränität auf Erden vom Volk aus. Diese demokratische Orientierung wird als Beleidigung des Islam verurteilt. Aber in Europa gehört Volkssouveränität zu den zentralen Werten. Hier entsteht ein Werte-Konflikt. Jede Zivilisation hat ihre eigenen Werte und Weltanschauungen.<sup>21</sup> Diese Unterschiede zwischen den zivilisatorischen Werten können durch Globalisierung nicht abgeschafft werden. Die Zivilisationen kehren zurück in die Weltgeschichte, in die Politik, in unseren Alltag; sie werden zu einer zentralen Fragestellung, obwohl man das in Deutschland nicht wahrnehmen will: Man

bedient sich der HUNTINGTON-Keule, um damit jede Diskussion über diesen Gegenstand zu unterbinden. Ein Berliner Professor, der nie ein Buch veröffentlicht hat, schrieb dem Bundespräsidenten HERZOG, ihn quasi auffordernd, mich von einem Dialog im Schloss Bellevue mit der Begründung auszuladen, ich hätte das Buch „Krieg der Zivilisationen“ geschrieben, in dem HUNTINGTON häufig zitiert wird. „*No comment!!*“

Es ist möglich, noch weitere Beispiele für die vergiftete geistige Atmosphäre in Deutschland anzuführen, bei denen deutlich wird, wie Sittenwächter offene Debatten verhindern, aber es ist produktiver, bei der Sache zu bleiben. Es genügt anzumerken, dass, wenn jeder, der sich mit Zivilisationen beschäftigt, als kalter Krieger gelte, man auch den Alt-Bundespräsidenten und mich als solche bezeichnen müsste, wir aber sind Friedensstifter (vgl. Anm. 6). Gefahren kann man nur vorbeugen, wenn man sich damit auseinandersetzt. Die Arbeit bei der Diagnose des Zivilisationskonfliktes ähnelt der eines Arztes. Ein Arzt, der über Krebs forscht, wird von niemandem verdächtigt, ein Anhänger des Krebses zu sein. Wertebezogene Zivilisationskonflikte sind – wie Krebs – eine Realität, die diagnostiziert werden muss. Ich erlebe sie jeden Tag in Deutschland, in Amerika und auf meinen Reisen weltweit. Ich reise nicht nur tageweise, sondern ich lebe auch in den Ländern, die ich bereise, und ich spreche ihre Sprachen. Wenn man sich mit diesem Gegenstand beschäftigt, dann ist das Friedenspolitik. Daher heißt der Untertitel des Buches von ROMAN HERZOG „*A Peace Strategy for the Twenty-First Century*.“ Der Fischer Verlag hat eine Übersetzung veröffentlicht. Sie heißt: „Wider den Kampf der Kulturen“ – ich war wütend, als ich dies gesehen habe! „*Clash of Civilizations*“ ist nicht „Kampf der Kulturen“! Es gibt Klassenkampf, es gibt „Mein Kampf“, und in dieselbe Richtung bringt man Zivilisationskonflikte, wenn man sie als „Kampf der Kulturen“ bezeichnet. Daher wird der, der über „Kampf der Kulturen“ redet, implizit in die Nähe desjenigen gerückt, der über „Mein Kampf“ redet oder über Klassenkampf. Aber ein „*Clash of Civilizations*“ ist

ein Ausdruck für Werte-Konflikte und nicht für Kampf.

Ein Bereich der Werte-Konflikte ist die Migration. Es ist eine Realität: Europa ist ein Einwanderungskontinent geworden, ob man es mag oder nicht. In Westeuropa leben zur Zeit 15 Millionen muslimische Migranten, dazu noch weitere Millionen aus anderen Teilen der Welt. Hier entstehen Werte-Konflikte auf dem europäischen Kontinent selbst. Darüber hinaus gibt es Wertekonflikte in der internationalen Politik. Daher muss man sich diesen Fragen stellen.<sup>22</sup>

Bevor ich zum dritten Schritt in meiner Argumentation übergehe, möchte ich meine Ausführungen zum zweiten Teil über europäische Werte im Zusammenhang mit dem Dialog spezifizieren. Der Dialog über Werte muss von drei Erfordernissen bzw. Fragen geleitet sein:

**Erstens:** Die Dialogpartner müssen jeweils zu der eigenen zivilisatorischen Identität stehen. Wenn man wie der schon zitierte, leitende Redakteur der Süddeutschen Zeitung fragt: „Gibt es so etwas wie europäische Identität?“, dann wird unterstellt: „Europäer haben kein Ich und haben keine Werte.“ Die Europäer wären dann sozusagen „Luft“, mit ihnen könnten Menschen aus anderen Zivilisationen nicht reden und vor ihnen könnte man keinen Respekt haben. Dies wären die Konsequenzen jener Behauptung. Wenn Sie einen Muslim oder Chinesen beleidigen wollen, dann fragen Sie ihn, ob er eine zivilisatorische Identität habe! Das ist eine schlimme Beleidigung. Man muss die eigene zivilisatorische Identität bestimmen, ja, ein zivilisatorisches Bewusstsein entwickeln, ohne sich von anderen abzusondern. Das ist machbar: Ich bin stolz auf meine Identität, und trotzdem bin ich offen für andere! Und ich sehe keinen Widerspruch darin, Muslim und Wahleuropäer zu sein. In dieser Debatte wird von manchen unterstellt, zivilisatorisches Bewusstsein für Europäer münde in der Ideologie „Festung Europa“ oder in einem neuen „Nationalismus“. Natürlich werden noch schlimmere Worte hier benutzt, deren Zitierung ich mir erspare. Europa ist nicht nur Euro, Europa ist nicht nur die Europäische Union, Europa ist viel mehr als das.

Die zivilisatorische Identität Europas ist viel wichtiger als der Euro, und wer sie bestreitet, der schreibt Europa ab. Es ist peinlich, wenn ein Muslim aus dem Orient Europäern dies sagen muss.

**Zweitens:** Es ist auch erforderlich, Wissen über andere zu haben, mit denen man redet. Wissen über andere zu haben, heißt weder Schwärmerei noch Ablehnung. Eines meiner deutschen Vorbilder ist HELMUTH PLESSNER. Leider habe ich ihn nie persönlich getroffen. Denn als ich nach Göttingen kam, lag er im Sterben und ich konnte ihn noch nicht einmal sprechen. Das Buch von PLESSNER, „Die verspätete Nation“<sup>23</sup>, ist nach meiner Ansicht eine Pflichtlektüre für jeden gebildeten Deutschen. Mir hat es unendlich viel geholfen, Zusammenhänge besser zu verstehen. PLESSNER sagt: wir Deutschen haben im Vergleich zu unseren europäischen Nachbarn kein Mittelmaß. Entweder verdammen wir oder wir verherrlichen.“ Er bringt als Beispiel den Staat. Es gibt Deutsche, die sagen, der Staat ist das höchste Gut. Und andere wollen keinen Staat haben. Und in Bezug auf Einwanderer gibt es die deutschen Extreme: „Ausländer raus“ und „Alle Ausländer rein“. Aber es gibt immer einen Mittelweg. Unser Gegenstand hier ist: Im Umgang mit anderen Kulturen nicht verherrlichen und nicht ablehnen, sondern ausgewogen sein. In der Praxis führen die angeführten Extreme in Deutschland in Bezug auf Einwanderung zu einer Tollhaus-Atmosphäre.<sup>24</sup> Typisch für diese Tollhaus-Atmosphäre ist die Debatte, die über den Islam in Deutschland öffentlich geführt wird; so gab es bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels an Frau SCHIMMEL Pro und Contra. Es liegt ein schönes Buch von einem Deutschen, SIEGFRIED KOHLHAMMER, vor; es heißt „Die Feinde und die Freunde des Islam“.<sup>25</sup> Charakteristisch für beide, also für die Freunde und die Feinde des Islam, sei, dass sie keine Ahnung vom Islam haben. Aber beide wissen, was sie wollen: Für oder gegen sein. Frau SCHIMMEL, die „für“ ist, sagte selbst: „Ich liebe den Islam.“ Dazu hat ein Kommentator, ein Orientalistikprofessor in Freiburg, im Fernsehen gesagt: „Ich liebe meine Frau, den Islam will



ich verstehen.“ Kurz: Im Dialog geht es darum, fremde Kulturen zu verstehen, nicht für oder gegen sie zu sein. Mehr Wissen über sie zu erhalten ist wichtiger als Pro und Contra. Das ist auch eine Grundvoraussetzung für den Dialog.

**Drittens:** Es muss Klarheit darüber bestehen, auf welcher Grundlage der Dialog stattfindet. Dialog heißt nicht: Wir sitzen zusammen und betreiben gegenseitige Beweihräucherung. Das ist kein Dialog. Es geht darum, Wertekonflikte friedlich auszutragen. Das ist der Inhalt dieses Dialogs. Man muss dann einen interkulturellen Konsens anstreben. Dieses Verständnis wurde bei unserem Dialog-Projekt in Cordoba gepflegt: der Dialog zwischen Islam, Judentum und Christentum als friedensorientierte Konfliktaustragung. Es ist möglich, einen gemeinsamen ethischen Kern konsensuell zu erreichen, aber es gibt viele große Unterschiede. Man muss diese Unterschiede ansprechen, statt von einer nicht vorhandenen Weltethik als Konstrukt zu reden, die es in der Realität nirgendwo gibt. Ein Konsens wäre ein besserer Beitrag zum Frieden als ein konstruiertes Weltethos.

### **Im dritten Schritt steht eine historische Aufarbeitung an: Die Geschichte ist die Quelle der Werte-Orientierung**

Im Zeitalter des Zivilisationskonfliktes stehen viele offene Fragen an. Bei der Suche nach Antworten müssen wir auf die Geschichte zurückgreifen. Hier argumentiere ich als Historiker. Während der letzten fünf Jahre habe ich als Historiker gearbeitet und mich vom Beruf des Politikwissenschaftlers, so wie dieser Beruf in Deutschland betrieben wird, weit entfernt. Das Gerede über Zusammenhänge, ohne dabei die Geschichte zu kennen, kann ich nicht mehr hören. Das Ergebnis meiner historischen Arbeit war das Buch „Kreuzzug und Dihad. Der Islam und die christliche Welt“<sup>26</sup>, meine in Harvard verfasste Geschichte des Mittelmeers. Obwohl ich Geschichte nur im Nebenfach studiert habe, habe ich den Grundsatz gelernt: Ohne die Geschichte zu kennen, ist man nicht in der Lage, eine Antwort auf die anstehenden Fragen zu geben. Wir müssen die Geschichte kennen, auf sie zurückgreifen, und ihre Lehren vergegen-

wärtigen. Nur auf diese Weise können wir Grundlagen für eine bessere Zukunft legen. Diese Erkenntnis hat aus folgenden Gründen mit unserem Thema zu tun: Wir reden hier über europäische Werte. Hellas ist der Ursprung der europäischen Werte. Ich möchte hier den Begriff „Könnensbewusstsein“ des großen Historikers CHRISTIAN MEIER<sup>27</sup> anführen. Sie alle kennen sein Werk über die Entstehung des Politischen bei den alten Griechen. Sein Begriff „Könnensbewusstsein“ als Weltsicht des klassischen Athens hat mich sehr begeistert. Auch die Muslime haben dieses griechische Erbe übernommen. Dabei geht es um die Verbindung von *téchne* und von *epistéme*, von praktischen Fähigkeiten und von Vernunftkraft. Diese Verbindung ist schließlich in der Renaissance geleistet worden, als Handwerk und Humanismus – nach E. ZILSEL<sup>28</sup> – zu einer Synthese gelangten. Auf diese Weise ist das „Könnensbewusstsein“ in der Renaissance<sup>29</sup> eine historische Realität geworden.

Bei der Debatte über europäische Werte und darüber, welcher Werte-Konsens als Friedensstrategie zwischen den Zivilisationen möglich ist, bieten die Lehren von Hellas, so denke ich, eine Grundlage für die Annäherung und den Konsens zwischen den miteinander wetteifernden Zivilisationen. In der euro-mediterranen Geschichte ist das zweimal passiert. In meinem Buch „Kreuzzug und Dihad“ sage ich: Die Europäer und die Muslime haben vierzehn Jahrhunderte lang Dihad und Kreuzzüge gegeneinander geführt; aber sie haben einander auch Positives gegeben und sich gegenseitig befruchtet. Der Islam entstand im siebten Jahrhundert, aber der Höhepunkt des Islam war erst ab dem neunten Jahrhundert. Zwischen dem neunten und dem zwölften Jahrhundert hat in der islamischen Geschichte eine Hellenisierung stattgefunden. Auf dieser Basis war es möglich, dass muslimische Denker die Ideen der Griechen, die wir alle hier verehren, übernommen haben. Es war kein Widerspruch für sie, diese Ideen mit dem Islam zu verbinden. Zwischen dieser Hellenisierung des Islam und der europäischen Renaissance gibt es eine unmittelbare Brücke; die Muslime haben das altgriechische Erbe

gerettet, islamisch befruchtet und als Beitrag zur Entstehung der modernen Wissenschaft an Europa weitergegeben.<sup>30</sup>

In Zusammenhang meiner Geschichtsdiskussion möchte ich folgendes über die Entstehung meines schon zitierten Beitrags zu HERZOGS Buch berichten. Es geht um die Verehrung des größten Philosophen im Hoch-Islam: AL-FARABI.<sup>31</sup> In der islamischen Zivilisation existieren zwei zentrale Werte, die nicht nur islamisch sind, denn auch Sie als Humanisten würden sie vertreten. Diese Werte sind einmal der Respekt vor dem Buch und die Verehrung des Lehrers. Im Islam ist Kitab/Buch ein Merkmal für Zivilisation. Deswegen gelten im Islam Juden und Christen als Gläubige, als zivilisierte Menschen, weil sie durch die Offenbarung ein Buch empfangen haben. Sie heißen daher *Ahl al-kitab*, also Leute des Buches. Aus dieser Perspektive sehe ich das Internet als Zeichen des Niedergangs der Zivilisation, denn es droht, die Buchkultur zu vernichten. Ohne Buch-Kultur gibt es keine Zivilisation. Meine Studenten in Göttingen legen mir Referate vor, in denen sie aus dem Internet statt Bücher zitieren.

Der zweite angesprochene zivilisatorische Wert ist der Respekt vor dem Lehrer. Die Position des *Mu'allim* ist im Islam sehr wichtig, nicht in der Religion des Islam, wohl aber in der islamischen Zivilisation. Ein *Mu'allim* steht gesellschaftlich weit höher als ein Sultan. Ich war einmal in Zentralasien bei dem Grab von Timur und seinem Lehrer. Das Grab des Lehrers war höher als das Grab des Sultans. Ich beobachtete, wie der Reiseführer Schwierigkeiten hatte, dies seinen Schweizer Touristen zu erklären. Im Islam hat der Lehrer einen höheren Rang; meine deutschen, aber auch die hier geborenen türkischen Studenten verstehen das nicht; sie stehen nicht mehr in jener zivilisatorischen Tradition.

Und nun kann ich die angekündigte Geschichte zu meinem Beitrag zu HERZOGS Schrift erzählen. Der *al-Mu'allim al-auwal*, der erste Lehrer im Islam zwischen dem neunten und zwölften Jahrhundert, war kein Muslim und auch kein Christ: als erster Lehrer galt ARISTOTELES, obwohl er nach orthodox-islamischem Verständ-

nis als ungläubig einzustufen wäre, denn gläubig im Islam ist nur ein Muslim, ein Jude oder ein Christ. Dennoch wurde Aristoteles von den Muslimen als *Mu'allim al-auwal* verehrt; sie haben den wichtigsten Philosophen jener Zeit, den bereits angeführten AL-FARABI, als *al-Mu'allim al-thani*<sup>32</sup>, zweiten Lehrer eingestuft. Das heißt, der Muslim steht eine Stufe unter ARISTOTELES. Das ist ein Beweis, dass Humanismus – hier in dem Sinne der Stellung des Menschen als erkennendes Subjekt, verantwortlich für sein Dasein – verbindet. Die Anerkennung der Werte des Humanismus hilft, Differenzen zwischen Menschen und Kulturen zu überbrücken.

Der Humanismus setzt den Menschen ins Zentrum des Universums; heute tauschen die Grünen den Menschen mit der Natur und ersetzen den Humanismus durch einen fragwürdigen Ökozentrismus. Die Frage, die sich stellt: ist Atheismus die Folge? Ich glaube an Gott. Selbst als ich in Frankfurt studiert habe, ein 68er war und durch die Nähe zur Frankfurter Schule ein kritischer Marxist wurde, blieb ich bei meinem Glauben an Gott. Viele meiner deutschen Freunde sagten damals zu mir: Wie kannst du MARX lesen und an Gott glauben? Ich antwortete ungehalten: Lest ERNST BLOCH, dann versteht ihr es besser. In unserer Zeit wird die Religion im Rahmen der Krise der kulturellen Moderne und ihrer Säkularität politisiert. Gefährlich wird diese Erscheinung, wenn daraus ein religiöser Fundamentalismus<sup>33</sup> hervorgeht. Ich denke, der Humanismus bietet einen Schutz gegen solche Entwicklungen.

Der Humanismus, das „hellenische“ Erbe war historisch die eine Brücke. Am Vorabend der Renaissance, als die islamischen Rationalisten Europa beeinflusst haben, kam es zu einer weiteren Annäherung. Hieraus entstand die Schule der lateinischen Averroisten in Italien. Diese waren Anhänger von IBN RUSCHD, auf Latein AVERROËS. In Norditalien standen die lateinischen Averroisten auf dem Index, weil sie Lehren vertreten haben, die nicht von der Kirche akzeptiert wurden. Diese Averroisten waren Vorboten einer gemäßigten Säkularisierung und des Humanismus. Inhalt dieser Lehre: Es gibt eine religiöse Wahrheit; und es gibt eine

philosophische Wahrheit. Die philosophische Wahrheit ist vernunftorientiert und steht nicht im Widerspruch zum Glauben. Man kann vernunftorientierter Mensch und Christ oder Muslim sein.

Nun möchte ich die dritte Stufe meiner Argumentation abschließen und Sie im Anschluss an den belgischen Historiker HENRI PIRENNE mit einer These vertraut machen, die besagt, dass Europa als zivilisatorische Größe im Rahmen der islamischen Herausforderung entstanden sei. Europa als Kontinent hat es immer gegeben, aber Europa als zivilisatorische Größe, nach HENRI PIRENNE, ist die Antwort auf die islamische Herausforderung im Mittelmeer.<sup>34</sup> Lässt man dieses Argument zu, dann wird hierdurch der islamische Anteil an der Bildung der europäischen zivilisatorischen Identität anerkannt. Diese Vergegenwärtigung gehört zur Problematisierung der Geschichte als Quelle der Werte-Orientierung. Mancher mag PIRENNE als überholtes Wissen über die Geschichte abtun, aber in den achtziger Jahren ist eine amerikanische Studie erschienen, in der die These von PIRENNE erneut historisch bestätigt wurde.<sup>35</sup> Mein Buch „Kreuzzug und Dihad“ enthält leider keine Auswertung dieser damals von mir übersehenen Studie; ich habe sie erst nach dem Erscheinen meines Buches entdeckt. Darin haben die prominenten Historiker und Archäologen HODGES und WHITEHOUSE nachgewiesen, dass die Interpretation von HENRI PIRENNE hier und dort korrigiert werden muss, aber im Wesentlichen in ihren Aussagen richtig ist. Meine Schlussfolgerung aus der PIRENNE-These ist, dass die europäischen Werte in das zivilisatorische Umfeld einzuordnen sind. Die Geschichte war immer Geschichte des Ineinanderwirkens von Zivilisationen. Daher ist es wichtig, dass die Europäer sich öffnen, ohne sich aufzugeben. In meinem Buch „Europa ohne Identität?“ plädiere ich für eine Neubestimmung der europäischen Identität bei dem Versuch, die Sinnkrise zu überwinden: Entromantisierung Europas, aber ohne Selbstaufgabe!

Zum Abschluss des dritten Teils meiner Argumentation gehört die Untergliederung der europäischen Geschichte in vier großepochale Abschnitte:

Zuerst ist das christliche Abendland anzuführen, das im Kern von KARL DEM GROßEN aufgebaut wurde. Das Christentum war früher nach Europa gekommen, aber die Verbindung von Christentum und europäischem zivilisatorischen Bewusstsein ist erst in der Karolingerzeit entstanden. Diese auf der PIRENNE-These und neuerer Forschung aufbauende Interpretation ist in meinem Buch „Kreuzzug und Dihad“, Kapitel II entfaltet.

Als zweite Geschichtsepoche möchte ich die Renaissance anführen. Die Interpretation, die ich aus der etablierten Forschung übernehme, besagt: christliches Abendland und Westen, das ist nicht dasselbe. Denn das christliche Abendland war definiert durch die Religion des Christentums und seine Europäisierung, während die Renaissance auf Athen zurückgriff. Denken Sie an die einleitend zitierte Auffassung des amerikanischen Zivilisationsforschers LESLIE LIPSON, die ich hier wiederhole: „Die grundlegende Quelle der europäischen Inspiration verlagerte sich in der Renaissance vom Christentum nach Griechenland, von Jerusalem nach Athen.“ Die Europäer sind Christen geblieben, obwohl sie von AVERROËS die oben erläuterte Lehre der doppelten Wahrheit übernahmen, die auf Säkularisierung hinausläuft. Die zweite Phase der europäischen Geschichte ist die Entstehung des europäischen, säkular definierten Westens. Zivilisatorisch geht die Bestimmung des Westens nicht mehr vom Christentum, sondern mehr vom alten Griechenland aus.

Die dritte Epoche ist die der europäischen Expansion. Hier ist der Eurozentrismus gleichermaßen als Realität und als zivilisatorische Weltanschauung entstanden: Europa als Nabel der Welt. Europa herrschte real über die ganze Welt. Sowohl auf dem Höhepunkt europäischer Expansion als auch heute haben Europäer es nicht geschafft – das hat mit Intelligenz nichts zu tun, sondern ist manchmal Machtblende –, den Unterschied zwischen Universalisierung und Globalisierung zu erkennen. In ihren Fußstapfen verbreiten heute Amerikaner den säkularen Glauben an den Globalismus. Die Globalisierung hat nichts mit McDonalds, sondern mit der europäischen Expansion seit 1500 zu



tun. Es gibt eine Arbeit von einem britischen Historiker, die übrigens ins Deutsche übersetzt ist: GEOFFREY PARKER, „*The Military Revolution. Military Innovation and the Rise of the West*“ („Der Aufstieg des Westens“)<sup>36</sup>, in der diese Zeit zwischen 1500 und 1800, als Europa die Welt eroberte, untersucht wird. Und die Europäer glaubten, sie könnten die ganze Welt europäisieren. Sie haben die Welt beherrscht; aber sie haben es nicht geschafft, die Welt wertemäßig zu europäisieren. Es mag widersprüchlich klingen, aber es ist wahr: der Eurozentrismus lebt trotz der Wertekrise in Europa als Weltanschauung weiter.<sup>37</sup>

Die vierte, vom letzten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts bis in unsere Zeit zu Beginn des dritten Millenniums reichende Epoche nenne ich Europa der Selbstverleugnung. Die Deutschen und die Niederländer und einige Skandinavier bieten Superlative hierfür. Hiernach sei Europa nur noch Dreck; da ist an Europa nicht mehr viel zu retten. Ich rede vor einem Kreis – und hierfür danke ich Gott – der anders denkt, sonst wären wir nicht hier zusammen. Aber die angeführte Geisteshaltung scheint der Geist der Zeit zu sein. Europa – *forget about it*, sagt man auf Englisch. Ich nenne das Selbstverleugnung. Das ist der kulturell relativistische Multikulturalismus, das ist die sogenannte Postmoderne, die eine Leitkultur ablehnt. HABERMAS vermutet hierin einen Rückfall hinter die Prämoderne.<sup>38</sup>

Aus der Perspektive unserer Zeit ist Frieden ein solcher zwischen den Zivilisationen. Frieden erfordert Dialog, Dialog über Werte. Dialog ist nicht Austausch von Selbst- und Fremdbeweihräucherung oder umgekehrt, -bezeichnungen. Für mich ist Dialog *conflict resolution*, Konfliktaustragung über Werte. Ohne Werte-Orientierung kann Europa nicht dialogfähig sein. Aus der Sicht des Dialogs zwischen den Zivilisationen gilt folgende Einschätzung der soeben erläuterten vier Groß-Epochen:

Die beiden ersten Epochen der Geschichte bieten ein Modell für interzivilisatorische Brücken. Zwischen Christentum und Islam können Brücken gebaut werden. Ein Vorbild ist hier – ich weiß nicht, ob es hier allgemein bekannt ist

– wieder KARL DER GROßE. Dieser Begründer des christlichen Abendlandes hatte Kontakt aufgenommen mit HARUN AL-RASCHID in Bagdad.<sup>39</sup> Viele Leute sagen, die Elefanten von HANNIBAL waren die ersten in Europa. Ich glaube nicht daran. Denn Elefanten können nicht über die Alpen steigen. Immer wenn ich über die Alpen fliege, denke ich an HANNIBAL und frage mich: wie sollen die Elefanten diese Berge überwunden haben? Tatsächlich kam der erste Elefant nach Aachen, er hieß ABU'L-ABBAS. Es war ein Geschenk von HARUN AL-RASCHID an KARL DEN GROßEN. HARUN AL-RASCHID hatte KARL DEM GROßEN Rechte in Bezug auf Jerusalem gegeben. Keine Souveränitätsrechte, wie behauptet wird – das ist falsch, ich habe das überprüft. HARUN gewährte nur, dass die Christen in Sicherheit dort hingehen und religiöse Pflichten erfüllen konnten. Es gab einen Dialog zwischen Islam und Christentum auf politischer Ebene. Man kann ihn auch zu einer theologischen Ebene erweitern. Also in aller Kürze: die Epoche des christlichen Abendlandes bietet Werte, auf deren Grundlage wir Brücken bauen können; beide Seiten, der Islam und das Christentum haben dazu beigetragen.

In der zweiten Epoche – Westen und Renaissance – können wir auf Griechenland und auf ARISTOTELES als größte Brücke zwischen den Zivilisationen zurückschauen. ARISTOTELES war und ist immer noch der Größte. Ohne ARISTOTELES ist nichts, philosophiegeschichtlich oder ideengeschichtlich. In einer Arbeit der Orientalistin ANKE VON KÜGELGEN, „Averroës und die arabische Moderne“<sup>40</sup>, finden wir Beweise für diese Aussage, denn AVERROËS wäre nicht ohne ARISTOTELES. Für uns Reform-Muslime ist es unendlich wichtig, die Begeisterung für ARISTOTELES im Hochislam neu zu beleben und die Menschen an die entsprechenden historischen Zusammenhänge zu erinnern. Der Prophet hat gesagt: „*Utlubu al-ilm wa lau fi al-sin* / und strebt nach Wissen, und sei es in China“, wissend, dass die Chinesen keine Muslime sind. ARISTOTELES war auch kein Muslim. Die Muslime haben ARISTOTELES in die islamische Zivilisation eingebaut. Hier wird Vernunftdenken akzeptiert. Man sagt: Damit wird eine Verneinung

der Offenbarung betrieben; aber die Offenbarung hat ihre Domäne, und Vernunftdenken hat seine Domäne. Das ist die soeben angeführte AVERROËS'sche Lehre der „doppelten Wahrheit“.

Noch einmal: Beim Renaissance-Erbe gibt es viele Gemeinsamkeiten. Die Geschichtsschnitte christliches Abendland und Renaissance-Europa bieten Brücken. Das Europa der Expansion erzeugt dagegen bei Nicht-Europäern Angst und Furcht. Die Europäer waren nicht sehr zimperlich, als sie die Welt eroberten. Viele Europäer denken, wenn sie jetzt ihre altkoloniale Herrenvolk-Mentalität in eine postmoderne Demut verwandeln, dass sie bei den anderen gewinnen könnten; sie scheinen das nicht zu verstehen. Ich wurde in der Multi-Media-Zeitschrift der österreichischen Bischofskonferenz kürzlich als Kulturdolmetscher bezeichnet<sup>41</sup>. In diesem Sinne hoffe ich, folgende Einsicht vermitteln zu können: Wenn Sie mit einem Muslim oder Chinesen oder Hindu sprechen und demütig auftreten, d. h. ohne Zivilisationsbewusstsein und ohne Wertorientierung, dann verachtet er sie, er nimmt sie nicht ernst, auch wenn Asiaten aus Höflichkeit diese Geringschätzung nicht offen zeigen. Daher sage ich, die Selbstverleugnung ruft bei Nicht-Europäern Verachtung und Geringschätzung hervor. Es ist keine Überwindung der Euro-Arroganz, wenn Attitüden der Herrschaft in solche der Demut und Selbstverleugnung umgewandelt werden; sie bieten keine Brücken. Daher ist die Rückbesinnung auf den europäischen Humanismus der Renaissance eine wichtige Brücke zwischen den Zivilisationen. Ich denke, das Erbe von Athen ist hier von zentraler Bedeutung.

Die Geschichte ist deshalb für mich als muslimischen Aufklärer und auch als Reform-Muslim von zentraler Bedeutung, weil sie meine Versuche, das griechische Erbe in der islamischen Philosophie neu zu beleben, untermauert. Als die Muslime die Hellenisierung<sup>42</sup> vorangetrieben haben, waren sie ganz oben – heute sind sie ganz unten. Warum? Der Primat der Vernunft steht nicht im Widerspruch zum Glauben. AVERROËS hatte eine schöne Lehre,

die die Europäer übernommen haben, das ist die schon angeführte Lehre der doppelten Wahrheit. Das heißt: Es gibt zwei Wahrheiten, es gibt die Religionswahrheit – ich glaube an die Religion, ich glaube an Gott –, wenn ich aber denke, verwende ich meine Vernunft und gehe von der philosophischen Wahrheit aus. Auf diese Weise verfahren auch die islamischen Rationalisten des Mittelalters.<sup>43</sup> Die philosophische Wahrheit heißt: Wie bewältige ich mein Leben auf der Basis des Humanismus? Hier brauche ich meine Vernunft. Das ist ein Versuch der Versöhnung zwischen Vernunft und Glauben, wie er in der Renaissance dominierte, aber bei der radikalen Religionskritik der Aufklärung aufgegeben wurde.

#### **4. Die inter-zivilisatorische Brücke: Für eine Neubelebung des Humanismus**

Der vierte Teil meiner Argumentation ist kurz und bündig; er beginnt mit der Feststellung, dass der Humanismus eine Quelle der europäischen Werte darstellt, und schließt auf dieser Basis mit einem Plädoyer für eine Brücke.

Zunächst greife ich wieder auf die lateinischen Averroisten und auf die islamischen Hellenisten zurück. Die Geschichte beweist, dass es in der Renaissance in Europa und im hellenisierten Islam weder Kreuzzug noch Djihad gegeben hat. Stattdessen dominierten die Brücken, und es kam zu einer Annäherung. Ich bin Anhänger der Aufklärung und bitte, mich nicht falsch zu verstehen, wenn ich die Grenzen der Aufklärung angebe. Ich bin nicht nur an der Universität ideengeschichtlich tätig, sondern wirke auch als Kulturdolmetscher, und als Aufklärer mit dem Anspruch politische Wirkung zu erzielen. Die Aufklärung kommt bei der heutigen islamischen Welt nicht an, weil die Aufklärung die Religion fast abschreibt. Aus diesem Grunde muss ich nach anderen Quellen der Annäherung suchen.

Hier können andere Europäer ausnahmsweise von Deutschland lernen. Der Sonderweg in Deutschland war immer schlecht, aber in dem Falle war er gut. Die europäische Aufklärung war ziemlich antireligiös. Die Lektüre von VOLTAIRE beweist dies. Ich verehere VOLTAIRE; aber seine Einstellung gegenüber der Religion kann

ich nicht teilen. In Deutschland hatten wir LESSING, wir hatten GOETHE und wir hatten HERDER. Diese drei großen deutschen Denker haben die Ideen der Aufklärung verbunden mit einer positiven Einschätzung der Religion, einschließlich des Islam. In diesem Zusammenhang möchte ich eine sehr schöne Arbeit von dem Tübinger Theologen KARL JOSEF KUSCHEL, „Vom Streit zum Wettstreit der Religionen. Lessing und die Herausforderung des Islam“, empfehlen. KATHARINA MOMMSEN hat ein Buch über diese Thematik geschrieben: „Goethe und die arabische Welt“.<sup>44</sup> Diese Einstellung gegenüber der Religion ähnelt mehr dem von AVERROËS geprägten Humanismus der Renaissance als der Haltung der Aufklärung.

LESSING, HERDER und GOETHE waren große Deutsche, die den Islam sehr positiv einschätzten. Hier wurden Brücken geboten. Zudem hat die Renaissance eine Aktualität. Denn in der Renaissance war es möglich, Vernunftdenken nach ARISTOTELES und das ganze griechische Erbe des Rationalismus mit dem Christentum zu verbinden – nachdem zuvor die hellenisierten islamischen Philosophen Rationalismus und Islam verbunden hatten. Die Renaissance-Europäer waren keine Atheisten, sie waren keine Gegner der Religion. Ich denke, die Renaissance bietet heute mehr eine Brücke als das Erbe der Aufklärung selbst. Und in diesem Sinne spreche ich hier von der Aktualität des Humanismus und seiner Werte.

## **5. Schlussfolgerungen:**

### **Die europäischen Werte und ein Blick in das begonnene Millennium**

In dem vorliegenden Referat bin ich davon ausgegangen, dass es in einer Kombination von Renaissance und Aufklärung Werte gibt, die alle Europäer teilen, wenn sie eine Vernunft haben, die funktioniert. Aber es gibt Menschen, die sie abgeschaltet haben. Ich kenne die Unterschiede und weiß, dass natürlich Franzosen anders sind als Schweden. Aber es gibt historisch entstandene Werte, die alle Europäer teilen. Ich möchte sie zusammenfassen: Demokratie, Säkularität – die Franzosen sagen *laïcité* –, individuelle Menschenrechte, religiösen und

politischen Pluralismus und zivile Gesellschaft. Ich denke, diese Werte sind nicht verhandelbar und sind auch für andere Zivilisationen von Belang. Die Europäer müssen diese Werte verteidigen, wenn sie die Formel „Europa ohne Identität?“ ablehnen wollen.

Es gibt zwei Dialog-Ebenen: der internationale Dialog und der Dialog innerhalb Europas selbst. In Europa leben zur Zeit – ich wiederhole es noch einmal – 15 Millionen muslimische Migranten – mit steigender Tendenz. Wenn die statistische Wachstumsrate konstant so bleibt, wie sie ist, werden es im Jahre 2025 an die 35 bis 40 Millionen sein. Bei Krisen, Kriegen und Katastrophen sogar noch mehr. Das heißt: Wenn Sie hier nicht einen Wertekonsens erreichen können, dann wird es keinen inneren Frieden geben. Dann darf man sich nicht wundern, wenn sich die Modelle Kosovo, Tschetschenien, Kaschmir hier mitten in Europa wiederholen. Daher reden wir nicht nur über abstrakte und geistige Dinge, sondern wir reden über den inneren Frieden in Europa. Die Wertediskussion ist der Kern dieser Frage. Es gibt Bedarf an einem kulturübergreifenden Konsens in Bezug auf Werte. Ich empfehle den Politikern, mit denen ich rede, stets zwischen zwei Ebenen des Dialogs zu unterscheiden:

Wenn Sie als Europäer einen Dialog führen mit Muslimen, die nicht hier leben, sondern in Ägypten oder in Indien oder in Indonesien, dann handelt es sich um die internationale Ebene. Das heißt: das Ziel ist, Frieden zwischen den Zivilisationen im äußeren Bereich. Dabei können Sie als Europäer bestimmte europäische Werte anderen nicht aufzwingen. Sie können nicht sagen: Die Ägypter oder die Algerier müssen dies oder jenes tun. Wenn sie sich nicht an diese Maxime halten, dann rufen sie Ablehnungen, Projektionen und Aggressivität hervor. Hierbei werden die alten Gefühle, die Europäer wollten die Welt europäisieren, neu ins Leben gerufen. Aber ein Konsens über internationale Moralität ist erforderlich und er ist möglich bei Anerkennung der Gleichwertigkeit des Gesprächspartners.

Die zweite Ebene ist Europa selbst! Hier haben Europäer das Recht, die zivilisatorische



Identität Europas gegenüber Migranten aus nichtwestlichen Zivilisationen zu verteidigen und auf eine europäisch bestimmte Leitkultur zu bestehen. Bei dieser Debatte ist es wichtig, einen Prozess wahrzunehmen, den ich Entwestlichung nenne. Entwestlichung heißt: westliche Werte ablegen und Rückkehr zu den eigenen Werten. Das ist eine defensiv-kulturelle Haltung gegen die Europäisierung, die ja ein Extrem ist, und Entwestlichung ist das Gegenextrem. Es muss einen Mittelweg geben, so dass man sich international über einen interkulturellen Konsens einigt.

Ich möchte im Zusammenhang der multikulturellen Verleugnung europäischer Werte die zweite Ebene des Dialogs, den Dialog innerhalb Europas selbst, näher erläutern. Denn die Zahl der Nicht-Europäer, die in Europa leben, nimmt zu. Und sie wird in absehbarer Zukunft noch weiter zunehmen. Hier ist ein Wertekonsens erforderlich. Die Trennung zwischen Religion und Politik z. B. ist ein Bereich, in dem die Europäer keine Konzessionen machen dürfen, ohne ihre Identität aufzugeben und hierbei Konflikte zu riskieren. Man kann entsprechende Werte einbauen in die Tradition des Humanismus. Ich möchte keine Namen nennen, aber einige Bischöfe, vor allem in der protestantischen Kirche sagen: Wir müssen auf die anderen eingehen, und wir können ihnen nicht vorschreiben, wie sie bei uns zu leben hätten. Ich meine, über die Gültigkeit von Demokratie und Menschenrechten kann man nicht im Namen der Toleranz verhandeln: Entweder gelten sie als Werte und Einrichtungen oder sie gelten nicht. Die von PLESSNER kritisch als protestantische Weltfrömmigkeit bezeichnete Einstellung ersetzt eine sachliche Werte-Diskussion nicht.

Über den Islam in Europa habe ich kürzlich in Harvard ein Buch abgeschlossen, danach war ich im Februar/März zehn Tage in Ägypten, um über meine im Buch enthaltenen Ideen mit den führenden Autoritäten des Islam in Kairo zu diskutieren. Wenn ich über Menschenrechte in Kairo rede, mache ich keine Konzessionen, denn Integrität ist Bestandteil meiner Identität. Aber ich zitiere nicht JOHN LOCKE, obwohl ich JOHN LOCKE von meinem Studium in Frankfurt

gründlich kenne und weiß, welchen ideengeschichtlichen Beitrag zur Begründung der Menschenrechte er geleistet hat. Ich versuche, islamische Quellen zu finden. Denn einen Konsens zu haben über Werte erfordert eine Begründung, die jeweils eine andere ist. Es gibt individuelle Menschenrechte. Aber um die individuellen Menschenrechte zu begründen, versuche ich, im Koran entsprechende Stellen zu finden, entsprechend zu interpretieren, auch hierbei auf das hellenische Erbe im Islam zurückzugreifen. Wenn die Leute sagen, du ahmst Europa nach, sage ich, nein, nein, ich zitiere hier nur IBN KHALDUN oder IBN RUSCHD oder IBN SINA. Das sind islamische Autoritäten, die zugleich Rationalisten sind.

Der Dialog ist immer über Werte, wenn er produktiv ist; die zwei Ebenen sind die externe Ebene und die interne Ebene. Ich habe den Begriff „internationale Moralität“ entwickelt. Das ist etwas anderes als „Weltethos“. Vor fünf Jahren, also 1995, war ich mit einer Gruppe von Experten bei Bundespräsident HERZOG im Schloss Bellevue. Dort hatte ich eine zivile Debatte mit Herrn KÜNG, ohne dass Herr HERZOG eingegriffen hat; er sagte: „Erlauben Sie mir, nur zuzuhören.“ Herr KÜNG argumentierte, „Weltethos“ gelte für die ganze Welt. Ich habe erwidert: „Verstehen Sie, ich bin ein Muslim, ich denke, ein sehr aufgeklärter Muslim zu sein, ich bin sogar ein sehr verwestlichter Muslim. Aber wenn ich Ihr ‚Weltethos‘ lese, dann finde ich mich darin nicht. Ihr Weltethos scheint katholisch bestimmt zu sein und das ist für mich nicht akzeptabel. Wenn das für mich nicht akzeptabel ist, wie ist das für andere Muslime, die frommer sind als ich, oder Muslime, die nicht so offen sind wie ich? Sie verschreiben ihnen Ihr Ethos als Weltethos und übersehen, dass Menschen anderer Zivilisationen andere Werte haben.“ Vergleichsweise stellt die CSU demokratische Werte als christliche Werte dar und versperrt dadurch den Weg zur Integration, weil Muslime argwöhnen, durch eine Anpassung an solche Werte christianisiert zu werden. Der Dialog ist dann zu Ende.

Wenn jeder von Ihnen länger als drei oder vier Tage in einem islamischen Land gelebt

hat und das nicht in einem Luxushotel oder als Ehrengast bei einem islamischen Herrscher, Sie würden die Dinge anders sehen. Wenn Sie unter den Menschen leben, ihre Sprache sprechen und dabei verfolgen, wie das Leben dort ist, dann merken Sie: Es gibt kein Weltethos. Jede Zivilisation hat ihr eigenes Ethos. Es gibt ein europäisches Ethos, natürlich regional differenziert. Die Ethik der Italiener ist anders als die Ethik der Schweden, obwohl beide Europäer sind. Aber es gibt so etwas wie europäische Werte, die lediglich unterschiedliche Formen annehmen. So ist es auch im Islam. Die Ethik der Ägypter ist anders als die Ethik der Indonesier, obwohl beide islamische Werte vertreten. Aber Weltethik gibt es nicht und wird es niemals geben. Es kann einen Konsens über Werte geben. Das nenne ich „kulturübergreifende Moralität“. Das ist die Basis des Dialogs, konstruierte Ethik ist ein Problem.

Nun komme ich zum Schluss und greife noch einmal auf die zentrale These meines Referates zurück: Der Humanismus ist die wichtigste Basis für den Dialog. Wenn das nicht akzeptiert wird, dann läuft es nicht. Wie ich Humanismus verstehe, ist die wichtigste Leistung des Humanismus die Veränderung des Weltbildes. Im christlichen Mittelalter war die Welt gottesgesteuert. Offenbarung war die Quelle der Deutung der Geschichte. Ich glaube an Offenbarung, aber sie kann mir die Geschichte nicht erklären. Das habe ich auch bei IBN SINA, bei IBN RUSCHD, bei IBN KHALDUN gelesen; und sie haben es vor mir bei ARISTOTELES gelesen: Der Mensch steht im Zentrum der Welt. Der Mensch ist verantwortlich für die Steuerung der Welt und für das eigene Schicksal. Das ist der Inhalt des Humanismus, das heißt: Menschzentrierung – und um den Begriff von CHRISTIAN MEIER zu wiederholen: ein „Könnensbewusstsein“. Wenn ich in einer Prüfung durchfalle oder wenn ich umknicke und breche mir mein Bein, das ist nicht der Wille Allahs, sondern das ist mein Fehler. Allah hat natürlich einen Willen. Aber die Menschen mögen ihre Schwäche oder die Stärke nicht mit dem göttlichen Willen verwechseln.

Das menschenzentrierte Weltbild und die Deutung der Welt im Rahmen des Humanismus

bilden die wichtigste Voraussetzung für den Dialog. Wenn diese Grundlage nicht akzeptiert wird, dann reden die Menschen, seien sie Muslim oder Hindu oder Christ, aneinander vorbei. Sogar Menschen innerhalb derselben Zivilisation, hier im Islam, können dann miteinander nicht reden: wenn jeder nach seinem Gusto handelt, dann gibt es keine gemeinsame Basis. Ich glaube an den Koran, aber meine Deutung der Welt ist rational auf der Basis des Humanismus und nicht nur offenbarungsorientiert. Ich muss offen eingestehen, dass dies mich vielen Muslimen entfremdet und das ist keine individuelle Angelegenheit.

Voriges Jahr habe ich ein Projekt in Jerusalem über „*Secularization and Desecularization in Islam and Christianity and Judaism*“ durchgeführt. Wir haben festgestellt: Die Probleme sind in allen drei Religionen dieselben. Um miteinander zu reden, um Toleranz üben zu können, um offen zu sein gegenüber den Anderen, ist der säkulare Humanismus eine wichtige Brücke. Es ist sehr wichtig, dieses Erbe neu ins Leben zu rufen. Es ist nicht nur ein Gegenstand für gebildete Menschen wie Sie, die hier sind. Vielmehr müssen wir hoffen dürfen, dass diese Einstellung auch in den Zeitgeist eindringt. Europäische Werte sind in diesem Zusammenhang zu sehen. Sie sind zu verteidigen, insofern sie am Humanismus orientiert sind. Europäische Werte, die am Humanismus orientiert sind, ermöglichen es den Europäern, den Rest der Welt zu verstehen, zu sich selbst zu stehen, ohne sich zu verleugnen.

Ich schließe mit einer Einladung zum Dialog ab und unterstreiche die drei Voraussetzungen hierfür:

- Offenheit für andere. Aber Offenheit für andere erfordert auch, zu sich selbst zu stehen, eine eigene Identität zu haben.
- Wissen über sich, Wissen über andere, und
- Ehrlichkeit: Das, was man im Dialog sagt, muss mit dem, was man denkt, wirklich übereinstimmen, damit man sich nicht aus Höflichkeit, wie z. B. beim letzten Kirchentag in Stuttgart, gegenseitig belügt. Das ist ein Dialog der Taubstummen.

Lassen Sie uns mit ROMAN HERZOG, der auf diesem Altphilologenkongress den Humanismus-Preis erhält, hoffen, dass *Preventing the Clash of Civilizations* wirklich die Strategie für das dritte Millennium wird. Wenn Europäer es wollen und es schaffen, sich über ihre Identität klar zu werden, können europäische Werte und der Humanismus bei diesem Projekt einen wichtigen Platz haben. Ich danke Ihnen noch einmal für Ihre Toleranz, dass Sie einem Nicht-Europäer erlaubt haben, vor Ihnen laut über Ihre Identität und ihre Werte zu denken.

#### Anmerkungen

- 1) Meine Danksagung gilt dem Altphilologenverband, besonders Dr. H. MEIßNER für die Einladung, auf dem 2000-Kongress der Altphilologen in Marburg dieses Referat zu halten; die Beschaffung der Mittel für meine Anreise aus Harvard/USA war auch die Leistung Dr. MEIßNERS. Das Referat wurde in Harvard vorbereitet und auf der Basis von Notizen frei gehalten. Meinen Dank auch an Frau MEIßNER, die die Abschrift des Vortragsmanuskriptes vornahm. Auf der Basis dieser Abschrift wurde die schriftliche Fassung am Weatherhead Center for International Affairs in Harvard im Juni 2000 angefertigt. In Göttingen hat meine Mitarbeiterin ELISABETH LUFT mehrere Fassungen sorgfältig in den Computer eingegeben und meine Assistenten SILKE FAUZI und JOST ESSER haben bei der Schlussredaktion sehr geholfen. Der Redestil wurde beibehalten, der Text aber um diese Anmerkungen ergänzt, in denen auch dem Vortrag nachfolgende Ereignisse Berücksichtigung finden.
- 2) FRANZ ROSENTHAL, *Das Fortleben der Antike im Islam*, Zürich 1965.
- 3) Leider entsprechen heutige deutsche Universitäten nicht mehr dem herkömmlichen Bildungsideal. Hierzu aus der Harvard-Perspektive: B. TIBI, Kann sich Deutschland weiterhin solche Universitäten leisten?, in: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* vom 30. April 2000, S. 4.
- 4) Diese Diskussion wird geführt in: B. TIBI, *Europa ohne Identität? Die Krise der multikulturellen Gesellschaft*, München 1998, Siedler-Taschenbuch-Ausgabe Berlin 2000.
- 5) Vgl. ebd., besonders die Einleitung sowie die Kapitel des ersten Teils, S. 59-133.
- 6) ROMAN HERZOG, *Preventing the Clash of Civilizations*, New York 1999; deutsche Übersetzung mit dem falschen Titel: *Wider den Kampf der Kulturen*, Frankfurt 2000. Mein Beitrag darin trägt den Titel: *International Morality and Cross-Cultural-Bridging*, S. 107-126 in der englischen, S. 139-168 in der deutschen Ausgabe. In der deutschen Übersetzung meines original amerikanischen Beitrags konnte ich trotz Widerstands des Verlags durchsetzen, dass „Clash of Civilizations“ nicht – wie im Rest des Buches – falsch mit „Kampf der Kulturen“ übersetzt wurde.
- 7) Vgl. die Dialog-Veröffentlichung in indonesischer Sprache, NASIR TAMARA (Hg.), *Agma dan Dialog Antar Peradaban*, mit Beiträgen von N. MADJID, B. TIBI, J. VAN ESS und S. P. HUNTINGTON.
- 8) Zum Rassismus vgl. die Geschichte des Begriffs von IVAN HANNAFORD, *Race. The History of an Idea in the West*, Baltimore 1996; zur Verwässerung des Begriffs in Deutschland durch inflationären Gebrauch TIBI, *Europa ohne Identität?* (wie Anm. 4 oben), S. 275ff.
- 9) HERBERT KELMAN forscht über und praktiziert mediation/Vermittlung zwischen Konfliktparteien, lässt jedoch die Werte-Frage außer Betracht, obwohl er weiß, wie wichtig Werte sind. Er vermutet, dass das Gespräch zwischen *conflict parties* über politische Konfliktpotentiale durch eine Einbeziehung der Werte-Frage gefährdet werden könne. Vgl. H. C. KELMAN, *Informed Mediation by the Scholar*, in: J. BERCOVITCH und J. Z. RUDIN (Hg.), *Mediation in International Relations*, New York 1992, S. 64-96. Ich lehne mich stark an KELMAN an, meine aber – so in meiner Harvard-Vorlesung zur KELMAN-Emeritierungs-Feier – , dass die Werte-Debatte im Mittelpunkt des interzivilisatorischen Dialogs stehen muss. Vgl. B. TIBI, *Inter-Civilizational Dialogue as a Variety of Conflict Resolution* (Manuskript, erscheint in KELMAN-Festschrift). Vgl. auch H. C. KELMAN, *Interactive Problem Solving as a Metaphor for International Conflict Resolution. Lessons for the Policy Process*, in: *Peace and Conflict. Journal of Peace Psychology*, Bd. 5 (1999), Heft 3, S. 201-218.
- 10) B. TIBI, *Krieg der Zivilisationen. Politik und Religion zwischen Vernunft und Fundamentalismus* (Hamburg 1995), erheblich revidierte und erweiterte Ausgabe, München 1998.
- 11) LESLIE LIPSON, *The Ethical Crises of Civilization*, London 1993, S. 62f.
- 12) JACOB BURCKHARDT, *Die Kultur der Renaissance in Italien*, Neuausgabe, Stuttgart 1988, S. 361.
- 13) B. TIBI, *Kreuzzug und Dihad. Der Islam und die christliche Welt*, München 1999, Kapitel V über die Renaissance.
- 14) LIPSON, *The Ethical Crises of Civilization* (wie Anm 11), S. 63.
- 15) NEUE ZÜRCHER ZEITUNG vom 17. November 1998 (Rezension des in Anm. 4 nachgewiesenen Buches).
- 16) Hierzu B. TIBI, *Die Neue Weltunordnung. Westliche Dominanz und islamischer Fundamentalismus*, Berlin 1999, Kapitel I und V (original Englisch, Berkeley 1998).
- 17) Dazu schreibt der Theologe G. BESIÉ im Vorwort zu: *Die neuen Inquisitoren*, hg. mit E. SCHEUCH,



- Zürich 1999, S. 23: „Jeder weiß, ‚umstritten‘ ist in Deutschland ein Vernichtungswort. Wer mit diesem Etikett versehen wird, hat keine Chance mehr, gehört zu werden. Nur wenige haben die innere Freiheit, so zu reagieren wie ERNST JÜNGER: ‚Der Titel steht mir zu. Es ist Zeit zur Zivilcourage‘.“ Als Fremder unter Deutschen gehöre ich zu diesen Wenigen.
- 18) Dazu sehr geistreich das HUNTINGTON-Kapitel in W. G. LERCH, *Muhammads Erben: die unbekannte Vielfalt des Islam*, Düsseldorf 1999.
  - 19) So z. B. B. TIBI, *The Attitudes of Middle Eastern Elites and Counter-Elites Towards Political Order: The Islamic-Fundamentalist Challenge to the Secular Domestic and International Order*, in: Samuel Huntington (Hg.), *Conflict or Convergence. Global Perspectives on War, Peace and International Order* (Papers des entsprechenden Projekts der Harvard Academy for International and Area Studies), memographiert, Harvard, Cambridge/Mass. 1997.
  - 20) SAMUEL HUNTINGTON, *The Clash of Civilizations*, New York 1996; deutsche Übersetzung mit dem falschen Titel: *Kampf der Kulturen*, Wien 1996.
  - 21) TIBI, *Krieg der Zivilisationen* (wie Anm. 10). Speziell zum Nationalstaat vgl. B. TIBI, *Transplantat ohne Wurzeln. Der Nationalstaat in der islamischen Zivilisation*, in: Festschrift von W. RÖHRICH (hrsg. von D. S. LUTZ), *Globalisierung und nationale Souveränität*, Baden-Baden 2000, S. 319-354.
  - 22) Nach dieser Ausführung in meiner Marburger Rede, die ich bei der Überarbeitung weitgehend authentisch lasse, hielt Bundespräsident RAU im Mai seine Berliner Rede, in der er fast so wie ich den Tatbestand angibt und eine „öffentliche, breite Diskussion“ forderte. JOHANNES RAU, *Ohne Angst und ohne Träumereien*, FAZ, 13. Mai 2000, S. 8.
  - 23) HELMUTH PLESSNER, *Die verspätete Nation*, Neuausgabe, Frankfurt/M. 1974.
  - 24) Dazu den vierten Teil über Deutschland in: TIBI, *Europa ohne Identität* (wie Anm. 4 oben), S. 265 ff.
  - 25) SIEGFRIED KOHLHAMMER, *Die Feinde und die Freunde des Islam*, Göttingen 1996.
  - 26) TIBI, *Kreuzzug und Djihad* (wie Anm. 13).
  - 27) CHRISTIAN MEIER, *Die Entstehung des Politischen bei den Griechen*, Frankfurt/M. 1983, zum Könnensbewusstsein S. 435ff.
  - 28) EDGAR ZILSEL, *Die sozialen Ursprünge der neuzeitlichen Wissenschaft*, Neudruck Frankfurt/M. 1976.
  - 29) Vgl. das Renaissance-Kapitel in TIBI, *Kreuzzug und Djihad* (wie Anm. 13).
  - 30) TOBY HUFF, *The Rise of Early Modern Science*, Cambridge 1995, S. 47 ff., 91 ff.; und DAVID LINDBERG, *The Beginnings of Western Science*, Chicago 1992, S. 161 ff.
  - 31) AL-FARABI, *al-Farabi on the Perfect State* (englischer und arabischer Text von AL-MADINA AL-FADILA) übersetzt von RICHARD WALZER, Oxford 1985.
  - 32) Zu FARABI, B. TIBI, *Der wahre Imam. Der Islam von Mohammed bis zur Gegenwart*, 2. Auflage, München 1997 (Serie Piper-Ausgabe 1998), Kapitel 4.
  - 33) B. TIBI, *Fundamentalismus im Islam. Eine Gefahr für den Weltfrieden*, Darmstadt 2000.
  - 34) HENRI PIRENNE, *Mahomet et Charlemagne*, Paris 1937; deutsche Übersetzung *Die Geburt des Abendlandes*, Leipzig 1939. Zur PIRENNE-These, Kapitel II in TIBI, *Kreuzzug und Djihad* (wie Anm. 13).
  - 35) Vgl. RICHARD HODGES und DAVID WHITEHOUSE, *Mohammed, Charlemagne and the Origins of Europe*, Ithaca 1983.
  - 36) GEOFFREY PARKER, *The Military Revolution. Military Innovation and the Rise of the West – 1500-1800*, Cambridge 1989; sowie TIBI, *Kreuzzug und Djihad* (wie Anm. 13), Kapitel VI. Dort weiterführende Literatur.
  - 37) Vgl. hierzu mein Kapitel in: M. BROCKER/H. NAU, *Euro-Zentrismus, Möglichkeiten und Grenzen des interkulturellen Dialogs*, Darmstadt 1997, S. 269-288.
  - 38) JÜRGEN HABERMAS, *Der philosophische Diskurs der Moderne*, Frankfurt/M. 1985.
  - 39) Hierzu ausführlich TIBI, *Kreuzzug und Djihad* (wie Anm. 13), Kapitel II.
  - 40) ANKE VON KÜGELGEN, *Averroës und die arabische Moderne. Ansätze zu einer Neubegründung des Rationalismus im Islam*, Leiden 1994.
  - 41) Vgl. die Rezension in: *Multimedia/Medien-Film-Kommunikation*, vom 19.03.2000.
  - 42) Zur Hellenisierung im Islam W. M. WATT, *Islamic Philosophy and Theology*, Edinburgh 1962 (Neudruck 1979).
  - 43) Hierzu HERBERT DAVIDSON, *al-Farabi, Avicenna, Averroës on Intellect*, New York 1992.
  - 44) Vgl. KARL-JOSEF KUSCHEL, *Vom Streit zum Wettstreit der Religionen. Lessing und die Herausforderung des Islam*, Düsseldorf 1998; KATHARINA MOMMSEN, *Goethe und die arabische Welt*, Frankfurt/M. 1988; sowie ZUVOR KARL-JOSEF KUSCHEL, *Streit um Abraham. Was Juden, Christen und Muslime trennt – und was sie eint*, München 1994.

BASSAM TIBI, Göttingen und Harvard/USA

## Das gemeinsame Erbe der Antike im europäischen Einigungsprozess

Grußwort des Vorsitzenden der Mommsen-Gesellschaft

auf dem Kongress des Deutschen Altphilologenverbandes in Marburg

[...] Es gehört m. E. zu den besonders fatalen Irrtümern der Schulpolitik in den Ländern unseres Bundesstaates, dass sich zwar in manchen Einleitungen zu ministeriellen Richtlinien (oder auch in manchen Politikerreden) gut klingende Hinweise auf den voranschreitenden Einigungsprozess in Europa finden, dass gleichzeitig jedoch mit großer Zielstrebigkeit alles getan wurde, um die Grundlagen der europäischen Identität im gemeinsamen Erbe der Antike in Vergessenheit geraten zu lassen. Der allein auf Institutionen und administrative Kompetenzen der „Eurokratie“ in Brüssel sowie auf ökonomische Interessen innerhalb der EU ausgerichtete Blickwinkel – z. B. im politikwissenschaftlichen Unterricht – wird jedoch die Eigentümlichkeiten und damit die Realitäten des wirklichen Europas niemals erfassen können.

Unsere Klage soll hier gar nicht primär dem unablässigen Reduktionsdruck auf den Lateinunterricht und dem prekären Status des auf kümmerliche Reste eingeschränkten Schulfachs Griechisch gelten. Verwiesen sei vielmehr ganz elementar auf den Bereich des Deutsch-Unterrichtes, für den bekanntlich nicht nur in Bundesländern mit hoher „Gesamtschuldichte“ selbst bescheidene Ansätze zu einer Kanon-Grundorientierung auf bestimmte Zeiten, Autoren und Werke immer wieder ministeriell abgeblockt werden, so dass es an den Schulen glücklichen Zufällen überlassen bleibt, wenn hier doch einmal in der gebotenen stofflichen und zeitlichen Vertiefung, d. h. fächerübergreifend, wesentliche geistes- und kulturgeschichtliche Zusammenhänge sichtbar gemacht werden können. Ähnliches gilt für den zumeist sträflich vernachlässigten Französischunterricht, für den sich die Kulturbürokratie höchstens dann zu interessieren beginnt, wenn bedrängte Romanisten – kurzsichtig genug! – ihr Fach durch Polemik gegen den Lateinunterricht „retten“ wollen. Hinweise auf die besondere Rolle des Französischen in der Europäischen Union oder gar auf die enormen Synergie-Chancen, die

gerade zwischen einem wirklich guten, intensiven Latein- und einem geistig anspruchsvollen Französischunterricht bestehen, sind dagegen durchaus unerwünscht. Dies gilt sogar für Verweise auf den ganz handfesten Vorteil, den diese „Sprachenkombination“ mit der Eröffnung eines (zumindest passiven) Grundverständnisses für die große Kultur- und Literatursprache Italienisch oder für die Weltsprache Spanisch, ferner mit Zugängen zum Portugiesischen oder Rumänischen hin eröffnet. Dagegen finden derartige Hinweise und Argumente in der kritischen Öffentlichkeit, u. a. bei den Elternverbänden, durchaus beachtlichen Widerhall.

Schließlich wurde schon des Längeren Klage darüber geführt, dass das Schulfach Geschichte in den entscheidenden Jahren der Oberstufe fast vollständig auf eine immer engere und speziellere, dabei durchaus nationale „Nabelschau“ eingegrenzt worden ist, der europäische Dimensionen und komparatistische Perspektiven weitestgehend fehlen: Die großen politisch-historischen Potentiale der antiken Welt – vom Bürgerethos des Polis wie des entwickelten Bundesstaates in Hellas über die großen, Völker und Kulturen umschließenden Symbiose-Leistungen des Hellenismus bis zur soziokulturellen und -politischen Integrationskraft des Imperium Romanum – bleiben trotz mannigfacher Anschlussmöglichkeiten zur Zeitgeschichte durchgehend ungenutzt. Selbst für die Geschichte des antiken Judentums während und nach der 2. Tempelperiode ist – unverständlicherweise! – in den gängigen Schul-Curricula dieses Faches kein Platz vorgesehen. Die Entstehung des Judentums im Rahmen des persischen Achämenidenreiches und seine Geschichte in Palästina vor der Vertreibung durch die Römer wird somit vollständig aus dem allgemeinen Bildungswissen unserer Jugend ausgegrenzt – eine im Hinblick auf die leidvolle deutsch-jüdische Geschichte schulpolitisch besonders fatale „Fehlleistung“, zumal der Religionsunterricht schon lange nicht mehr kompetent und willens genug ist, diese Lücke zu füllen!

Ein wenig Hoffnung für die Zukunft lässt sich jedoch aus dem Umstand schöpfen, dass das offenkundige Versagen der bisherigen Schul- und Bildungspolitik inzwischen landauf, landab kein Streitpunkt parteipolitischer Auseinandersetzungen mehr ist; die beschämenden Mängel und das insgesamt niedrige Niveau unserer Bildungssystems – gerade auch im internationalen bzw. europäischen Vergleich – werden gelegentlich sogar von den politisch Verantwortlichen in erfrischender Offenheit eingestanden. Und damit liegt eine Kernaufgabe für den DAV im Bereich der schulischen Bildung (und für die

Mommsen-Gesellschaft auf der universitären Ebene) gewissermaßen auf der Hand: Es gilt – fernab von einzelfachlichen Eifersüchteleien und Sonderinteressen – mit allen bündnisfähigen Kräften, denen die Vermittlung eines wahrhaft europäischen Bildungs- und Orientierungswissens an unsere Jugend Herzenssache ist, eng zusammenzuwirken und für eine bildungspolitische Besinnung und Neuorientierung zu werben. Das Programm Ihrer Tagung ist m. E. geradezu vorbildlich auf dieses Ziel hin ausgerichtet. [...]

GUSTAV ADOLF LEHMANN, Göttingen

### Antwort auf Manfred Fuhrmanns Antwort

MANFRED FUHRMANN hat auf meine sowohl in der ZEIT als auch in meinem Vortrag zum Marburger Altphilologenkongress vorgetragene Kritik an seinem Buch „Der europäische Bildungskanon“ höflich und mit klugen, mich nachdenklich stimmenden Argumenten reagiert, und dafür möchte ich ihm erstens danken. Zweitens will ich ein paar Dinge zum Umfeld meiner Kritik erläutern. Der Grund, sich seinem Buch zuzuwenden, ergab sich einerseits aus dem Zufall, dass zur gleichen Zeit drei weitere themenverwandte Bücher und Aufsätze erschienen waren, nämlich von ANDREW DELBANCO, WERNER KUTSCHMANN und DIETRICH SCHWANITZ, andererseits daraus, dass ich als Absolvent eines altsprachlichen Gymnasiums und als Vater zweier Töchter, die das letzte altsprachliche Gymnasium Hamburgs besuchen, Grund hatte und habe, über die Legitimation einer Bildung nachzudenken, die nicht nur in Hamburg bedroht ist.

Deshalb habe ich in der ZEIT einen Aufsatz geschrieben, der die vier Aufsätze und Bücher zum Anlass nahm, einige Dinge, die mir durch den Kopf gegangen waren, näherhin auszubreiten und zu begründen. Diese Freiheit des rasonierenden Dilettanten gehört in meinen Augen zu den schönen Seiten des literaturkritischen und journalistischen Berufs, womit zugleich gesagt sein soll, dass ein Wissenschaftler wie FUHRMANN damit vergleichsweise wenig anfangen kann. Dies hat er ja auch in seiner Replik dezent und zugleich bestimmt ausgeführt. Dass ich in Sachen Altphilologie ein Dilettant bin, so wie auch SCHWANITZ einer ist, steht ganz außer Frage, aber es ist ja immerhin denkbar, dass Dilettanten – vielleicht spreche ich besser von bildungsinteressierten Laien – die richtigen Fragen stellen.

Vielleicht sollte man, wenn mir FUHRMANN dieses „wohlfeile Stilmittel“ gestattet, die Altphilologie nicht allein den Altphilologen überlassen.



Am Schulfang 8 · 84172 Buch a. Erlbach  
Telefon 0 87 09 / 15 65 · Telefax 0 87 09 / 33 19  
eMail: [info@boegl-druck.de](mailto:info@boegl-druck.de) · [www.boegl-druck.de](http://www.boegl-druck.de)



Mir hat an dem Anglisten SCHWANITZ die Frechheit gefallen, mit der er die anhaltende Gültigkeit des europäischen Kanons behauptet und in einem ziemlich wilden Ritt über Stock und Stein der europäischen Geschichte hinweg durchexerziert. Dass er sich dabei fast um Kopf und Kragen bringt, habe ich erwähnt, gleichwohl enthält sein Buch einen, wie ich glaube, richtigen Ansatz. Außerdem antwortet es, daher sein Erfolg, auf ein verbreitetes Bildungsbedürfnis, das es, wenn FUHRMANN mit seiner These, das Bildungsbürgertum sei ausgestorben, Recht hätte, gar nicht geben dürfte. Dass FUHRMANN, weil er sehr viel differenzierter denkt und sehr viel mehr weiß, die erwähnte Frechheit nicht besitzt und nicht besitzen kann, ist klar, und es täte mir leid, wenn er den Eindruck hätte, ich wollte ihm das als Mangel vorwerfen.

Der Mangel, den ich sehe und aus manchen Gesprächen mit an der Schule lehrenden Altphilologen erfahren habe, ist eher ein Mangel an Zukunftsglauben. Den ich selber zum Beispiel haben muss, weil ich meinen Töchtern gegenüber rechtfertigungspflichtig bin. Die Eltern, die ihre Kinder in stetiger und sogar leicht anwachsender Zahl beim Johanneum (das erwähnte, 1529 von JOHANNES BUGENHAGEN gegründete älteste Hamburger Gymnasium) anmelden, sind in der Regel optimistischer als die Latein- und Griechischlehrer. Vielleicht rührt dieser Optimismus – dass nämlich die humanistische Bildung noch immer eine sinnvolle, erstrebenswerte Alternative zur Dominanz des technisch-ökonomischen Weltbildes darstelle – aus einer Verkennung der desolaten Lage.

Aber: Mag sie noch so desolat sein, so lange noch irgendein vernünftiger Grund für die humanistische Bildung (wie modifiziert auch immer) genannt werden kann, so lange es noch Schüler, Studenten und Interessenten gibt, muss man doch die Sache, an die man glaubt, sichtbarer hoch halten, als FUHRMANN es in dem erwähnten Buch tut. Sein Hinweis auf das FUHRMANNsche Gesamtwerk ist ja in Ordnung, und sicherlich war es mein Fehler, es nicht ausführlicher herangezogen zu haben. Gleichwohl sehe ich in seinem Verzicht, die historische Darstellung des Bildungskanons in die Gegenwart hinein zu verlängern und mit ihr zu verknüpfen, einen

Verzicht auf Wirkung. Das wiederum ist ein alte deutsche akademische Untugend, die mir eher sympathisch ist, die ich dennoch bedaure (*hic Rhodus, hic salta*, würde hier der Dilettant sagen). Sie rührt aus einer Unterschätzung, vielleicht Missachtung der Sphäre des Öffentlichen. FUHRMANN hat ja sein Buch nicht – dazu ist er zu prominent – in irgendeinem Universitätsverlag veröffentlicht, sondern in einem Publikumsverlag, und es hat, wie ich annehme, eine erwähnenswerte Verbreitung. Da hätte er die Chance ergreifen sollen, denn es gibt ein neues Interesse an alten Bildungsfragen. Welche Motive dahinter stehen, sollten wir an dieser Stelle unerörtert lassen, wozu ich etwa auch die Motive des wilhelminischen „Humanismus“ und seiner oftmals terroristischen Gymnasien zähle. Motive sind meist sekundär. Was ich lediglich behaupte, ist die simple Tatsache, dass Europa, wenn es denn gedeihen soll und kann (was zu beweisen wäre), nicht vom Euro abhängt, sondern von der Eigenart seines Herkommens, also von der Kenntnis der europäischen, mithin antiken Kultur.

Kann es sein, dass FUHRMANNs Illusionslosigkeit, die er wörtlich auf seine Fahnen schreibt, lediglich eine Art von Resignation bedeutet? Vielleicht hat die Wahrnehmungsdifferenz nur damit zu tun, dass ich zum Beispiel die Höhe, von der aus FUHRMANN den Niedergang seiner Sache entsagungsvoll beobachtet, nie wirklich wahrgenommen habe und infolgedessen die Signale eines kleinen Aufstiegs deutlicher sehe als er. Seiner Feststellung, „dass wir eine kleine Minderheit sind“, würde ich nur entgegenhalten wollen, dass es erstens immer eine Minderheit war, die den humanistischen Elitismus wirklich vertreten wollte und konnte, und dass es zweitens noch schrecklicher wäre, eine Mehrheit würde ihn vertreten wollen.

Ich sehe übrigens, um das zum Ende einer nicht beendbaren Diskussion zu sagen, dass die Altphilologen, im Gegensatz etwa zu den mir vertrauten unentwegt zerstrittenen, defätistischen und opportunistischen Germanisten, einen eindrucksvollen Club kompetenter, solidarischer, wenngleich nicht sehr realitätstüchtiger Enthusiasten bilden. Da ist noch einiges drin.

ULRICH GREINER, Hamburg

## Dachte man in der Antike ökologisch? Mensch und Umwelt im Spiegel antiker Literatur

„Dachte man in der Antike ökologisch?“ – Der Versuch, in den antiken Quellen eine Antwort auf diese Frage zu finden, muss mit gewissen Schwierigkeiten rechnen, denn wir stellen hier eine Frage, die ganz aus dem Geist unserer Zeit geboren ist. Der Begriff „ökologisches Denken“ entwickelte sich im Zusammenhang mit dem als lebensbedrohlich empfundenen Ausmaß moderner Naturzerstörung und bezeichnet im wissenschaftlichen Sinn eine Denkhaltung, die sich bewusst um das Verständnis von Zusammenhängen und Wechselwirkungen im Haushalt der Natur bemüht. Darüber hinaus ist meist damit die Überzeugung verbunden, dass naturgegebene Systeme und Kreisläufe um ihrer selbst willen oder um des Menschen willen oder auch um beider willen vor einer Zerstörung durch zivilisatorische Eingriffe bewahrt werden sollten. Ein eigener Begriff für eine solche Einstellung ist in der Antike nicht vorhanden, obwohl das Wort „Oekologie“ aus der griechischen Sprache hergeleitet ist. Es stellt sich daher mit Recht die Frage, ob eine Denkweise im oben definierten Sinn in der Antike überhaupt existierte, und falls sie existierte, ob sie als solche wahrgenommen wurde.

Ungeachtet dieser Bedenken erscheint es jedoch unausweichlich, dass Menschen, wo und wann auch immer, also auch die Menschen der Antike, sich bewusst oder unbewusst ein Bild von der Natur machten und eine bestimmte Haltung ihr gegenüber einnahmen, denn die Natur stellt nun einmal die Umgebung dar, in die ihr eigenes Leben eingebettet ist. Es müsste sich demnach bei Betrachtung der uns aus der Antike vorliegenden Äußerungen zum Verhältnis der Menschen zur Natur auch feststellen lassen, ob ökologische Aspekte dabei zur Geltung kamen, und es dürfte sich ebenso herausstellen, wie es um den beliebten Topos vom Frieden mit der Natur, in dem die Menschen in der Antike angeblich lebten, bestellt ist.

Man wird in den folgenden Ausführungen sicher die eine oder andere bekannte Persönlichkeit oder philosophische Richtung der Antike vermissen. Dafür gibt es zwei Gründe:

1. Ich musste für diesen Beitrag, der auf meinem Buch „Ökogriechen und grüne Römer?“ basiert, eine Auswahl treffen.

2. Diese Auswahl sollte aber dennoch einen möglichst repräsentativen Eindruck von den Denkrichtungen vermitteln, die wir in der griechisch-römischen Antike antreffen. Deshalb wurden Vertreter ausgewählt, die sowohl typische als auch besonders klar konturierte Umweltpositionen vertreten. Die eine oder andere Berühmtheit ist auf diese Weise unter den Tisch gefallen. So wird man z. B. die Sophisten vergeblich suchen. Sie führten zwar ständig den Begriff „*physis*“, also „Natur“, im Mund, ihr Verständnis dieses Begriffes hat aber wenig mit unserer Fragestellung zu tun, d. h. er ist in dieser Hinsicht weder ergiebig noch relevant. Deshalb gehe ich in diesem Zusammenhang auch nicht auf die Sophisten ein. In meinem Buch wird ihr Naturbegriff allerdings eingehend behandelt.

Naturerklärung durch mythische Bilder bildete den Anfang des frühen griechischen Naturverstehens. Staunend stand der Mensch der Natur gegenüber, bewunderte ihre geheimnisvolle Größe und ihr rätselhaftes Wirken. Götter und Geister wurden von den Menschen als Urheber der Naturvorgänge betrachtet. Solch mythische Bilder finden wir in religiösen Kulturen und in den Bräuchen der Volksfrömmigkeit. *Mythisches Denken* prägte die Welt der homerischen Epen (ca. 8. Jh. v. Chr.) ebenso wie die Werke des von tiefster Frömmigkeit geprägten HESIOD (ca. 700 v.). Es ist auch durch die Zeugnisse der Vorsokratiker belegt und schlug sich nieder in den zahlreichen Weltaltermythen und Kulturentstehungstheorien der griechischen und römischen Literatur.

In der freien Natur erlebte der Mensch der Frühzeit die Macht des Unheimlichen und sah sich ihm ohnmächtig ausgesetzt. Tiere, Wälder, reißende Flüsse, das Meer und lebensbedrohliche Naturkatastrophen flößten ihm Furcht und Schrecken ein. Er fühlte sich abhängig und bedroht. Hinter den erfahrbaren Erscheinungen glaubte er göttliche Mächte am Werk. Mit Op-

fern, Beschwörungen und anderen rituellen Handlungen suchte er die Dämonen der Natur zu beschwichtigen und auf diese Weise sein Leben sicherer zu machen.

Die Natur konnte ihm aber auch ganz anders begegnen und ihm ein freundliches Antlitz zeigen. Dazu schreibt ALFRED BIESE (S. 11): „Überall in seinen Wäldern und Grotten, seinen Bergen und Schluchten, Quellen und Wellen empfing der Grieche den Eindruck eines anmutigen, üppigen Lebens ... vorwiegend im Epos ist die Lebensanschauung auf Daseinsfreude, Diesseitsglauben ohne Zukunftsfurcht gestellt“<sup>1</sup>. In Baum und Quell, in Wald und Wiese lebten freundliche Naturwesen wie die gütigen und heilenden Nymphen, von denen man Hilfe erwarten durfte, und sogar unter den gewalttätigen Centauren gab es menschenfreundliche Exemplare wie den weisen Chiron, den Erzieher vieler Helden.

Der gottgleichen Macht der Natur gegenüber empfand der Mensch aber in jedem Fall, unabhängig davon, ob er sie fürchtete oder als freundliche Macht erlebte, seine eigene Unterlegenheit. Dieses Inferioritätsgefühl war nur dort aufgehoben, wo er der Natur in Gestalt einzelner Geschöpfe, in Tieren und Pflanzen, also in den Lebewesen seiner Umwelt, begegnete. In ihnen erkannte er Schicksals- und Leidensgenossen, verletzbar und sterblich wie er selbst. Ich erinnere an HOMERS (vermutlich 8. Jh. v. Chr.) berühmtes Gleichnis von den Blättern im Walde, von denen es heißt, dass sie wachsen und sterben wie die Geschlechter der Menschen (Il. 6,146-149).

Man hatte erkannt: Alle natürlichen Geschöpfe waren eingebunden in den Kreislauf von Leben und Sterben, aber auch in das Wechselspiel von Töten und Getötetwerden. Das in der Ilias gebrauchte Bild vom Falken, der die Taube schlägt, beschreibt dieses harte Gesetz der Natur (Il. 22,139-142). Es wurde als unumstößlich akzeptiert und auch das Töten wurde als selbstverständliche Lebensäußerung verstanden. Dennoch fehlte nicht die Sensibilität für Angst und Qual der leidenden Kreatur. Sicheinzufühlen in die Geschöpfe ist sogar ein herausragender Zug, der in vielen Gleichnissen Homers zum Ausdruck kommt.

Betrachten wir nun die Weltaltermythen und Kulturentstehungstheorien, so begegnet uns auch in ihnen eine doppelgesichtige Natur. Den einen erscheint sie als lebensbedrohender Dämon, den anderen als treu sorgende Mutter. Zugrunde liegt jedoch beiden Bildern die Überzeugung, dass der Mensch ohnmächtig und abhängig einer überwältigenden Natur gegenübersteht.

Die fortschrittsgläubigen Kulturentstehungstheoretiker (Aszendenztheorie) behaupteten, die Menschen hätten sich ursprünglich in einem jämmerlichen Zustand befunden: schlecht ernährt, unzulänglich gekleidet und primitiv behaust. Den Unbilden der Witterung, wilden Tieren, Krankheit und Tod seien sie hilflos ausgesetzt gewesen. Erst mit dem Aufkommen der Technik hätten sich die Lebensumstände verbessert. Nun hätten sich auch Künste und eine allgemeinverbindliche Moral entwickelt. Man habe sich zu politischen Gemeinschaften zusammengeschlossen, und aus dem chaotischen und von gegenseitiger Bedrohung gekennzeichneten Leben sei ein geordnetes, sicheres und friedliches Miteinander geworden, in dem Recht und Gesetze galten.

Ganz anders die Mythen vom Goldenen Zeitalter. Zwar hängt der Mensch auch hier völlig von der Natur und ihren Gaben ab, aber er vegetiert nicht dahin in Armut und Not, sondern die Natur bietet ihm von selbst alles für ein paradiesisches Leben. Im Frieden mit den Göttern und der Natur lebt er aufs angenehmste dahin ohne Leiden und Sorgen.

Doch dieses Glück währt nicht ewig. Irgendwann verliert sich die Frömmigkeit der Menschen. Gleichzeitig damit endet der Spendenautomatismus der Erde. Der Mensch ist nun genötigt, sich alles selbst zu verschaffen, was er braucht. Hier wird durch das zeitliche Zusammentreffen dieser beiden Ereignisse eine recht simple Gleichung nahegelegt. Sie lautet: Eingriffe in die Natur bedeuten Frevel an einer göttlichen Macht und werden bestraft. Notgedrungen emanzipiert sich der Mensch nun aus seiner Abhängigkeit von der Natur und entwickelt Technik und Zivilisation. Die konservativ-religiösen Urheber dieser Mythen



betrachten diesen Schritt also unter moralischen Kategorien und werten ihn negativ. Von nun an vollzieht sich nach ihrer Darstellung ein moralischer Niedergang (Deszendenztheorie), der sich über Silbernes und Ehernes Zeitalter unaufhaltsam hinzieht und schließlich im Eisernen Zeitalter seinen absoluten Tiefpunkt erreicht, mit Raub, Mord, völliger Gesetz- und Gottlosigkeit (Asebie).

Dieselbe Dichotomie in der Bewertung der Zivilisation, wie wir sie in den Zeitalter- und Kulturentstehungsmythen vor uns haben, zeigen auch die gegensätzlichen Deutungen des Prometheus. Für die einen ist Prometheus als Kulturstifter ein Heils- und Fortschrittsbringer der Menschheit (z. B. für den Sophisten PROTAGORAS), für die anderen (z. B. für HESIOD, ca. 700 v. Chr.) ist er ein frevelhafter Gottesverächter, der die bestehende Ordnung nicht respektiert.

Im berühmten Chorlied aus SOPHOKLES' (um 496-406 v. Chr) Tragödie „Antigone“ finden wir dagegen diese antagonistische Bewertung menschlicher Eingriffe in die Natur überwunden. Es weist auf den ambivalenten Charakter hin, den die Fähigkeit des Menschen, sich der Natur zu bemächtigen, besitzt:

*„Vieles ist ungeheuer, nichts  
ungeheurer als der Mensch ...“*

*„Mit kluger Geschicklichkeit für  
die Kunst ohne Maßen begabt,  
kommt heut' er auf Schlimmes,  
auf Edles morgen.  
(SOPHOKLES, Antigone 365-367)*

Mit dem Bewusstsein, Gestalter der Umwelt und Herr der Geschöpfe zu sein und es selbst in der Hand zu haben, ob er, wie SOPHOKLES formuliert, ‚Schlimmes‘ oder ‚Edles‘ mit seinen Fähigkeiten bewirkt, lastet auf dem Menschen nun eine ungeheure Verantwortung. Er gerät in eine materiell und moralisch offene Situation, deren Ausgang er selbst bestimmt. Woher aber soll er den Maßstab für sein Handeln nehmen, woher Kriterien für Gut und Böse, Richtig und Falsch? Auch auf diese Frage findet sich eine

Antwort bei den griechischen Tragikern. Sie lautet: Der Mensch soll den ihm zugewiesenen Ort und seine Rolle in der Weltordnung einhalten und nichts tun noch verlangen, was ihm nicht gebührt. Durchbricht er die ihm von den Göttern gesetzten Schranken, so wird solche Hybris von ihnen bestraft, im Extremfall sogar mit dem Tod.

Dieses Bild von einer festen Seinsordnung, auf das wir hier stoßen, in der allem, was existiert, von einer göttlichen Macht eine bestimmte Rolle und Funktion zugewiesen ist, wird uns durch die gesamte Antike begleiten. Es bildet die Grundlage für das vielgerühmte ganzheitliche Denken des griechisch-römischen Altertums.

Als Überwinder des mythischen Denkens erweisen sich die ionischen Naturphilosophen (6./5.Jh. v. Chr.). Sie vollziehen den Schritt vom bildhaften zum logischen Denken. Sie erklären die Natur nicht mehr mit phantastischen Erzählungen, sondern mit Hilfe von Empirie, kritischer Rationalität und philosophischer Spekulation. Die Natur verliert auf diese Weise ihre Rätselhaftigkeit. Sie wird für die Menschen durchschaubar und verstehbar. Das Kausalitätsprinzip dient ihnen dazu, die Welt aus sich selbst heraus zu erklären. Zwar gelangt man nicht zu einer einhelligen Ansicht in Bezug auf die Grundsubstanz des Seins, sondern streitet beispielshalber darüber, ob im Wasser, im Feuer, in der Luft, in Atomen oder gar in mehreren Elementen der Ursprung alles Existierenden zu suchen sei, aber der enge Horizont des mythischen Weltbildes war nun durchbrochen und die *ratio* wurde zum entscheidenden Bezugspunkt für die Naturerklärung.

Wenn auch die Existenz von Göttern an sich keineswegs bestritten wurde – die frühen Naturphilosophen waren meist gottesfürchtige Menschen – so gab es doch im physikalischen Weltbild keinen Platz mehr für sie. Sie wurden abgedrängt in ein metaphysisches Sein. Die Gottesvorstellung war abstrakter geworden und manche Naturerscheinung, welche die Menschen früher mit religiöser Angst erfüllte, hatte durch eine natürliche Erklärung ihre furchteinflößende Wirkung verloren. So sah man hinter Donner und Blitz nicht mehr den zürnenden Himmelsherrscher Zeus,

sondern wusste, daß diese Phänomene durch Reibungen in den Wolken entstehen.

Die Unbefangenheit, mit welcher der Forscher nun, frei von religiös bedingten Ängsten und Bedenken, der Natur gegenübertrat, minderte aber in keiner Weise den Respekt und die Achtung vor ihr. Zu überwältigend empfand man immer noch ihre ungeheure Macht. Außerdem eröffnete sich dem forschenden Geist eine *Vernünftigkeit des Seins*, die ihn mit ehrfürchtiger Bewunderung erfüllte. Das in der Natur waltende, vernünftige Prinzip wurde als göttlich empfunden, und so belegte man auch vielfach die verstandesmäßig erkannten Kräfte und Elemente der Natur mit den Namen von alten Göttern. Empedokles benannte z. B. seine vier Elemente nach Zeus (Feuer), Hera (Luft), Hades (Erde) und der sizilischen Gottheit Nestis (Wasser).

Die Absicht, durch manipulative Eingriffe sich die Natur herrisch zu unterwerfen, lag solchem Denken fern. HERAKLIT (um 544-483 v. Chr.) meinte: „Weisheit ist es, ... gemäß der Natur zu handeln, indem man auf sie hört“ (Frg. 112). Das harmonische Sicheinfügen in die Gesetzmäßigkeit der Natur galt also auch bei den Naturphilosophen als Gebot der Klugheit.

Mit *mystischen Strömungen* wie dem *Dionysoskult* und der *Orphik* (7./6. Jh. v. Chr.), die in der Frühzeit aus dem Orient nach Griechenland gelangt waren, etablierten sich zwei Denkmuster im griechischen Weltverständnis, die eine folgenreiche Neuorientierung in der philosophischen Naturerklärung nach sich ziehen sollten. Es handelt sich a) um die *dualistische Welt-sicht* und b) um die *Höherbewertung des geistigen Prinzips* gegenüber dem Körper. Die Orphiker standen damit in schärfstem Gegensatz zu der sinnenfrohen Diesseitigkeit HOMERS. An die Stelle von unbeschwerter Lebenslust traten nun Askese und Enthaltensamkeit. Sie zählten zu den Maßnahmen, mit denen man sich von der unreinen Körperlichkeit zu befreien suchte. Der Glaube der Orphiker und auch später der Pythagoreer (PYTHAGORAS ca. 540-500 v. Chr.) an die Reinkarnation führte zudem zum Verzicht auf den Genuss von Fleisch und den Verzehr gewisser Pflanzen.

Ging die erste Generation der Naturphilosophen noch von einer durchgängig gleichen Beschaffenheit der Natur aus, so zog sich seit XENOPHANES (um 570-475/470 v. Chr.) und PARMENIDES (um 540-470 v. Chr.) nun auch bei den Philosophen ein Riss durch die bisher einheitlich gedachte Seinsstruktur. Ewiges, wahrhaft Seiendes, das allein durch den Verstand und reines Denken fassbar ist, stand hinfort für sie neben dem minderwertigen, weil nur scheinhaft Seienden der Sinnenwelt.

In PLATONS (um 428-347 v. Chr.) bekannter *Ideenlehre* wurde dann diese dualistische Weltauffassung voll entfaltet. Jenseits der dinglich-materiellen Wirklichkeit beginnt für ihn mit den Ideen erst der Bereich des eigentlichen, wertvollen Seins. Alle Dinge um uns herum, die wir mit den Sinnen erfassen, sind in Wahrheit nur Schatten, vergängliche und veränderbare Abbilder der Ideen, die im metaphysischen Raum existieren. Wir sind, wie die Höhlenbewohner in PLATONS berühmtem Gleichnis, an falsche Sinneseindrücke gefesselt. Diese gaukeln uns lediglich Scheinbilder vor, leer und ohne Seinsgehalt. Nur durch geistige Anstrengung können wir uns von solch falschen Vorstellungen befreien und zur Erkenntnis des wahren Seins vordringen. Die sichtbare und greifbare Natur um uns herum und die gesamte, täglich erlebte Welt werden somit bei PLATON zum Inbegriff des Minderwertigen, des Veränderlichen und Vergänglichen.

PLATONS Schüler ARISTOTELES (384-322 v. Chr.) hat zwar, wie man sagt, den reinen Geist wieder vom Himmel auf die Erde heruntergeholt. Als Formursache oder Seele wirkt er in der Funktion eines „unbewegten Bewegers“ nun in allem natürlich Seienden und stimuliert es dazu, in entelechetischer Entfaltung nach der Verwirklichung seines wahren Wesens zu streben. Die Aufteilung in wertvolles und minderwertiges Sein aber wird auch bei ARISTOTELES nicht vollständig überwunden, denn die real existierenden Wesen haben in unterschiedlichen Graden Anteil am geistigen Prinzip und besitzen daher qualitativ verschiedene Seelen: Pflanzen verfügen lediglich über eine vegetative, die über die Lebensfunktionen der Ernährung und Fortpflanzung nicht hinausreicht; der empfindenden

Tierseele wohnt dagegen auch die Fähigkeit der Sinneswahrnehmung inne. Doch nur der Mensch verfügt über Denkvermögen und damit über die Voraussetzung zu vollwertigem Sein.

Diese Abwertung der körperlich-dinghaften Welt durch die griechische Philosophie schuf günstige Voraussetzungen für die Behandlung der Natur als Ausnutzungsobjekt und Beute. Aber erst in der Neuzeit wurden die Konsequenzen dieses Ansatzes in ihrer letzten Zuspitzung wirksam. Verstärkt durch den ebenfalls im Orient verwurzelten jüdisch-christlichen Traditionsstrang, in dem die Schöpfung eindeutig Objektcharakter besitzt, wurde im 17. Jahrhundert dieser Dualismus virulent in DESCARTES' (1596-1650 n. Chr.) radikaler Trennung von wertvoller *res cogitans* (Geist) und zweitrangiger *res extensa* (Materie). Man empfand keine Skrupel, eine derart abgewertete Natur zu malträtieren und, wie sich FRANCIS BACON (1561-1626 n. Chr.) ausdrückte, sie auf die Folterbank zu spannen, um ihr ihre Geheimnisse zu entreißen (Novum Organum 13). Durch KANTS (1724-1804 n. Chr.) transzendentalen Subjektivismus schließlich erlitt die Materie eine weitere Entwertung. Sie war für ihn nur noch als Hervorbringung des bewussten Ichs gegenwärtig, und ihre Substanz verflüchtigte sich zu dem nicht fassbaren „Ding an sich“.

Diese Verlagerung des Substanzpotentials von der Welt auf das Ich ist jedoch ein neuzeitlicher Denkakt. In der Antike blieb der Mensch immer Teil des Naturganzen. Der Riss zwischen Geist und Materie verlief durch die Welt und durch ihn selbst. Der menschliche Mikrokosmos war ein Spiegelbild des Makrokosmos. Diese Auffassung – von PLATON und ARISTOTELES vertreten – barg in sich das Potential, sich geradezu als Schutzmechanismus für die Natur vor der Ausbeutung durch den Menschen zu erweisen. Denn die Seele aus ihrer minderwertigen, materiellen Einkleidung zu einer geistigen Existenz hin zu befreien und damit die höchste Seinsstufe zu erreichen, galt als erstrebenswerteste Form des menschlichen Lebens. Dem geistigen Prinzip in sich zum Durchbruch zu verhelfen, darin erfüllten sich nach dieser Auffassung Lebenssinn und Lebensglück. Nicht

materielle Werte, sondern geistige Entfaltung galt als erstrebenswert. Zurückhaltung bei der Inanspruchnahme natürlicher Ressourcen lag in der Logik dieses Ansatzes. Darüber hinaus stand das von denselben Philosophen hochgeschätzte Prinzip des Maßhaltens einer ungehemmten Ausbeutung der Natur im Wege – zumindest in der Theorie.

An der beschriebenen Wertsetzung orientierten sich PLATONS Seelenlehre, sein Staats- und Gesellschaftsmodell sowie die hierarchische Seinsordnung des ARISTOTELES und auch seine Rangfolge der menschlichen Tätigkeiten. D. h. aber, diese Lehren, welche Prinzipien für die Gesellschaftsordnung und das menschliche Handeln enthielten, stellten im Grunde eine Aufforderung zum möglichen Verzicht auf materielle Güter dar. IRING FETSCHER (1988)<sup>2</sup> z. B. sieht daher verständlicherweise in einer Rückbesinnung auf diese griechische Werteordnung und einer daraus folgenden Umorientierung unseres Konsumverhaltens auch für uns einen Weg zum Frieden mit der Natur. Die Forderung nach Konsumverzicht im Interesse des ökologischen Gleichgewichts würde auf diese Weise wirkungsvoll unterstützt durch ein anthropozentrisches Primärinteresse, nämlich durch den Wunsch nach einer anspruchsvollen ethischen Selbstverwirklichung.

Dieses hohe Ideal einer von ethischen und geistigen Werten bestimmten Lebensführung stellte jedoch selbst für die Philosophen lediglich eine Zielvorstellung dar, die nur unter größten Anstrengungen erreichbar schien, und seine Verbindlichkeit richtete sich außerdem vorwiegend an die gesellschaftlichen Eliten. Den unteren sozialen Schichten, nämlich den Handwerkern und Bauern, nicht zu reden von den Sklaven, gestanden die philosophischen Gesellschaftsmodelle von vorneherein einen größeren Spielraum zu hinsichtlich der Befriedigung körperlicher Bedürfnisse. Und im realen athenischen Alltag, in dem die wohlhabenden Bürger und Philosophen kaum in Berührung kamen mit den bäuerlichen und handwerklichen Nutzern der Natur, dürften diese hehren Maßstäbe eher eine noch geringere Bedeutung besessen haben.



Nach allen gängigen Erfahrungen darf ohnehin bezweifelt werden, dass einem solchen Ideal zuliebe sich eine größere Zahl von Menschen dauerhaft von ihren sinnlichen Neigungen und Gelüsten weglocken ließe und die Kraft zu einem asketischen Leben aufbrächte. Dass selbst PLATON das nicht schaffte, bestätigt uns DIOGENES LAERTIOS (Ende 2. Jh. n. Chr.), der berichtet, dass PLATON trotz seiner elitären Verachtung materieller Güter und seiner eindringlichen Warnungen vor den Gefahren der Verweichlichung persönlich nicht auf einen seiner vornehmen Herkunft entsprechenden Luxus verzichtete. Diese Inkonsequenz brachte den Kyniker DIOGENES (ca. 412-323 v. Chr.) derart in Rage, dass er bei Regenwetter in PLATONS Haus eindrang, mit nassen und schmutzigen Füßen über die feinen Teppiche und Decken stapfte und so zum Ausdruck brachte, was er von der Glaubwürdigkeit seines Philosophenkollegen hielt.

Ebenso wenig wie das Ideal eines auf immaterielle Werte ausgerichteten Lebens konnte die Forderung nach Mäßigkeit und Besonnenheit, die in der griechischen Ethik ihren festen Platz hatte und die sich beispielshalber im aristotelischen Moralprinzip des mittleren Maßes niedergeschlagen hatte, die natürliche Umwelt vor einem ruinösen Zugriff durch den Menschen schützen. Auch in dieser Hinsicht reichte die Ausstrahlung der Theorie auf die Praxis nicht sehr weit, wie die zahllosen Beispiele eines rücksichtslosen Umgangs mit der Natur zeigen, wie wir sie aus der Antike kennen.<sup>3</sup>

Für Naturforschung und die Frage nach ökologischen Zusammenhängen boten die Ausrichtung auf das Metaphysische bei PLATON und die Dominanz einer anthropozentrischen Ethik kaum Anlass. Für ARISTOTELES stellte die wahrnehmbare Wirklichkeit zwar reales Sein dar, und aus der Naturbeobachtung ließ sich anders als bei PLATON folglich echtes Wissen gewinnen. Er beschrieb und klassifizierte in seinen Werken denn auch sorgfältig Pflanzen und Tiere, befasste sich mit Meteorologie ebenso wie mit erstaunlichen Naturphänomenen, konstatierte die Auswirkung von Umwelteinflüssen, d. h., er beobachtete einfache ökologische

Zusammenhänge, aber seine Naturforschung und Naturdeutung wurde von der Idee des Zweckes her bestimmt. Staunend stellte er vor allem in der Pflanzen- und Tierwelt immer wieder fest, wie zweckmäßig sich diese Lebewesen verhalten. Wenn er z. B. beobachtete, wie Spinnen ihre Netze und Vögel ihre Nester bauen, fragte er sich mitunter, ob diese Wesen nicht doch zu Überlegungen fähig seien. In einer Naturvorstellung aber, die sich zwar auf Empirie stützt, aber im gesamten realen Sein ein einheitliches vernünftiges Prinzip am Werk sieht, das dafür sorgt, dass alles sich zweckmäßig auf sein wahres Wesen hin bewegt und entwickelt, bleibt letztlich wenig Raum für Befürchtungen, dass die Natur durch äußere Einflüsse grundlegend geschädigt oder gar zerstört werden könnte.

Die Ethik der Stoiker mit ihrem Streben nach *virtus* war ebenso wie die Lehren PLATONS und ARISTOTELES' konsequent auf immaterielle Werte ausgerichtet und hätte insofern einen Beitrag zu ressourcenschonendem Verhalten leisten können. Auch ihr Glaube an die Durchseelung aller Wesen und Körper verlangte im Grunde einen pfleglichen Umgang mit der Natur. Der stoische Pantheismus hätte, konsequent durchgehalten, ein Universum von Schwestern und Brüdern entstehen lassen müssen. Aber in dieser schillernden Lehre gab es, ebenso wie in den anderen philosophischen Systemen, Bestandteile, die den Gleichheitstendenzen entgegenwirkten.

Die Stoiker glaubten nämlich auch an eine hierarchische Ordnung des Seins und waren der Auffassung, dass die niedrigeren Lebewesen zum Nutzen der höherstehenden geschaffen worden seien. Überdies existierte für sie, trotz ihres monistischen Materialismus, als feinste und reinste Erscheinungsform des Seins doch irgendwie ein geistiges Substrat, das als Weltseele im Sein wirkte. Mit der Einstufung der Lebewesen je nach dem Grad ihrer Teilhabe an dieser Weltseele fand der Dualismus eines höher- und eines minderwertigen Seins wiederum Aufnahme in ihre Philosophie, wenn auch in abgeschwächter Form. So hat denn auch die Stoa keinen heiligen FRANZISKUS hervorgebracht, der die Flöhe als seine lieben Brüder betrachtete.

Ebenso wenig wie die griechischen Philosophen befassten sich ihre römischen Kollegen bewusst und gezielt mit „*rebus oecologicis*“. Das darf bei ihnen nicht von vorneherein als selbstverständlich angenommen werden, denn bei ihren philosophischen und wissenschaftlichen Bemühungen waren sie nicht wie die Griechen hauptsächlich auf Erkenntnisgewinn aus, sondern es kam ihnen mehr auf den praktischen Nutzen an, wie wir den Worten CICEROS und SENECA ausdrücklich entnehmen können.

Dass sie die Auswirkungen umweltschädlicher Verhaltensweisen durchaus wahrnahmen, sie beklagten und unter ihnen litten, können wir z. B. bei SENECA, dem älteren PLINIUS und den Dichtern HORAZ, JUVENAL und MARTIAL nachlesen. Vor allem der Lärm, der Schmutz und die schlechte Luft Roms setzten den Bewohnern der Hauptstadt sehr zu. Wer es sich leisten konnte, entflohen, wenigstens zeitweise, diesen lästigen Begleiterscheinungen des Molochs Großstadt. Er zog sich in eine *villa suburbana*, zurück, d. i. eine Stadtrandvilla in der Übergangszone zum unbebauten Land, oder er nahm nach seinen Dienstgeschäften noch eine Reise von oft mehr als 20 km in Kauf, um den Rest des Tages auf seinem Landgut zu verbringen. Auch die massiven Eingriffe in die Landschaft werden in der römischen Literatur missbilligt. Man übt Kritik an dem Kahlschlag der Bergwälder, der Verdrängung einheimischer Pflanzen durch exotische Gewächse, der Ausbreitung des monotonen Latifundienwesens auf Kosten der ursprünglichen landschaftlichen Vielfalt und an der extensiven Bebauung der schönsten Seeufer und anderer reizvoller Gegenden Italiens. Ebenso wenig fehlt es an scharfen Worten, um die Auswüchse des Menschen und Natur ruinierenden Bergbaus zu verurteilen, der ganze Gebiete in Mondlandschaften verwandelt und den in ihm tätigen Menschen ein qualvolles Leben und einen frühen Tod bereitete.

Einigen wenigen dieser Übel rückten die Herrscher mit Gesetzen zu Leibe. So wurden beispielshalber die Leichenverbrennungsanlagen Roms (*ustrina*) ins Weichbild der Stadt verbannt. Gerber, Ölpresser und Wäscher durften ihre Tätigkeit nur außerhalb von Wohngebieten

ausüben. Für Lärm erzeugende Handwerksbetriebe gab es Zuzugsbeschränkungen. Für den Bau der Mietshäuser wurden begrenzende Vorschriften erlassen und ein Fahrverbot hielt tagsüber die Stadt frei von Fuhrwerken, wofür die Stadtbewohner dann allerdings nachts ihren Schlaf einbüßten, wenn die Wagen über das holprige Pflaster und durch die engen Straßen rumpelten.

Man fühlte sich also von den zahlreichen Umweltbelastungen teilweise sehr bedrängt, bemühte sich auch hier und da um Abhilfe, im Ganzen aber arrangierten sich selbst die praxisorientierten Römer, so gut sie konnten, mit den unangenehmen Gegebenheiten. Schonung der Natur war erst recht kein Gesichtspunkt bei ihren punktuellen Sanierungsmaßnahmen. Ebenso lag es ihnen fern, Umweltbelastungen in ökologischem Zusammenhang zu sehen.

Von den meisten römischen Dichtern und Schriftstellern werden vielmehr Umweltschäden als eine Angelegenheit der Ethik betrachtet. Sie werden erwähnt als Beispiele für eine verfehlte Moral, als Resultate einer falschen Werteskala und einer entsprechend verkehrten Lebensführung.

Bei SENECA D. J. (um 4-65 n. Chr.) lässt sich dies besonders deutlich beobachten. Er predigt ein kynisch-stoisches Genügsamkeitsideal und geißelt alle Ausschweifungen des zeitgenössischen Luxus als Frevel wider die Natur, wobei er mit dem Wort ‚Natur‘ die ‚natürlichen Maßstäbe der kosmischen Ordnung‘ und nicht die Umwelt meint. In seinen Augen stellen aber nicht nur die Auswüchse eines übertriebenen Genussstrebens, die sich vielfach naturzerstörend bemerkbar machen, Fehlritte dar, sondern er erblickt in der gesamten zivilisatorischen Entwicklung im Grunde eine Sünde wider die Natur, denn diese habe dem Menschen doch alles, was er für ein glückliches Leben brauche, zur Verfügung gestellt. Damit könne und solle er sich begnügen. Und so meint SENECA in einem Brief an seinen jungen Freund LUCILIUS: „Deswegen, mein Lucilius, müssen wir den Weg einhalten, den die Natur uns vorgeschrieben hat.“ (ep. 122,19). Seneca geht es bei diesem Appell, naturgemäß zu leben, nicht in unserem Sinne

um Naturschutz, sondern um ein vernünftiges Sicheinfügen in die bestehende, in seinen Augen sinnvoll gestaltete natürliche Weltordnung. Dass die Umwelt davon profitiert, gehört zwar dazu, stellt aber nicht den primären Zweck seiner Mahnung dar.

Selbst in den ‚*naturales quaestiones*‘, einem Werk, das sich die rationale Naturerklärung zum Ziel gesetzt hat, verknüpft Seneca die gewonnenen Erkenntnisse mit ethischer Paränese. Naturerkenntnis soll die Menschen sittlich festigen. Das Wissen um das Wesen von Natur und Kosmos soll ihnen die Absurdität eines naturwidrigen Verhaltens klarmachen und ihnen zur richtigen Lebenseinstellung verhelfen. Es hebe sie nämlich über die Sphäre des Menschlichen hinaus in die Regionen des Göttlichen und zeige ihnen, wie „lächerlich die Grenzen der Menschen“ seien (nat. quaest. I praef. 9).

Senecas Interesse gilt neben der Ermittlung objektiver Tatbestände immer wieder der Frage nach den Auswirkungen der Naturphänomene auf das Dasein und die Haltung der Menschen. Diese erfahren die Natur als eine übermächtige Kraft, der sie nichts entgegenzusetzen haben. Eine lenkende Vernunft waltet in der gesamten Natur. Auch gelegentliche Störungen in diesem Organismus vermögen den gesetzmäßigen Ablauf der Naturvorgänge nicht zu beeinträchtigen. Für Sorgen wegen einer möglichen Gefährdung des harmonisch austarierten ökologischen Systems Natur besteht kein Anlass, denn alle Abläufe folgen einer durch göttlichen Plan festgelegten Bestimmung, die durch menschliche Eingriffe nicht beeinflusst werden kann. Besonders deutlich wird diese Auffassung bei der Beschreibung der Sintflut (nat. quaest. III 27-30). Obwohl SENECA mit außerordentlicher Gründlichkeit und Ausführlichkeit verschiedene natürliche Ursachen, die eine derartige Überschwemmungskatastrophe herbeiführen können, darlegt und im Einzelnen erörtert, stellt er resümierend fest „*haec fatis mota, non aestu, nam aestus fati ministerium est.*“ (nat. quaest. III 28,3), d. h., „diese Wassermasse ist vom Schicksal in Bewegung gesetzt, nicht von der Flut, denn die Flut ist nur ein Werkzeug des Schicksals“. Schicksal, Gottheit und Natur sind für SENECA synonyme Bezeichnungen

für die den gesamten Kosmos und die Natur beherrschende und lenkende Kraft.

Auch CICERO (106-43 v. Chr.) lagen ökologische Überlegungen fern, wenngleich seine sittlichen Massstäbe umweltfreundliche Tendenzen aufwiesen. Für die persönliche Lebensführung riet er zwar nicht wie Seneca zu rigider Genügsamkeit, sondern gestand dem Körper zur Steigerung des Wohlbefindens eine maßvolle Befriedigung nicht nur der elementaren Bedürfnisse zu. Er orientierte sich aber sowohl an den ethischen Prinzipien der Griechen mit ihrer Tugend des Maßhaltens und der Höherbewertung der Geistnatur als auch am urrömischen Ideal der Anspruchslosigkeit. Eine solche Einstellung wirkte sich ressourcenschonend aus, auch wenn darin nicht ihr Motiv zu sehen war.

Aber unabhängig davon räumte CICERO den Menschen ausdrücklich das Herrschafts- und Nutzungsrecht über die niederrangige Natur ein. Dieses Recht entsprach, so meinte man in der Antike allgemein, der vernünftigen Ordnung des Alls. Das Denkmuster hatten wir bereits bei den Griechen kennengelernt, und es entsprach auch der *communis opinio* der Römer. Demgemäß waren nicht nur Pflanzen und Tiere zum Nutzen des Menschen geschaffen. So besteht z. B. nach den Worten CICEROS der einzige Zweck der Schafe darin, den Menschen Wolle zu liefern, des Hundes, Wachdienste zu leisten und des Schweins, die Menschen mit Fleisch zu versorgen. Ja, der Mensch besaß sogar das Recht, die gesamte Umwelt nach seinen Zwecken zu gestalten und sie sich dienstbar zu machen. In seinem Werk ‚*de natura deorum*‘ (II 152) schreibt Cicero:

„Die gewaltigsten Phänomene, die die Natur hervorgebracht hat, verstehen wir allein zu bändigen, nämlich das Meer und die Winde, da wir die Wissenschaft der Nautik besitzen; ... Ebenso besitzt der Mensch die vollkommene Herrschaft über die Güter der Erde ... . Wir verleihen dem Boden Fruchtbarkeit, indem wir das Wasser hinleiten; wir kanalisieren die Flüsse, bestimmen ihren Lauf und lenken sie ab. So versuchen wir schließlich durch unsere Hände mitten in der Natur gewissermaßen eine zweite Natur zu schaffen.“

Wo die Grenzen für eine solche Umgestaltung der Natur verlaufen, diese Frage beantwortet CICERO nicht. Aus seinen Worten spricht jedoch eine derartig euphorische Freude über die Leistungsfähigkeit der Technik, ein solcher Stolz auf den Menschen als Meister der Schöpfung, dass man kaum einen begrenzenden Horizont zu erkennen vermag.

Auch CAESAR (100-44 v. Chr) berichtet in seinen *Commentarii* nicht nur, wie er seine Feinde besiegt, sondern auch wie er es versteht, sich mit Umsicht, rationaler Planung, Organisation und technischem *Know-how* die Natur zu unterwerfen und sie so seinen Interessen dienstbar zu machen. Der natürliche Vorteil der Lage von Alesia z. B. wird durch die Arbeit (*labor*) der Legionäre, die Gräben ausheben, Wälle aufwerfen, Gewässer umleiten, und durch Belagerungsanlagen und Belagerungsmaschinen zunichte gemacht. Der Bau einer Brücke über den Rhein in der Rekordzeit von nur zehn Tagen und an einer Stelle, wo der Strom besonders breit, reißend und tief war, sollte nicht zuletzt den bedrohlichen Germanen demonstrieren, dass sie es bei den Römern mit Gegnern zu tun hatten, die es schafften, selbst Naturgewalten niederzuringen, wenn sie ihnen im Wege stehen. CAESARS Verhältnis gegenüber der Natur ist militant. Die „erste Natur“ wird gewissermaßen durch eine „zweite“ unterworfen. Das geschieht im Krieg, wo nicht nur das Kämpfen, sondern auch der Bau von Lagern, Straßen und Brücken sowie das Umleiten von Flüssen zu den selbstverständlichen Pflichten der Soldaten gehört. Aber auch im Frieden sucht CAESAR die Natur durch sein Eingreifen zu korrigieren und umzugestalten, wie seine Pläne zur Entwässerung von Sümpfen (Pomptinische Sümpfe), Vertiefung von Häfen (Ostia), Ableitung von Seen (Fuciner See) und seine Absicht, den Isthmus von Korinth zu durchstoßen, uns zeigen. Im *bellum Africanum* heißt es „*virtute incommodum naturae vincere*“, d. h. durch Tüchtigkeit und Können den Nachteil der Natur besiegen“. MANILIUS, ein Astronom des 1. Jh. n. Chr., äußert in seinem Werk *Astronomicum* (4,932) die feste Überzeugung, „*ratio omnia vincit*“, d. h. „technische Rationalität besiegt alles“.<sup>4</sup>

Hier zeigt sich ein Zug, der römisches Denken generell charakterisiert; Dazu schreibt K. W. WEBBER: „Eine widerspenstige Natur dem eigenen Willen zu unterwerfen und in diesem ‚Triumph‘ den zivilisatorischen Glanz der eigenen Epoche zu verherrlichen, darin spiegeln sich Stolz und Selbstbewußtsein wider, die die meisten Römer der frühen Kaiserzeit durchdrangen. Ihnen lag nicht nur die ganze Welt zu Füßen, auch die Natur hatten sie sich, z. T. wenigstens, dienstbar gemacht“ (a. a. O. S. 156).

Solchem Denken entsprach es, wenn es sich die Kaiser zur Ehre anrechneten, aus allen Weltgegenden Zigtausende von Tieren nach Rom zu transportieren und zum Spektakel für die Massen in der Arena abschlachten zu lassen, wodurch regional ganze Tierarten ausgerottet wurden, oder wenn vornehme Senatoren darin wetteiferten, aus den entferntesten Winkeln der Erde ausgefallene Leckerbissen für die verwöhnten Gaumen ihrer Gäste herbeizuschaffen.

Eine treffliche Bestätigung liefert uns auch der Dichter STATIUS (um 40-96 n. Chr) in seinem Gedicht auf das Landhaus eines POLLIO FELIX, für dessen Bau offenbar sowohl eine Landerhebung abgetragen als auch das Meer aufgeschüttet worden war (*Silvae* II 2):

„*Dieser Ort genießt die Gunst der Natur, hier ist sie, besiegt, dem Bauherrn / gewichen, und gelehrig fügt sie sich fremder Verwendung. / Ein Berg war einst hier, wo du eine Ebene siehst, und Fluren, / wo jetzt das Haus sich befindet; wo nun einen hochragenden Wald du erblickst, / war nicht einmal Land. Der Besitzer hat erfolgreich die Wildnis gezähmt, / dem besiegten Fels neue Formen gegeben, und froh folgt / ihm nun die fruchtbare Erde. Schau her, wie die Felsen das Joch nun ertragen, / und der Berg folgsam, eintritt oder weicht aus dem Haus.*“

Es gab jedoch auch kritische Stimmen in Rom, die ein solch zerstörerisches Gebaren nicht als Ausdruck von Größe und Überlegenheit verstanden, sondern darin fehlende sittliche und geistige Reife erblickten, wie den bereits zitierten Philosophen SENECA, die Historiker SALLUST und LIVIUS sowie den Dichter HORAZ,



die an Zeiterscheinungen wie Schlemmerorgien, überdimensioniertem Bauen oder Tierhetzen Anstoß nahmen.

Zu diesen kritischen Stimmen zählt auch der Naturgelehrte und Polyhistor PLINIUS d. Ä. (um 23-79 n. Chr.). Er weicht mit seinem pessimistischen Natur- und Menschenbild deutlich von der kosmischen Idylle ab, die in der Antike die vorherrschende Mehrheitsmeinung bestimmte. In der Tradition der Aufklärer stehend, ist der Mensch für PLINIUS ein Mängelwesen. Im Unterschied zu allen übrigen Kreaturen, die mit Schalen, Rinden, Stacheln, Federn, Schuppen, Fellen u. ä. versehen wurden und daher einigermaßen gesichert ins Leben treten, hat die Natur nur ihm eine solche ihn schützende Ausstattung versagt. Körperlich defizitär, dazu noch belastet mit destruktiven Leidenschaften und Begierden beginnt er schutz- und hilflos seinen Lebensweg. Derart benachteiligt erscheint ihm die Natur als eine böartige Stiefmutter und die Umwelt als ein bedrohliches Monster. Er wurde gnadenlos in einen gefährlichen Daseinskampf geworfen. Mit der einzigen Waffe, die die Natur ihm verliehen hat, seiner technischen Intelligenz, führt der Mensch nun einen erbitterten und skrupellosen Kampf ums Überleben, nicht nur gegen die Mitgeschöpfe, sondern sogar gegen seine eigenen Artgenossen. Die Umweltfeindschaft des Menschen ist somit existentiell, d. h., sie ist programmiert durch seine gefährdete Position, in der er sich von Geburt an befindet, und durch seine äußerst problematische Veranlagung. Angesichts einer solchen Ausgangslage wird der Frieden zwischen Mensch und Natur zur weltfremden Utopie. Verblendet und voller Gier zerstören die Menschen dann folgerichtig sogar ihre eigenen Lebensgrundlagen und richten sich hemmungslos selbst zugrunde. Dazu ein Zitat von PLINIUS d. Ä.:

„... wir vergiften (gemeint ist aus Gier) auch die Flüsse und Elemente der Natur, selbst das, was uns leben lässt [die Luft] verderben wir.“ (Nat. hist. VIII 3)

Über gewisse, aber im Vergleich mit heute doch begrenzte Kenntnisse ökologischer Zusammenhänge, wie sie in diesem Zitat des PLINIUS

ersichtlich werden, verfügten auch die Vertreter praktischer Disziplinen: Ärzte, Architekten und Landwirte.

Sie stützten sich auf die Forschungen der Hippokratischen Schule (5./4. Jh. v. Chr.), die mit ionischem Erkenntnisdrang unermüdlich den Zusammenhängen zwischen dem Befinden des Menschen und seiner Umgebung nachgegangen und zu der Überzeugung gelangt war, dass Krankheit oder Gesundheit immer auch als abhängig vom Lebensraum betrachtet werden müssten. Die Lage eines Ortes, die Beschaffenheit des Bodens, das Klima, die Windverhältnisse, die Sonneneinstrahlung, die Qualität des Wassers, aber auch kosmische Einflüsse hielt man für bedeutsam. All diese Faktoren galt es zu beachten, wenn man einen Kranken heilen, gesunden Wohnraum erstellen oder reiche Ernten einfahren wollte. Sogar die Kultur und spezifische Wesensart gewisser Völker, wie die angebliche Weichlichkeit und den Sklavensinn der Asiaten oder die hervorragende Tapferkeit, Ausdauer und Freiheitsliebe der Griechen brachten Geographen und Ethnologen in Zusammenhang mit den jeweils herrschenden Umweltbedingungen.

Ökologisches Wissen und ökologische Überlegungen besaßen für diese Berufssparten eine kaum zu überschätzende Bedeutung. Dennoch war ihr Interesse an der Umwelt nicht physis-orientiert und schon gar nicht physiozentrisch ausgerichtet, sondern rein anthropozentrisch. Es ging ihnen um das Wohl und Wehe der Menschen und nicht um die Unversehrtheit der Natur.

Diese Einstellung erscheint am wenigsten selbstverständlich für den Bereich der Landwirtschaft, die den direkten Umgang mit der Natur pflegt. Und von den Römern, einem ursprünglichen Bauernvolk, das so stolz war auf seine ländlichen Wurzeln, hätte man vielleicht auch eine uneigennützig Liebe zur Natur mit ihrer Flora und Fauna erwarten dürfen. Aber in der landwirtschaftlichen Fachliteratur schlägt sich eine solche Haltung im allgemeinen nicht nieder.<sup>5</sup> Der Schriftsteller und Gelehrte VARRO (um 116-27 v. Chr) bestätigt in seinem Werk über die Landwirtschaft, *de rebus rusticis* (I 28), dass

es den italischen Bauern vor allem auf Nutzen und Gewinn ankam. In diesem kapitalistischen Geist belehrte z. B. auch CATO d. Ä. (234-149 v. Chr) seinen Sohn, dass er sich Männer zum Vorbild nehmen solle, die mehr Hinzuerworbenes als Ererbtes hinterlassen hätten, und er mahnte ihn, ein Bauer solle niemals kaufen, sondern immer verkaufen. Das Gut mit allem, was dazu gehörte, den Gebäuden, Geräten, pflanzlichen Kulturen, dem Vieh und den Menschen, betrachtete CATO als ein kostbares Vermögen. Weil man dessen Wert erhalten wollte, und aus keinem anderen Grund, ging man sorgsam und pfleglich damit um (de agricultura II 5,7). Von einem solchen Mann, der nicht davor zurückschreckte, seinen Sklaven im Krankheitsfall die Essensrationen zu kürzen und sie bedenkenlos verkaufte, sobald sie nicht mehr leistungsfähig waren, der sich selbst bei den Götteropfern knauserig zeigte, von ihm konnte man nicht erwarten, dass er sich für die Natur um ihrer selbst willen einsetzte. Dieses Kosten-Nutzen-Denken nach dem altrömischen Prinzip des „*Do, ut des.*“ (Ich gebe, damit du gibst.), das bereits in den bäuerlichen Kleinbetrieben galt, steigerte sich zu reinem Profitstreben, als nach den Punischen Kriegen die riesigen Latifundien aufkamen und deren Besitzer, die den direkten Bezug zum Boden verloren hatten, von der Stadt aus die gewinnträchtige Bewirtschaftung ihrer Güter überwachten.

Die Römer, ursprünglich ein Land- und Bauernvolk, waren im Laufe ihrer Geschichte ohnehin zum großen Teil zu *S t a d t b e w o h n e r n* geworden, und diese Standortveränderung blieb nicht ohne Auswirkungen auf ihr Verhältnis zu Land und Natur.

Parallel zur Verstädterung, die in der Kaiserzeit ihren Höhepunkt erreichte, entwickelte sich bei vielen eine romantische Sehnsucht nach dem Land. Sie erfasste Arm und Reich, wie wir der kaiserzeitlichen Literatur entnehmen können. Alle wollten möglichst den Unannehmlichkeiten der Großstadt entfliehen. Das bedeutete aber nicht, dass man etwa in nostalgischem Verlangen zu der schlichten und anspruchslosen Lebensweise der bäuerlichen Vorfahren zurückzukehren wünschte. Man dachte vielmehr nicht einmal

im entferntesten daran, den gewohnten urbanen Lebensstil aufzugeben – das gilt zumindest für die wohlhabenden Gesellschaftsschichten.

Im Gegenteil, man verschaffte sich auf dem Land denselben zivilisatorischen und kulturellen Komfort wie in Rom, konnte ihn hier aber ungestörter als in der Metropole genießen. Eine luxuriöse Villa in reizvoller Landschaft bildete das passende Ambiente für erlesenen und verfeinerten Genuss. Die Natur bot ein Additum zum gewohnten städtischen Luxus. Man wollte sich an ihr erfreuen. Daher sollte sie interessant, schön und gefällig sein. Man suchte die ländliche Umgebung als ästhetisch ansprechende Kulisse. Die Landschaft wurde wie ein Kunstwerk betrachtet. So vergleicht z. B. PLINIUS d. J. (61-113 n. Chr) die Schönheit der Gegend, in der seine etruskische Villa liegt, mit einem eindrucksvollen Gemälde.

Je kunstvoller ein Naturensemble erschien, desto mehr fand man Gefallen an ihm. Das Ungewöhnliche, Staunenswerte, Seltene wurde besonders geschätzt. Als solche *miracula* (Naturwunder) schildert uns PLINIUS die schwimmenden Inseln im Vadimonis-See oder die an- und abschwellende Quelle des Larius-Sees. Auch spektakuläre Naturphänomene verschiedenster Art, wie eine Überschwemmungskatastrophe am sonst sehr sanften Flösschen Anio, ein zahmer Delphin und natürlich der Ausbruch des Vesuvs, riefen höchste Bewunderung hervor. Man begeisterte sich mehr für das Ausgefallene, Artificielle als für das Natürliche an der Natur. Die Natur erschien dem Stadtrömer als große Künstlerin, an deren Werke die menschliche Gestaltungskraft im allgemeinen nicht heranreichte. Deshalb auch der Stolz, wenn es gelegentlich doch gelang, sie zu übertreffen (vgl. STATIUS).

Die Welt der bäuerlichen Arbeit auf den Gütern interessierte die städtischen Besitzer nur wenig. Sie befand sich außer Sichtweite des Herrenhauses, fein abgeschirmt durch sauber gestutzte Buchsbaumhecken. Vom Haus aus erfreute man sich an den parkartigen Gärten, die das Haus umgaben, an ihren Springbrunnen, Wasserbecken, Grotten, Pavillons und Tempelchen, zwischen denen sich mythologische

Figuren und zahllose kleine Schutzgötter der Landbevölkerung tummelten, entweder aus Stein und Marmor gemeißelt oder in Holz und Buchs geschnitten.

Man liebte diese künstlichen Idyllen so sehr, dass man sich die Illusion von Gärten oder Landschaften sogar in die Stadthäuser holte, indem man sie auf die Wände des Peristyls oder von Wohnräumen malte. Der zweite pompejanische Stil erklärt sich so zum großen Teil aus dem Wunsch, jede räumliche Begrenzung aufzuheben und das Haus in eine natürlich wirkende Scheinwelt einzubetten. Aus Sehnsucht nach der Natur hatte man sich der wahren Natur völlig entfremdet. Die Frage nach dem ökologischen Bewusstsein dieser Stadtrömer beantwortet sich angesichts einer solchen Art der Naturliebe fast von selbst.

Ausschließlich anthropozentrisches Denken begegnete uns bisher bei unseren Recherchen. Als niederrangig Seiendes hatten die Geschöpfe der Natur den Bedürfnissen des Menschen zu dienen. Ein eigener Anspruch stand ihnen nicht zu.

Ein für die Natur günstigeres Bild bietet sich uns in den *Georgica*, dem Gedicht vom Landbau, aus der Feder des römischen Nationaldichters VERGIL (70-19 v. Chr.). Er liebt die Pflanzen und Tiere und scheint mit ihnen Freude und Leid zu empfinden. Seine Ratschläge für den Landmann zielen daher nicht, wie sonst in der landwirtschaftlichen Fachliteratur üblich, in erster Linie auf Gewinnmaximierung ab, sondern sind auf das Gedeihen und Wohlergehen der Tiere und Pflanzen ausgerichtet. In liebevoller Zuwendung befasst er sich selbst mit den geringsten Wesen. Menschen, Tiere und Pflanzen, alle sind nach VERGILS Ansicht in gemeinsamem Empfinden miteinander verbunden durch den gleichen göttlichen Atem.<sup>6</sup> Folgt man dieser Auffassung, so erhält der Respekt vor allen Geschöpfen der Natur eine Verbindlichkeit, die den Bereich des Subjektiven übersteigt. Der achtungsvolle Umgang mit jedem Naturwesen wird dann zu einem allgemeinen Gebot der Frömmigkeit und der schuldigen Ehrfurcht vor dem Göttlichen in der Natur.

Gleichwohl ist auch VERGIL ein Vertreter des hierarchisch gegliederten Naturverständnisses,

mit dem Menschen als Herrn an der Spitze der Schöpfung. Auf Grund seines Intellekts (*ratio*) und seines überlegenen Wissens trägt der Mensch die Verantwortung für die Aufrechterhaltung der Naturordnung. Diese ist nämlich in sich nicht stabil. Zahlreiche Tiere und Pflanzen neigen zur Degeneration und drohen, in ihrer Funktion zu versagen. Kundige Eingriffe von menschlicher Hand sind erforderlich, um das gefährdete System immer wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Die niederen Kreaturen sind vielfach hilflos ohne menschliche Fürsorge und Pflege und bedürfen der menschlichen Unterstützung, um gesundes Blühen und Gedeihen zu entwickeln. In der Rolle des Hegers und Pflegers bildet der Mensch daher einen unentbehrlichen Faktor im Haushalt der Natur. Wenn er Rebstöcke bindet und schneidet oder Schädlinge vernichtet, liegt das im Interesse der gesamten Natur, auch wenn der Mensch damit zugleich seinem eigenen Nutzen dient. Er unterstützt durch sein Handeln die Ordnung der Natur und beseitigt Störungen in ihr. Nur so wird gewährleistet, dass jedes Lebewesen die ihm zugewiesene Funktion erfüllt. Als eine glückliche Symbiose vollzieht sich auf diese Weise das Wechselspiel zwischen Mensch und Natur. Der eine dient dem anderen. Der Mensch kümmert sich um Pflanzen und Tiere und als Lohn genießt er die Früchte der Erde.

VERGILS Ideal liegt trotz seiner Liebe zu Tieren und Pflanzen demnach nicht in der unberührten, sich selbst überlassenen Natur, sondern in der Kulturlandschaft mit ertragreichen Äckern, Weiden, Weinbergen, Olivenhainen und Gärten. Sie bildet nach seinem Verständnis ein einziges Biotop und der Mensch gehört unverzichtbar dazu.

Ökologische Zusammenhänge interessierten ihn, soweit sie von Bedeutung waren für das Gedeihen, die Gesundheit und das störungsfreie Miteinander von Pflanze, Tier und Mensch. Allerdings trieb ihn keine forschende Neugier. Er stützte sich auf überlieferte und in der Praxis gewonnene Kenntnisse. Sein Verhältnis zur Natur war eher poetisch-gefühlvoll als wissenschaftlich motiviert. Gleichwohl handelte es sich bei ihm nicht schlicht um eine naiv-sentimentale

Naturschwärmerei. Zu vertraut war ihm die Realität der oft harten Daseinsbedingungen, denen Mensch und Natur gemeinsam unterliegen. Er wusste, unter dem Regiment oft unerbittlicher Naturgesetze sind beide angewiesen auf eine Gemeinschaft des Gebens und Nehmens. Diese schicksalhafte Symbiose darf aber keinen überfordern, und ein ganze Arten vernichtender menschlicher Nießbrauch sollte sich von selbst verbieten. Dafür zu sorgen, dass der Austausch sinnvoll und gerecht funktioniert, ist die Aufgabe des Menschen, denn dazu hat ihm die Natur die Fähigkeit verliehen, rational und verantwortungsbewusst zu handeln.

Zum Schluss möchte ich noch kurz den Blick über den Bereich der Natur hinaus auf den politischen Raum lenken.

Der gerade skizzierte ganzheitliche Naturbegriff VERGILS, in dem der Mensch sich zwar als Teil des Ganzen versteht, aber mit besonderer Verantwortung für die Aufrechterhaltung des Ordnungsgefüges beauftragt ist und daher eine herausgehobene Position darin einnimmt, entspricht nämlich auch der politischen Ordnungsvorstellung der Augusteischen Epoche. In dieser Zeit verstehen sich die Römer als Teil der göttlichen Weltordnung, betrachten sich aber zugleich als auserwähltes Werkzeug der Götter, um diese Ordnung im menschlichen Raum zu sichern. Jeder, der gegen Sitte und Moral verstößt oder den Frieden unter den Völkern stört, muss zur Raison gebracht werden. Widerspenstige sind zu unterwerfen. Das kommt insbesondere in der Idee der *Pax Augusta*, der Friedensordnung des AUGUSTUS, zum Ausdruck, die VERGIL in seinem Hauptwerk „Aeneis“, dem Nationalepos der Römer, verkündet. Politik und Natur liegt nach dieser Auffassung dasselbe, sinnvolle, den ganzen Kosmos durchdringende Ordnungsmuster zu Grunde. Darüber hinaus sind diese Bereiche auch dadurch miteinander verbunden, dass die Natur sich nur entfalten kann, wenn im politischen Raum Frieden herrscht. Dieser Gedanke kommt im Werk VERGILS und in den Gedichten des HORAZ ebenso zum Ausdruck wie in der

*Ara Pacis*, dem Herzstück augusteischer Staatssymbolik und Propaganda. Im Bildwerk dieses großen Friedensaltars, den AUGUSTUS errichten ließ, sind natürliche und geschichtliche Welt bildlich vereint. Üppig sprießendes, aber zugleich von einer symmetrischen Ordnung gebändigtes Rankenwerk, in dem sich Libellen, Eidechsen, Vögel und andere Kleintiere tummeln, ziert den Sockel des Altars. Von ihm getragen erstreckt sich über die Außenwände ein Reliefband mit Darstellungen mythischer, allegorischer und historischer Szenen, das die Geschichte des römischen Volkes von den Anfängen bis zur Herrschaft des Augustus erfasst. Als Höhepunkt des Bildprogramms darf die allegorische Darstellung von Tellus, der Mutter Erde, betrachtet werden, die, als stattliche, schöne, mütterliche Frau inmitten einer idyllischen Landschaftsszenerie thront und sich im Schutz des Augusteischen Friedens gelassen einer glücklich gedeihenden Natur erfreut. Im Inneren des Altars symbolisieren dann Blumen- und Fruchtgirlanden den Segen der vom Menschen gebändigten und kultivierten Natur.

#### Anmerkungen:

- 1) ALFRED BIESE, Das Naturgefühl im Wandel der Zeiten, Leipzig 1926.
- 2) IRING FETSCHER, Lebenssinn und Ehrfurcht vor der Natur in der Antike, in Gymnasium, Beiheft 9, Heidelberg 1988, S. 32-50.
- 3) Vgl. K.-W. WEBER, Smog über Attika, Zürich 1990
- 4) Diese Darstellung stützt sich auf: HUBERT CANCIK, Rationalität und Militär. Caesars Kriege gegen Mensch und Natur, in: Lateinische Literatur, heute wirkend II, hrsg. von H.-J. GLÜCKLICH, Göttingen 1987.
- 5) Im Werk des Agrarschriftstellers COLUMELLA (1. Jh. n. Chr.) ist allerdings, unter dem Einfluss VERGILS, ein Mitempfinden mit Pflanzen und Tieren als lebenden Wesen spürbar.
- 4) Zu VERGILS einfühlsamer Darstellung von Pflanzen und Tieren in den Georgica sei verwiesen auf WILL RICHTER, Vergil als Dichter und Deuter der Natur, in: Der Altsprachliche Unterricht 5/1953, S 26-45.

GUDRUN VÖGLER, Fulda



## Anschwellen und Abschwollen als Mittel der Satire in Martials Epigramm V 8

Für das letzte Jahrzehnt ist ein enorm gestiegenes Interesse an MARTIAL festzustellen, dokumentiert in einer Reihe von Publikationen wie Texteditionen, Kommentaren und Abhandlungen.<sup>1</sup> Einen gewissen Höhepunkt in der Beschäftigung mit dem antiken Epigrammatiker stellt ein Sammelband aus dem Jahre 1998 dar, der Aufsätze von 16 Forschern aus verschiedenen Ländern mit Originalbeiträgen vereint<sup>2</sup>; allerdings tritt auch für die hier gebotenen „Perspektiven der Martial-Interpretation“ ein Manko zutage, das die Literatur zu Martial weitgehend kennzeichnet: Es fehlen für die lateinischen Epigramme Einzelinterpretationen, die sich, wollte man wirklich „*the unexpected classic*“<sup>3</sup> entdecken, darum bemühten, jene als sprachliche Kunstwerke zu deuten in dem Aufweis der innigen Verschränkung von Form und Inhalt<sup>4</sup>, wobei – in den gelungensten Dichtungen – das eine in das andere umzuschlagen vermag. Die folgende Betrachtung sucht daher auch das Zusammenspiel von Stil und Aussage anhand der satirischen Metaphern von Anschwellen und Abschwollen für das Epigramm V 8 zu veranschaulichen.

### Arroganz eines ‚falschen Ritters‘ im Theater

*Edictum domini deique nostri,  
quo subsellia certiora fiunt  
et puros eques ordines recepit,  
dum laudat modo Phasis in teatro,  
Phasis purpureis lacernis,  
et iactat tumido superbus ore:  
,tandem commodius licet sedere,  
nunc est reddita dignitas equestris;  
turba non premimur, nec inquinamur‘ –  
haec et talia dum refert supinus,  
illas purpureas et adrogantes  
iussit surgere Leitus lacernas.*

Gerade als Phasis das Edikt unseres Herrn und Gottes, / durch das die Sitzverteilung strenger festgelegt wird / und die Ritterschaft ihre (von Plebejern) gesäuberten Bankreihen zurückbekommt – / gerade als er kürzlich im Theater dieses Edikt lobte, / Phasis, rot leuchtend in seinem Purpurmantel, / und mit überheblicher Miene stolz sich brüstete: /

„Endlich kann man bequemer sitzen, / nunmehr ist die Ritterehre wiederhergestellt, / und vom Pöbel wird man nicht mehr bedrängt oder beschmutzt“ – / gerade als er solcherlei mit zurückgeworfenem Haupte äußerte, / befahl Leitus diesem arroganten / Purpurmantel aufzustehen.<sup>5</sup>

In der *Epistula* zum ersten Buch nennt MARTIAL die Welt seiner Epigramme bezeichnenderweise: *theatrum meum*. Ins Theater werden wir in der Tat mit der epigrammatischen Anekdote V 8 geführt. Mit den ersten drei Versen wird auf ein Edikt hingewiesen, die *lex Roscia theatralis*, die, aus dem Jahre 67 v. Chr. stammend, von Domitian neu eingeschärft wurde. Danach war es allein den Rittern vorbehalten, die ersten vierzehn Sitzreihen zu belegen.

Unser Epigramm ist durch einen, wie man zunächst meinen möchte, nüchternen Auftakt (vv. 1-3) bestimmt, *edictum* steht dominierend am Anfang; um diese Verordnung dreht sich alles, an ihr wird der Mensch gemessen.

Die hochgestochene Bezeichnung Domitians als *dominus deusque* scheint freilich schon ein wenig aus dem Rahmen zu fallen. Auf diese Titulierung bezieht sich Sueton (Domitian 13): Im Namen seiner Steuerbeamten habe Domitian voller Arroganz ein amtliches Rundschreiben mit den Worten diktiert: „Unser Herr und Gott befiehlt folgendes“ (*dominus et deus noster hoc fieri iubet*).

Nach der etwas umständlichen Einführung des Gesetzes fällt im vierten Vers der Blick auf die Hauptfigur der Anekdote, Phasis, der sich nicht nur auffällig auf ‚seinem‘ Sitz im leuchtend roten Purpurmantel rekelt, sondern auch noch mit stolzer Miene die Wiederherstellung der Ritterehre infolge der Platzreservierung preist: Nun würden Männer seines Standes nicht mehr vom Pöbel bedrängt und beschmutzt. Das äußert Phasis zudem mit zurückgeworfenem Kopf – ein Zeichen der Arroganz, wie deutlicher noch einer Persius-Stelle zu entnehmen ist, wo *supinus* die Überheblichkeit eines Angebers kennzeichnet (Persius, 1,129f.; vgl. auch Quintilian, Inst. XI 3, 69).

Wie wichtig sich Phasis nimmt, wie breit er sich auf seinem Platz macht, wird auch durch die

doppelte Nennung seines Namens herausgestellt. Vielleicht spiegelt sich sein Dünkel ebenso im Plural von *lacernae*, mit dem natürlich nicht angezeigt werden soll, dass es sich um mehrere Mäntel handelt, sondern um die ‚Verlängerung‘ des Menschseins, wie der Träger glaubt, um die spektakuläre Demonstration der Qualifikation zum Ritter: „Kleider machen Leute.“ Phasis möchte durch sein Äußeres seine Wichtigkeit als Person betonen, dabei Mittel und Wesen verwechselnd.

Schockartig – das doppelte *dum* kündigt die Plötzlichkeit an – erfolgt aber die Demaskierung: Leitus, der Aufsichtsbeamte im Theater, scheucht den Großtuer vom Platz, ihn solchermaßen vor allen als Hochstapler entlarvend.

Das Spiel ist damit für Phasis aus; seine Rolle wurde vom *dissignator* einfach gestrichen. Besitzt dieser eine besondere Menschenkenntnis? Der Grund ist ein anderer: Phasis, der mit seinem Purpurgewand – mit einem breiten Purpurstreifen war die Toga der Senatoren, mit einem schmalen die der Ritter ausgestattet – einen falschen Status vorzuspiegeln versuchte, hatte übersehen, dass seit Augustus zwar das Tragen der Toga den Zuschauern vorgeschrieben war, allerdings ohne Mantel, und hatte sich solchermaßen doppelt auffällig gemacht.

Interessant nun sind die beiden Schlussverse, welche die Pointe erhalten: *illas pupureas et adrogantes / iussit surgere Leitus lacernas.* (vv. 11-12). Phasis, der so stolz sein Gewand vorgeführt hatte, wird hier gar nicht mehr als Person angesprochen – auch sein Name fällt nicht mehr –, sondern der Befehl ergeht an seine *lacernae* (erneut im Plural ob ihrer Bedeutsamkeit!), nachdem der Windbeutel zu einem Nichts zusammengeschrumpft war.

Wenn man in Betracht zieht, daß *subsellium* neben „Sitz“, „Sitzbank“ auch metonymisch „Gericht“ bedeutet, dann ist dem arroganten Phasis, von dem allein die Kleidung, der Ornatus, übrig bleibt, wie ganz knapp und schneidend im letzten Vers konstatiert wird, fürwahr der Prozess gemacht worden<sup>6</sup>. Nur die *lacernae* besitzen so noch Realität, da in der Materialisierung des Dünkels zum Mantel ohne Person die Demaskierung des falschen Scheins zur Animation der bloßen Hülle umschlägt. Am Ende gilt nun wirklich die Aussage des Phasis: *nunc est reddita dignitas equestris* (v. 8).

Soll aber in unserem Epigramm allein die Überheblichkeit des Phasis an den Pranger gestellt werden? Müsste man nicht auch den Erneuerer des Theaterediktes, Domitian im nachhinein einbeziehen, der sich mit „Herr und Gott“ ansprechen lässt? U. DIEDERICHSEN hat auf diese Möglichkeit hingewiesen in einem „Gedicht, in welchem es insgesamt um Ranganmaßung geht“; „... auch Domitian könnte – mit der Vergöttlichung seiner Person schon zu Lebzeiten – in MARTIALS ‚Theater‘ in der falschen Reihe sitzen“<sup>7</sup>. So hatte ja SUTTON die Selbstvergottung des Kaisers ausdrücklich als *arrogantia* gebrandmarkt.

Freilich sollte man auch die andere ‚Lesart‘ berücksichtigen, die das Epigramm anbietet: Dem *dominus deusque* hatte Martial seine gesellschaftliche Position zu verdanken:

*praemia laudato tribuit mihi Caesar uterque  
natorumque dedit iura paterna trium.*

.....

*est et in hoc aliquid: vidit me Roma tribunum  
et sedeo qua te suscitatur Oceanus.*

(III 95,5-6; 9-10)

Zwei Caesaren würdigten mich, sie verliehen mir Auszeichnungen / und gaben mir den Status eines Vaters von drei Kindern. ... Auch darin liegt eine gewisse Bedeutung: Rom sah mich im Rang eines Tribunen, / und ich sitze dort, wo dich der Theateraufseher aufscheucht.

Das von Titus verliehene *ius trium liberorum* mit seinen Privilegien war durch Domitian erneuert worden. Infolge der titularen Auszeichnung mit dem Militärtribunat stieg MARTIAL sogar in den Ritterstand auf, wie er stolz bekennt:

*Sum, fateor, semperque fui, Callistrate, pauper;  
sed non obscurus nec male notus eques.*

(V 13,1-2)

Zugegeben, Callistratus: ich bin und war immer ohne großes Vermögen, / aber doch kein unbekannter oder übel beleumundeter Ritter.

Was Martial sich mit seiner Dichtung hart erkaufen musste – die Anerkennung durch die Kaiser und die Belohnung durch die Aufnahme

in einen höheren Stand mit der dadurch verbundenen gesellschaftlichen Anerkennung, das will sich der eingebildete Phasis mit seiner Usurpation der kaiserlichen Gnade kurzerhand durch einen Betrug erwerben. Mit dem plötzlichen Zusammenbrechen seiner Scheinexistenz wird er daher auch bewusst der Schadenfreude ausgesetzt. Indem MARTIAL – seinen Text in zwei gegenläufigen, jedoch nicht disharmonisch auseinanderfallenden ‚Melodien‘ komponierend, wobei nicht auszumachen ist, welche der beiden dominierend ist –, andererseits Domitian in das Thema Ranganmaßung mit einbindet, bietet er sowohl Kaiser-Huldigung wie Herrscherkritik<sup>8</sup>.

Von Schwellmotiven ist die Charakterisierung des Aufschneiders Phasis erfüllt: *iactare, tumidus, superbus, supinus, adrogans*. Damit ist Phasis als Alazon-Figur angelegt, deren Aufgeblasenheit am Ende von Martial angezapft und komisch vernichtet wird.

Schwellung und Abschwellung, so hat sich gezeigt, sind die Mittel, deren sich Martial bedient, um den Eitelkeitstumor zu behandeln. Die Kleinkunst des Epigramms hat, wenn sie eine dramatische Szene aufführt, nicht den großen ‚Raum‘ des Schauspiels zur Verfügung; sie muss ‚mit einem Schlag‘ auf die Anschwellung die Abschwellung an einem prägnanten Beispiel erfolgen lassen, ‚abgesichert‘ durch die Kommentierung von der Außensicht her – eine Möglichkeit, die sich so dem Theater nicht bietet. Schwellung und Abschwellung stellen auch zugleich die satirischen Mittel *par excellence* dar<sup>9</sup>; ein kurzer Blick auf den Satiriker HORAZ muss hier genügen. In seiner Satire II 1 rühmt dieser sein Vorbild Lucilius dafür, dass er es in seiner Dichtung gewagt habe, denjenigen den Pelz (*pellem*) abzuziehen, die voller Stolz in der Öffentlichkeit herumflanierten. Sogar in der Sprache will sich Horaz für seine *Sermones* einer bewusst einfachen Stillage befleißigen im Gegensatz zu der Geschwollenheit anderer Autoren:

*turgidus Alpinus iugulat dum Memnona dumque  
diffingit Rheni luteum caput, haec ego ludo,  
quae neque in aede sonent certantia iudice Tarpa  
nec redeant iterum atque iterum spectanda theatris.*  
(Horaz, Sermones I 10, 36-39)

Mag Alpinus in seinen schwülstigen Versen Memnon meucheln, mag er des Rheingottes lehmfarbiges Haupt verhunzen – ich bringe dies hier spielend zu Papier, was nicht beim Wettbewerb im Tempel vor des Kunstrichters Tarpas Ohr ertönen soll noch auf der Bühne stets aufs neue der Menge Schaulust reizen.<sup>10</sup>

Das ist genau der Ton auch Martials, der sich vor allem in dem *haec ego ludo* mächtig erhebt, hatte der antike Epigrammatiker doch immer wieder seine Gedichte als *lusus* bezeichnet.

Für den schwülstigen Poeten Crispinus, der ihn zu einem Wettstreit aufgefordert hatte, hält Horaz erneut eine geradezu Martialische Antwort bereit: das Bekenntnis zur Kleinkunst als Charaktersache; dabei betont er ganz wie der Epigrammatiker mit der Bescheidenheitsgeste des kleinen Talentes gleichzeitig die sprachliche Genauigkeit seines Vorgehens:

*di bene fecerunt, inopis me quodque pusilli  
finxerunt animi, raro et perpauca loquentis;  
at tu conclusas hircinis follibus auras  
usque laborantis, dum ferrum molliat ignis,  
ut mavis, imitare.* (Sermones I 4,17-21)

Nein, Gott sei Dank! – mir ward ein schwaches, kleines Talent, das sich nur selten und in wenig Worten äußert; aber du dichte nur mit Hochdruck weiter, wie’s dir Freude macht, dem ledernen Blasebalg gleich, der unermüdlich schafft, bis sich das Eisen im Feuer erweicht.

Auch hier findet sich das satirische Vokabular, wenn mit dem Blasebalg die Produktion aufgeblasener Worte angesprochen wird, die nur mit höchster Kraftanstrengung ‚auf den Weg kommen‘.

Wichtig erscheint uns an den Zitaten, dass die Schwellmetapher als Kennzeichnung eines *Stiles* gewählt wird, dem der Kampf des HORAZ, aber auch des römischen Epigrammatikers gilt. Frei von jeglichem Schwulst will Martial in seiner Dichtung ein Bild des täglichen Lebens zeigen (IV 49,7-8):

*a nostris procul est omnis vesica libellis  
Musa nec insano syrmate nostra tumet.*

Meine Büchlein sind frei von jeglichem Schwulst, / meine Muse plustert sich nicht in tragischer Robe auf.

*Tumet* erinnert an das Adjektiv *tumidus*, mit dem in unserer Anekdote Phasis von der Außenperspektive des Erzählers her charakterisiert worden war; über die Personenbeschreibung hinaus ist es freilich auch ein rhetorischer Begriff, so dass es zugleich das ‚Bildfeld‘ „Stil“ eröffnet. Nicht nur dem aufgeblasenen Theaterbesucher Phasis gilt der Spott Martials, sondern – ganz im Sinne von HORAZ – auch der künstlich aufgeschwollenen Sprache.

Der Dichter wählte für das Anschwellen und Abschwollen, die für die Aufgedunsenheit bzw. für den Zusammenfall ins Nichts stehen, einen die Syntax beinahe überfordernden Satz, der indes den Inhalt seiner Anekdote genauestens spiegelt. Die bis Vers 10 stetig fortschreitende Aufblähung – Reflex für die sich spreizende Arroganz des ‚Helden‘ – wird abrupt abgelöst von einer ganz anderen Ausdruckweise: Schneidend scharf gibt sich – im kalkulierten Stilbruch – vor allem der letzte Vers: *iussit surgere Leitus lacernas*; knapper konnte der Vorgang nicht beschrieben werden, mit dem der so umständlich lange eine Satz mit seiner *copia verborum* sein ‚knallhartes‘ Ende findet. Inhaltliches und Stilistisches greifen hier so ineinander, dass das eine jeweils für das andere stehen kann.

Mit seinem aufgeblähten Satz übernimmt MARTIAL zunächst den – bewusst inszenierten – Stilfehler des Dekorumverstoßes, den er dann um so wirkungsvoller mit dem letzten Vers platzen lässt: Wenn das dramatisch sich aufbauende *Crescendo* des Anschwellens am Ende plötzlich verpufft, erfahren der aufgeschwollene Phasis und der aufgeschwollene Stil in der komischen Katastrophe gleichzeitig die Reduktion der Abschwellung. Der *ornatus* als Redefigur wie der tatsächliche *Ornatus* des Phasis vermögen nur eine Zeitlang die Überheblichkeit ihres Benutzers zu bemänteln, beides wird in der Pointe mit einem Schlag in seiner Substanzlosigkeit entlarvt.

In der ‚Schlußphase‘ (vv. 11-12) sind zum einen die verbalen Wucherungen zurückgeschnitten, und es stellt sich sprachliche

Ernüchterung ein, zum anderen wird Phasis auf seine *lacernae* reduziert, die er so spektakulär zur Schau gestellt hatte. Das Bild des Mantels veranschaulicht die *Vanitas* als Oberfläche ohne Tiefe und Schwellung des Nichts. Die Reduktion des Menschlichen schlägt folgerichtig um in die ‚Verlebendigung‘ der bloßen Hülle, die den Verlust des Inneren anzeigt. In der Vorführung der *lacernae* hatte Phasis seinen Anspruch auf Geltung in der Gesellschaft so sehr ‚materialisiert‘, dass er schließlich unter dem Mantel verschwindet und allein dieser übrigbleibt. Das Kleid wird damit am Ende zur Metapher, die den Anspruch auf menschliche Würde dementiert, ein Vorgang, der sich immer wieder in der Komödie des Aristophanes findet, so etwa, wenn in den „Wolken“ Sokrates, in einem Korb über der Erde schwebend, darauf aus ist, seine Ausnahmestellung gegenüber der Menge zu verdeutlichen: Durch die Verbildlichung des Schwebens über den Dingen, des Schwebens in höheren Regionen vermittelt eines Gegenstandes wächst dem Philosophen allerdings kein Mehr an Bedeutsamkeit zu, im Gegenteil: sein Gehabe wird als Scheinwürde entlarvt. Zum Schluss löst sich sogar seine ‚Denkanstalt‘ – konkreter Gegenstand und zugleich eine weitere Schwellmetapher – in Rauch auf. Versteckter ist der Vorgang im Epigramm MARTIALS, wenn der Mantel zunächst natürlich als Kleidungsstück gilt, dann aber im Prozess der Entlarvung zur satirischen Metapher wird, ein Übergang, der genauso jäh erfolgt wie die Demaskierung des Angebers. Ganz im Sinne der klassischen Rhetorik, welche die Tropen dem *Ornatus* zurechnet, schmückt das satirische Bild aus, um dann um so intensiver bloßzustellen. Indem es die Unvereinbarkeit von Schein und Sein, von Anmaßung und Wirklichkeit vor Augen führt, bringt es die beiden Grundbestandteile des satirischen Prozesses zusammen: Anschwellen und Abschwollen. MARTIAL hat sein Opfer mit einem Mantel bekleidet, die Hohlheit mit einer trügerischen Oberfläche ‚bemäntelt‘, um den Zwerg, der darunter steckt, um so effektvoller zu entlarven. In dem Moment, da sich die komische Katastrophe als Platzen der Eitelkeit ereignet, ist die Ordnung der Welt, wie man meinen möchte,



wiederhergestellt; und dennoch fällt auch auf diese noch ein komischer Widerschein, wenn sie im Bild der strengen Sitzordnung gefasst wird. Lachend vermag der Leser sich in Distanz zum satirischen ‚Objekt‘ zu setzen, nachdem er hinter dessen großtuerischer Aufmachung plötzlich einen Winzling entdeckt hat. Ist das aber schon der ganze Sinn, der in der „Komödie der Eitelkeit“ steckt?

Abermals macht sich hier nachdrücklich ein Subtext geltend, der die Frage herausfordert, ob der Leser sich nicht auch selbst in Phasis erkennen, seine eigene Erbärmlichkeit auf der satirischen Bühne der Welt wahrnehmen soll. Zielt der Dichter mit dem Abschwellen des Eitelkeitstumors nicht genauso generell auf das Lüften der gesellschaftlichen Verkleidung, die ein jeder anlegt? Martials satirisches Epigramm ist nicht nur ein gekonntes Spiel in der glänzenden Verschränkung von Inhalt und Stil, das einen Wicht von Mensch dem Gelächter preisgibt, es reagiert auch auf die Erfahrungen des Dichters mit der Gesellschaft in Rom, die so versessen darauf aus war, sich mit Schminke, Parfüms, falschen Haaren und falschen Zähnen zu verstellen, um für sich ein wenig Scheingröße zu erwerben; *lacernae* – zweimal an betonter Stelle am Versende, bei der Wiederholung gar als Letztwortpointe innerhalb der Pointe – klingt so nachdrücklich weiter, dass man sich fragen muss, ob Martial nicht die ‚Verkleidung‘ des Menschen, den Wert, der auf das Äußere gelegt wird, als tödliche Gefahr ansieht, die das *Humanum* zu ersetzen, zu ersticken droht. Damit würde auch dem armen Schlucker Phasis ein wenig Gerechtigkeit widerfahren, hat er sich doch einen großartigen Mantel besorgt, um nur einmal anerkannt zu werden – in einer Gesellschaft, die mit ihrer Gebanntheit durch den *cursum honorum* dem äußeren Schein verfallen ist, weil für sie so sehr die Verkleidung gilt, die Maskerade der kläglichen *condition humaine*.

In vielen seiner Epigramme sieht MARTIAL in der Weltstadt Rom die humane Substanz bedroht, die sich allenfalls noch in der privaten Zurückgezogenheit der Freundschaft erhalten kann, wie v. a. in den Gedichten an den Namensvetter JULIUS MARTIALIS deutlich wird. Wenn sich

der Dichter auch angestrengt um die gesellschaftliche Anerkennung bemühte, so klagte er doch ständig über die Aufgaben in der Stadt, die ihn zum Tragen der Toga verpflichteten; entspannt kann er sich erst in der Zurückgezogenheit auf dem Lande zurücklehnen – ohne die standesgemäße ‚Verkleidung‘.

Mit dem Auftritt eines ‚falschen‘ Ritters in V 8 vermochte Martial ein beeindruckendes Beispiel seiner „Kleinkunst im Weltformat“<sup>11</sup> zu geben – in seltener Homogenität von Sprache und Inhalt.

Dabei ließe sich für den Vortrag des Epigramms ein Sprecher vorstellen, der in einem Atemzug den einen langen Satz rezitierte – mit schneidender Schärfe den letzten Vers.

- 1) Eine ausführliche Literaturliste findet sich in dem Tusculum-Band: M. VALERIUS MARTIALIS: Epigramme Lateinisch-deutsch, herausgegeben und übersetzt von P. BARIÉ und W. SCHINDLER, Düsseldorf/Zürich 1999, S. 1465-1470.
- 2) F. GREWING (Hg.): *Toto notus in orbe*. Perspektiven der Martial-Interpretation (Palingenesia; Bd. 65), Stuttgart 1998
- 3) Unter Aufnahme des Buchtitels von J. P. SULLIVAN: *Martial: the unexpected classic. A literary and historical study*, Cambridge 1991
- 4) Zu den wenigen Ausnahmen zählt z. B. G. ERB: *Zu Komposition und Aufbau im ersten Buch Martials*, Frankfurt a. M./Bern 1981
- 5) Text und Übersetzung hier und im Folgenden von P. BARIÉ und W. SCHINDLER, a.a.O.
- 6) Vgl. dazu und überhaupt zu den juristischen Motiven auch in diesem Epigramm den geistreichen Aufsatz von U. DIEDERICHSEN: *MARTIAL: Epigramme*, in: *Querlektüren Weltliteratur zwischen den Disziplinen*, hg. v. W. BARNER, Göttingen 1997, S. 48-71, S. 52f.
- 7) DIEDERICHSEN, a.a.O., S. 53
- 8) Ähnlich hatte CICERO in raffinierter Verschränkung von Rede und Gegenrede seine *oratio pro Marcello* vor CÄSAR gehalten, dabei den Diktator gleichzeitig lobend und kritisierend. Die Dankesrede für die Begnadigung des Marcellus gestaltete sich so zugleich auch als beißende Invektive.
- 9) Vgl. zur satirischen Bildersprache W. v. KOPPFELS: *SWIFTS Tale of a Tub* und die Tradition satirischer Metaphorik, in: *DVjS* 51/1977, S. 27-54
- 10) Text und Übersetzung hier und im Folgenden nach: HORAZ: *Sämtliche Werke Lateinisch und deutsch* (Tusculum-Bücherei), München 1964
- 11) DIEDERICHSEN, a.a.O., S. 69

WINFRIED SCHINDLER, Schwäbisch Gmünd

## Mann der Tat und Literat

### Hadrian und Florus in der *Historia Augusta*, in Goethes 15. Römischer Elegie und in Marguerite Yourcenars Roman „Memoires d’Hadrian“

#### I. Hadrian und Florus in der *Historia Augusta*

Nahezu alle römischen Kaiser betätigten sich literarisch – bis auf wenige Ausnahmen hat sich von ihren Werken nichts erhalten.<sup>1</sup> So ist es ein seltener Glücksfall, wenn Kostproben kaiserlichen Kunstschaffens auf die Nachwelt kommen, wie dies die *Historia Augusta* zwei Gedichten HADRIANS vergönnt hat. Sein spätantiker Biograph SPARTIANUS überliefert eine auf dem Feld der Literatur ausgetragene Neckerei zwischen dem Dichter FLORUS<sup>2</sup> und dem Kaiser. FLORUS hatte HADRIANS außergewöhnliche Reiselust mit folgendem Vierzeiler spöttisch aufgespießt:

*Ego nolo Caesar esse,  
ambulare per Britannos  
<latitare per Germanos><sup>3</sup>  
Scythicas pati pruinas.<sup>4</sup>*

Er thematisiert dabei vor allem die mannigfache Unbill, die das kaiserliche Vagantendasein mit sich bringt: ständiges Umherreisen (*ambulare*), körperliche Strapazen (*pati pruinas*)<sup>5</sup> und nicht zuletzt Abwesenheit von der Kapitale Rom. Dies letztere erscheint dem Dichter geradezu als ein Aus-der-Welt-Fallen, wie der dramatische Gebrauch des *Verbum intensivum latitare* beweist.

Hadrian begegnet der literarischen Provokation mit folgender Replik:

*Ego nolo Florus esse,  
ambulare per tabernas,  
latitare per popinas,  
culices pati rotundos.<sup>6</sup>*

Der Kaiser übernimmt dabei die von Florus vorgegebene Form und tauscht nach einem simplen Substitutverfahren Subjekt bzw. Objekte aus: anstelle seines Namens erscheint der Name seines Herausforderers, die Völkernamen *Britannos* bzw. *Germanos* werden durch Wirtshausbezeichnungen ersetzt (*tabernas, popinas*) und die skythische Eiseskälte mutiert zur harmlosen

Belästigung durch Stechmücken. Wortstellung und Verben des Ausgangstextes bleiben gleich. Die Stoßrichtung dieser Parodie ist offenkundig: Durch die Herabstimmung der Begrifflichkeit großer geographischer Räume auf die enge Perspektive privater Topographie wird der Unterschied zwischen den wirklichen Gefährdungen ausgesetzten Kosmopoliten HADRIAN und dem nur durch Mücken behelligten Kneipenhocker und Salonlöwen FLORUS überdeutlich.

HADRIANS Überlegenheit zeigt sich vor allem darin, dass er den Spötter mit dessen eigenen Waffen zu schlagen weiß – eine angemessene Reaktion für einen Kaiser, den ATHENAIOS als *mousikotatos basileus*<sup>7</sup> und FRONTO als *doctus princeps*<sup>8</sup> bezeichnete.

#### II. Die „Memoires d’Hadrian“ als wissenschaftliche und empathetische Rekonstruktionsleistung

Diese poetische Auseinandersetzung verarbeitete MARGUERITE YOURCENAR in ihrem 1951 erschienenen Roman „Memoires d’Hadrian“, der 1999 unter dem Titel „Ich zähmte die Wölfin. Die Erinnerungen des Kaisers Hadrian“ bereits seine 18. deutschsprachige Auflage erlebte.

Einige Worte vorab zu Autorin und Werk: M. YOURCENAR (1903-1987) arbeitete als Professorin für französische Literatur in New York und verfasste zahlreiche literarische Werke. 1980 wurde sie als erste Frau in die *Academie francaise* gewählt. Wie die der dtv-Ausgabe beigelegten „Notizen zur Entstehung des Buches“ aus der Feder der Autorin verraten, arbeitete sie nach langen Planungen, Forschungen und etlichen Unterbrechungen rund 27 Jahre an diesem Roman. Darin lässt sie den auf dem Sterbebett liegenden HADRIAN aus der Ich-Perspektive in einem an den siebzehnjährigen MARC AUREL gerichteten Brief sein Leben und seine Taten Revue passieren.

Diese Schilderungen beruhen einerseits auf der umfassenden Kenntnis der Autorin in bezug auf die Quellen (CASSIUS DIO, *Historia Augusta*)

und die Sekundärliteratur<sup>9</sup>, zum anderen auf ihrer Fähigkeit zu nacherlebender Einfühlung in die Persönlichkeit HADRIANS, so dass man diesen Roman als eine literarische, gleichwohl forschungsgestützte Form experimenteller Archäologie bezeichnen kann. So schreibt sie in den schon genannten „Notizen zur Entstehung des Buches“ ihren Versuch der Identifikation mit dem römischen Kaiser folgendermaßen: „In den Jahren des Entwurzeltseins hatte ich die Lektüre der antiken Autoren fortgesetzt: Die grün oder rot gebundenen Bände der Loeb-Heinemann-Ausgaben waren mir eine Heimat geworden. Die beste Art, die Gedankenwelt eines Menschen nachzuschaffen: seine Bibliothek wiederherzustellen. Im Laufe jener Zeit hatte ich so, im voraus und ohne mein Wissen, daran gearbeitet, die Regale von Tibur (*sc.* der Villa Hadriana, der Verf.) wiederaufzufüllen. Mir blieb nur noch, die geschwellenen Hände eines Kranken (*sc.* HADRIANS, der Verf.) auf den entrollten Manuskripten zu ersinnen. Von innen nachschaffen, was die Archäologen des 19. Jahrhunderts von außen her getan haben.“<sup>10</sup>

### III. Hadrian und Florus in Marguerite Yourcenars Roman

M. YOURCENAR lässt HADRIAN an seine Reisen erinnern: „Die Handwerker, die ich auf meinen Fahrten mitnahm, störten wenig, da sie ebenso gern reisten wie ich. Dagegen machten die Gebildeten Schwierigkeiten. Der unvermeidliche Phlegon hat die Schwächen einer alten Frau, dafür hat er sich als einziger meiner Sekretäre nicht verbraucht: er ist noch da. Der Dichter Florus, dem ich die Federführung in lateinischer Sprache anbot, greinte jedem, den er traf, vor, daß er beileibe nicht Caesar sein möchte, um durch die skythische Kälte und den britischen Regen zu fahren. Große Märsche zu Fuß waren auch nicht gerade sein Fall. Ich gönnte ihm die Freuden seines römischen Literatendaseins von Herzen, die Kneipen, in denen man allabendlich zusammenkommt, um immer dieselben Scherze mit anzuhören und sich brüderlich von den gleichen Mücken stechen zu lassen. Ich hatte den Sueton zum Kurator der Archive bestellt, was ihm den Zugang zu den geheimen Dokumenten

ermöglichte, die er für seine Lebensbeschreibungen der Kaiser brauchte. Dieser fähige Mann mit dem treffenden Beinamen Tranquillus war nur in einer Bibliothek denkbar. Natürlich blieb er in Rom, wo er zu den Hausfreunden meiner Frau gehörte, zu jenem kleinen Kreis von mißvergnügten Konservativen, die sich bei ihr trafen, um über den Lauf der Welt zu jammern. Ich mochte diese Leute wenig. Tranquillus wurde in den Ruhestand versetzt, worauf er sich in sein Häuschen in den Sabinerbergen zurückzog, um in Frieden von den Lastern des Tiberius zu träumen.“<sup>11</sup>

Bereits die ersten beiden Sätze lassen im Oppositionspaar Handwerker-Gebildete das Thema des Abschnitts anklingen: die Probleme des reiselustigen Kaisers mit den weit weniger mobilen Gelehrten seines Hofes, im einzelnen: sein Freigelassener PHLEGON, unter dessen Namen HADRIAN seine Autobiographie verfasst haben soll<sup>12</sup>, der oben erwähnte Dichter FLORUS und HADRIANS Privatsekretär SÜETON, der als *magister epistularum*<sup>13</sup> Zugang zu den kaiserlichen Archiven hatte und auf dieser Grundlage seine Kaiserbiographien verfassen konnte, bevor er 121 n. Chr. entlassen wurde, weil er der Kaiserin SABINA unziemlich nahe getreten sein soll.<sup>14</sup>

Im Mittelpunkt der zitierten Passage finden sich die auf spezifische Weise modifizierten Paraphrasen des FLORUS-Gedichts und der hadrianischen Replik darauf. FLORUS' Gedicht wird der ursprünglich provokative Ton dadurch genommen, dass sein Verfasser als weinerlicher Literat eingeführt wird, der sich nicht etwa wie im Original über die eines Kaisers unwürdigen Reisebeschwerden mokierte, sondern die für die eigene Person zu erwartenden Unannehmlichkeiten einer Reise im Gefolge des Kaisers bejammert, worauf der durch die Überlieferung nicht belegte Zusatz von FLORUS' Marschunlust hinweist. In der darauffolgenden Paraphrase des Hadriangedichts geht die parodistische Spitze des Originals zugunsten der Zeichnung eines verständnisvollen Kaisers verloren, der FLORUS und seine literarischen Wirtshauskumpanen nach ihrer Façon glücklich werden lässt. Von einem solchen Dichterkreis ist in HADRIANS Text

nirgends die Rede. Es handelt sich dabei um eine glückliche Erfindung der Autorin insofern, als sie den dünnen Versen einen wahrscheinlichen Kontext und damit mehr Lebensnähe verleiht.

Die darauffolgende Schilderung zeichnet SÜETON mit einem Stich ins Satirische als etwas larmoyanten und privatistisch veranlagten Stubenhocker, dessen Beiname Tranquillus zugleich Signum seines Charakters ist.

Fazit: dem YOURCENAR'schen HADRIAN erscheinen die Gelehrten als quietistisch veranlagte und wenig weltläufige Vertreter einer *vita contemplativa*, mit denen er als stets neugieriger Kosmopolit wenig anzufangen weiß.

#### IV. Hadrian und Florus in Goethes 15. Römischer Elegie

Eine ganz andere Bewertung erhält der poetische Wettstreit zwischen FLORUS und HADRIAN in GOETHES produktiver Anverwandlung dieses *Sujets* in den Eingangsversen der 15. Römischen Elegie:

*Cäsarn wär' ich wohl nie zu fernen Britannen  
gefolget,  
Florus hätte mich leicht in die Popine geschleppt!  
Denn mir bleiben weit mehr die Nebel des  
traurigen Nordens  
Als ein geschäftiges Volk südlicher Flöhe  
verhaßt...*<sup>15</sup>

Die Bezugnahme auf die beiden Originaltexte aus der *Historia Augusta* ist offensichtlich, wie vor allem die wörtliche Übernahme von „Popine“ zeigt. GOETHE (den man hier wohl mit dem lyrischen Ich-Sprecher identifizieren darf) ergreift Partei für FLORUS, dessen Lebensführung südlicher Leichtigkeit gegen die Tristesse des Nordens ausgespielt wird, wie sie HADRIAN mit seiner Britannienreise verkörpert. Autobiographischer Hintergrund ist GOETHES Italienreise, von der er im Juni 1788 nach Weimar zurückgekehrt war und deren Eindrücke er in den von Herbst 1788 bis zum Frühling 1790 entstandenen Römischen Elegien verarbeitete. Das Paradoxe ist, dass GOETHE als Reisender sich die Sichtweise des an seinem Wohnort verharrenden FLORUS zu eigen macht und nicht etwa die Abenteuer-

lust des Reisekaisers HADRIAN. Zwei Gründe dürften dafür ausschlaggebend sein: zum einen seine Sympathie für FLORUS als Vertreter der eigenen Zunft, der im Kontrast zum Staatenlenker HADRIAN für die Leichtigkeit des Seins statt Pflichtgebundenheit steht, zum anderen das Hineindeuten des auf eigenem Erleben beruhenden Nord-Süd-Gegensatzes<sup>16</sup> in die Auseinandersetzung zwischen FLORUS und HADRIAN.

#### V. Hinweise für die Behandlung des Wettstreites zwischen Florus und Hadrian und seiner Rezeption im Unterricht

Es ist bemerkenswert, welche unterschiedliche dichterische Ausprägung dieselbe Textgrundlage bei zwei verschiedenen Schriftstellern erfährt.

Versteht MARGUERITE YOURCENAR den poetischen Wettstreit zwischen FLORUS und HADRIAN als archetypische Auseinandersetzung zwischen Mann der Tat und Literat, fasst GOETHE ihn als Gegensatz zwischen nordischer Pflichtschwere und südländischem *savoir vivre* auf.

Dieser reizvolle Kontrast sollte dazu ermutigen, dieses kleine *Corpus* beider Originaltexte und ihrer Rezeption in Elegie und Roman im Unterricht zu behandeln. Dafür seien nur einige wenige Hinweise gegeben: Am sinnvollsten könnte man an ein Schülerreferat über Kaiser HADRIAN anschließen (z.B. im Rahmen der PLINIUSLEKTÜRE oder der Vorbereitung einer Romexkursion mit geplantem Besuch der Engelsburg und der Villa Hadriana in Tivoli); denkbar ist aber genauso, dass der Lehrer in die wesentlichen Charakteristika hadrianischer Regierungstätigkeit einführt: seine rastlose Reisetätigkeit<sup>17</sup> und als steingewordenes Symbol seines Kosmopolitismus die Konzeption der Villa Hadriana in Tibur<sup>18</sup>, seine Politik der Begrenzung statt weiterer Expansion, für die stellvertretend der HADRIANSWALL steht, und schließlich seine Begeisterung für Bildung<sup>19</sup> und seinen Philhellenismus.<sup>20</sup>

Die anschließende Übersetzung beider lateinischen Vierzeiler dürfte die Schüler wegen der leicht durchschaubaren Syntax vor keine besonderen Probleme stellen; die notwendigen Erläuterungen zu den wenigen unbekannt-



Realien (Skythien) und Wörtern (*pruinae, popina, culices*) kann der Lehrer leicht leisten. Für die Besprechung der Texte bieten sich mehrere Aspekte an: das Wesen der Parodie, die Tücken der Überlieferung (der dritte Vers des FLORUSgedichtes ist wohl verlorengegangen, kann aber von den Schülern durch den Vergleich mit HADRIANS Text fast vollständig geheilt werden) und schließlich der souveräne Umgang des Kaisers mit einem Kritiker.

Die sich anschließende Lektüre und der Vergleich beider oben abgedruckten Texte kann unter den Fragestellungen behandelt werden, auf welche spezifische Weise beide Autoren mit den Originaltexten umgehen und wie die jeweils unterschiedliche Sichtweise zu erklären ist.

Zum Abschluss dieses Beitrags sei ein Ausspruch des YOURCENAR'schen HADRIAN zitiert, der angesichts einer eindimensional auf ökonomische Belange ausgerichteten, oft geschichtsvergessenen und übertrieben computergläubigen Bildungsdiskussion unserer Zeit aktueller denn je anmutet: „Sagte ich mir doch, wie leicht die Gedanken, die diese zarten Gebilde aus Faser und Tinte uns vermittelten, für immer verlorengehen könnten... Jeder, der das Glück hat, mehr oder weniger zu den Nutznießern dieses großen Vermächtnisses zu gehören, ist meiner Ansicht nach der Menschheit gegenüber verpflichtet, es als anvertrautes Gut sorgsam zu hüten.“<sup>21</sup>

#### Literatur:

DEMANDT, A.: Das Privatleben der römischen Kaiser, München, 1997.

Historiae Augustae scriptores ed. E. Hohl, Leipzig, 1971.

TRUNZ, E.: Goethe. Gedichte. Herausgegeben und kommentiert, München, 1998.

YOURCENAR, M.: Ich zähmte die Wölfin. Die Erinnerungen des Kaisers Hadrian, München 1999.

#### Anmerkungen:

- 1) Vgl. dazu im einzelnen A. DEMANDT, Das Privatleben der römischen Kaiser, S. 196-218.
- 2) Zu seiner zweifelhaften Identität vgl. M. v. ALBRECHT, Geschichte der römischen Literatur, Bd. 2, S. 1120.
- 3) Ergänzung durch einen deutschen Gelehrten; vgl. Ausgabe der Historia Augusta von E. HOHL, 1971, S. 13.
- 4) Historia Augusta, Hadrian 16,3.
- 5) Vgl. Historia Augusta, Hadrian 17,9: *frigora et tempestates ita patienter tulit, ut numquam caput*

*texerit*. Allerdings auch ebd. 23,1: *Peragratis sane omnibus orbis partibus capite nudo et in summis plerumque imbribus atque frigoribus in morbum incidit lectualem*.

- 6) Historia Augusta, Hadrian 16,4.
- 7) Athenaios 115B; 361 F.
- 8) van den Hout, BT S. 229.
- 9) YOURCENARS Credo in den o. g. „Notizen“ S. 298: „Um die einfachsten, zugleich literarisch allgemein bedeutsamen Dinge zu entdecken, muß man bis in die geheimsten Winkel eines Stoffes vordringen.“ Die sog. „Anmerkung“ S. 307-321, die eine teilkommentierte Auswahlbibliographie der in den Roman eingearbeiteten deutschen, französischen und englischen Forschungsliteratur zu Hadrian von 1868-1950 darstellt, macht klar, was genau YOURCENAR mit oben zitiertem Ausspruch meinte: die von ihr eingesehene Sekundärliteratur umfasst die Aspekte Friedenspolitik Hadrians im Orient, seine sozialen und wirtschaftlichen Reformen, seine nächste Umgebung, die jüdischen Angelegenheiten, seine gesetzgeberische Tätigkeit, seine Provinzverwaltung, die bildende griechisch-römische Kunst zu seiner Zeit, seine Bauten, die Münzen seiner Regierungszeit, die bildlichen Darstellungen des Antinous usw.
- 10) S. 287f. Zur Einfühlung gehörten auch zahlreiche Reisen M. YOURCENARS zu den Aufenthaltsorten Hadrians; vgl. S. 284: „Die Morgen in der Villa Hadriana; die unzähligen Abende in den kleinen Cafés, die das Olympieion säumen; das unaufhörliche Getriebe auf den griechischen Meeren; die Straßen Kleinasiens. Um diese meine Erinnerungen einsetzen zu können, mußten sie mir so fern werden wie das 2. Jahrhundert.“
- 11) S. 122/123.
- 12) Historia Augusta; Hadrian 16,1: *Famae celebris Hadrianus tam cupidus fuit, ut libros vitae suae scriptos a se libertis suis litteratis dederit iubens, ut eos suis nominibus publicarent; nam et Phlegetontis libri Hadriani esse dicuntur*. Doch vgl. Kl. Pauly, Bd. 4, col. 791 s. v. Phlegon: „Eine Biographie Hadrians ist wohl zu Unrecht in der Ant. dem P. zugeschrieben worden.“
- 13) Historia Augusta, Hadrian 11,3.
- 14) ebd. 11,3 ...*Suetonio Tranquillo epistularum magistro multisque aliis, quod apud Sabinam uxorem in usu eius familiaris se tunc egerant, quam reverentia domus aulicae postulabat, successores dedit*. Ein Reflex davon in obig zitierter Passage: „...wo er zu den Hauptfreunden meiner Frau gehörte.“
- 15) Aus: GOETHE. Gedichte. Kommentiert von E. TRUNZ, S. 167.
- 16) E. TRUNZ nennt diesen Gegensatz op. cit. S. 580 ein „Leitmotiv“ der Römischen Elegien.
- 17) Vgl. Der Neue Pauly, Bd. 5, Sp. 63, s.v. Hadrian: „Das Besondere an H.s Regierungsstil waren seine Reisen.“ Vgl. Historia Augusta, Hadrian 13, 5: *nec quisquam fere principum tantum terrarum tantum*

*celeriter peragravit. Ebd. 17,8: peregrinationis ita cupidus, ut omnia, quae legerat de locis orbis terrarum, praesens vellet addiscere.*

- 18) Historia Augusta, Hadrian 26,5: *Tiburtinam villam mire exaedificavit, ita ut in ea et provinciarum et locorum celeberrima nomina inscriberet, velut Lycium, Academiam, Prytanium, Canopum, Poecilen, Tempe vocaret, et, ut nihil praetermitteret, etiam inferos finxit.*

19) Historia Augusta, Hadrian 15,11: *cum his ipsis professoribus et philosophis libris vel carminibus invicem editis saepe certavit.*

20) Historia Augusta, Hadrian 1,5: *imbutusque inpensius Graecis studiis, ingenio eius sic ad ea declinante, ut a nonnullis Graeculus diceretur.*

21) S. 206/207.

MICHAEL LOBE, Dinkelsbühl

## Déjà vu

### Eine Geometriestunde bei Platon

Experimente im Sinne von systematischen Versuchen, um einen Sachverhalt zu erforschen (heuristisch) oder zu bestätigen (verifizierend), gab es in der Antike nicht. Dem stand das Tabu der Natur entgegen: Sie war göttlich und jeder Begründung enthoben; eingreifen durfte und wollte man nicht. Nur sinnvoll die Natur zu nutzen, im Sinne der Mechanik, stand jedermann frei. Umso dankbarer ist man für die vereinzelt Experimente, die uns überliefert sind. Eines davon ist PLATONS Geometriestunde (Men. 82 b-85 b).

Die Situation: MENON, der Dialogpartner des SOKRATES, ist nach einer Reihe vergeblicher Versuche, das Wesen der Tugend zu bestimmen, so frustriert, dass er sich zu der These versteigt: Man kann gar nicht nach der Lösung eines Problems suchen. Entweder kennt man sie schon, dann braucht man sie nicht zu suchen; oder man kennt sie nicht, dann kann man sie nicht suchen, man würde sie ja, falls zufällig gefunden, nicht einmal als das Gesuchte erkennen. – So viel Zynismus kann SOKRATES nicht auf sich sitzen lassen, und er greift zu unserem Experiment.

Da die Szene recht bekannt ist, hier nur das Nötigste. SOKRATES zeichnet einem (wohl jugendlichen) mathematisch ganz ungebildeten Sklaven MENONS ein Quadrat von  $2 \times 2 = 4$  Fuß vor (Strecken- und Flächenmaß bezeichnet er ununterschieden als Fuß). Dann bittet er ihn, es zu verdoppeln, zu 8 Fuß. Erste Vermutung des Jungen: Die gesuchte Seite ist 4 Fuß lang. SOKRATES lässt ihn durch Ergänzung des Ausgangsquadrates erkennen, dass er so ein 16-füßiges Quadrat erhält. Die Lösung muss zwischen 2 und 4 liegen. Nächste Vermutung: 3.

Sokrates lässt den Jungen, immer anhand der Zeichnung, sehen, dass er so bei 9 ankommt. Der Junge weiß nicht weiter (Aporie). SOKRATES zieht, um zu helfen, die Diagonalen in den vier 4-füßigen Quadraten, so dass sie ein Quadrat ergeben, das „von jedem der vier nach innen zu die Hälfte abschneidet“. Damit ist die Seite des 8-füßigen Quadrates gefunden.

Platon unterbricht dieses Lehrer-Schüler-Gespräch durch zwei methodische Exkurse, die in Verbindung mit der Schlussauswertung dem Ganzen erst den Charakter eines Experiments verleihen. Der erste Einschub schließt sich an die falsche Vermutung des Jungen an, die gesuchte Seite sei 4 Fuß lang:

„Siehst du, Menon, wie ich den Jungen nichts lehre, sondern nur frage? Jetzt glaubt er zu wissen, wie groß die Seite ist, aus der das 8-füßige Quadrat entsteht. Oder meinst du nicht? – Doch. – Weiß er's auch? – O nein. – Er glaubt aber: von der doppelten Strecke? – Ja. – Beobachte also, wie er sich weiter erinnert (!), und zwar so, wie man sich erinnern muss.“ (82 e)

Der zweite Einschub steht an der Stelle, wo der Junge die Waffen streckt, nachdem SOKRATES ihm auch die Antwort „3“ aus der Hand geschlagen hat:

„Merkst du, Menon, wie weit der Junge schon im Erinnern fortgeschritten ist? Zuerst wusste er nicht, wie groß die Seite des 8-füßigen Quadrats ist – wie er es auch jetzt noch nicht weiß –, glaubte aber, es zu wissen, und antwortete munter drauf los, als ob er's wüsste, ohne zu sehen, dass er nicht weiterkommt (*aporein*). Jetzt endlich sieht er's, und wie er die Lösung nicht weiß, glaubt er

sie auch nicht zu wissen. – Du hast recht. – Ist er jetzt nicht besser dran mit dem, was er nicht wusste? – Das kommt mir auch so vor. – ... Was meinst du, hätte er schon vorher versucht, das zu suchen oder zu lernen, was er zu wissen meinte, ohne es doch zu wissen, schon bevor er sah, dass er so nicht weiterkommt und es nicht weiß, und so von dem Verlangen erfasst wurde, es zu wissen? – Nein, Sokrates, das glaube ich nicht.“ (84 a-c)

Abgeschlossen wird die Geometriestunde durch eine philosophische Auswertung, die in die These mündet, Lernen sei Sich-erinnern (*Anamnesis*). Der Junge habe ja die „richtigen Meinungen“ nicht von außen her, sondern aus sich selbst herausgeholt. Da er sie nicht in diesem Leben gewonnen habe, müsse das früher geschehen sein. In einem kühnen Sprung führt SOKRATES die Argumentation zu dem Schluss: Die Seele ist unsterblich. – Uns soll ein dritter methodischer Passus innerhalb der Auswertung beschäftigen:

„Und soeben sind ihm diese (richtigen) Meinungen nur wie im Traum angestoßen worden. Sollte ihn aber einer in der gleichen Sache oft und auf vielerlei Weise befragen, so sei überzeugt: Am Ende wird er so genau wie nur irgendeiner in der Sache wissend sein. – Es scheint so. ... Und genau so wird er in der gesamten Geometrie weiterkommen und auch in allen anderen Fächern.“ (85 c-e)

Was soll man zu so einer Unterrichtsstunde sagen? Mathematisch beurteilt ist sie läppisch. Sokrates geht nicht einmal so weit, dass er das Ergebnis verallgemeinert und dem Satz des PYTHAGORAS zuordnet. Philosophisch betrachtet ist das Ganze, wenn man es wörtlich nimmt, abenteuerlich oder, wenn man es auf das bleibende philosophische Problem zurückschneidet, uferlos. Platon hat ja zum ersten Mal die unendliche Frage aufgeworfen, wie wir zu gesicherten Erkenntnissen kommen. Es ist das Problem der Denkkategorien und der erkenntnistheoretischen *Apriori*. In diesem eingeschränkten Sinn hat sogar die *Anamnesis*-Lehre ein langes Weiterleben gehabt, von ARISTOTELES bis HEIDEGGER. Unter methodischen, sagen wir ruhig: pädagogischen Gesichtspunkten ist PLATONS Geometriestunde indessen ein erstaunlicher Text. Er lässt sich als Dokument der ersten Lerntheorie der Geschichte

lesen: Alle Quellen der Erkenntnis liegen im Lernenden selbst, Lernen ist Erinnerung an in der Präexistenz geschaute Ideen und führt daher zu gesicherten Erkenntnissen, Erkenntnis vollzieht sich *more geometrico*, bei allem ist der Lehrer nur Geburtshelfer. – Der Text lässt sich aber auch als kleines Repertoire von lernpsychologischen Fundamentalia und methodischen Verfahren im Sinne eines ‚entwickelnden Unterrichts‘ verstehen. Gehen wir den Text in diesem Sinne durch.

Eine Reihe von methodischen Grundeinstellungen kennzeichnet die Stunde als Ganzes. Da ist zunächst die *Veranschaulichung* zu nennen. PLATON hat sie auch bei abstrakten Gegenständen gesucht, indem er Analogien oder Beispiele aus der alltäglichen Lebenserfahrung beizog. Eine grundsätzliche Formulierung findet sich 75 d: „Mehr dem Dialog angemessen (als eristische Positionen zu beziehen) ist es wohl, nicht nur wahrheitsgemäß zu antworten, sondern auch auf dem aufbauend, was der Gefragte zu wissen versichert.“ Dass damit gemeint ist, man müsse ‚den Schüler dort abholen, wo er gerade steht‘, performiert SOKRATES an Ort und Stelle, indem er dem ins Stocken geratenen Diskurs über die Tugend mit einem schlichten Allerweltsbeispiel aufhilft. Ähnlich fundamental ist die Rolle der *Frage*. Auf Fragen reduziert sich das Lehren – aber erfreulicherweise nur fast: SOKRATES zeigt sich flexibel und greift gelegentlich durch Hilfskonstruktionen und Hinweise ein, leistet also der stupiden Auflösung gewisser Probestunden in eine Kette von eisern gelenkten Einzelfragen („Mausefalleninduktion“ sagt KERSCHENSTEINER) keinen Vorschub. Wie sehr er aber das von außen aufgesetzte Belehren zurückweist, zeigt sich daran, dass er nur einen einzigen *terminus technicus* ‚gibt‘, am Schluss und wie nebenbei (Diagonale, 85 b). Ins Auge fällt auch die Anlage des Unterrichts als *Abfolge von Versuchen* ‚*by trial and error*‘, in der der Lehrer geradezu den Versucher spielt, der in die Irre führt. – Einzelne methodische Hinweise finden sich über den Text verstreut: die Bedeutung von *Wiederholung und Übung* („oft und auf vielerlei Weise“, 85 c) und die des innerfachlichen und überfachlichen Transfers („in der gesamten

Geometrie und.auch in allen anderen Fächern“, 85 e). Transfer ist allerdings für PLATON aufgrund seines lerntheoretischen Fundaments (Ideen-schau; „die gesamte Natur wird durch ein Band der Verwandtschaft zusammengehalten“, 81 d) eine Selbstverständlichkeit.

Was die lernpsychologischen *Fundamentalialia* angeht, so steht an erster Stelle der Akt des *E r w e c k e n s*: Vorhandene Kenntnisse und implizite Schlussfolgerungen werden mit Hilfe des Lehrers von ihrer traumartigen Dunkelheit befreit (85 c). Geweckt werden auch die schlummernden Interessen. Bemerkenswert, dass im Auf und Ab des Lernprozesses der pädagogische Impetus vom Frustrationserlebnis ausgeht. Der Stachel der Aporie sitzt; „die Sehnsucht“, das Richtige zu finden, „erfasst den Sucher“ (84 c). Nicht nur die besondere Situation des Dialogs, sondern das gesamte Erziehungssystem der Antike bringt es mit sich, dass neben dieser *Primärmotivation* sekundäre Anreize keine Rolle spielen. – Der unterrichtliche Erfolg ist ganz auf *Eigentätigkeit* abgestellt. Nicht ohne Grund wird sie mit „suchen“ umschrieben, mit demselben Wort, das die Griechen für den Forscher benutzen. Insofern sich die Verfahren gleichen, ist der Unterricht mit dem Schüler wissenschafts-propädeutisch.

Es besteht kein Zweifel, dass in die pädagogische Konzeption der Geometriestunde des SOKRATES Lehrerfahrungen PLATONS selbst eingegangen sind, die er als Leiter der Akademie hat machen können. MERKELBACH<sup>1</sup> vertritt die interessante These, alle Dialoge PLATONS seien zu internen Zwecken verfasst, im akademischen Unterricht durchexerziert und kommentiert worden, wofür die Geometriestunde mit ihren methodischen Zugaben ein Beispiel liefere. Wie dem auch sei, hier spricht ein gestandener Lehrer. Was bietet er dem modernen Leser außer dem „Zauber des Anfangs“? Systematik (wie in der *Politeia*) gewiss nicht, das verhindert schon die singuläre und mit Zufälligkeiten behaftete Situation; und die Lerntheorie, die wir vorfinden, enthält extrem idealistische Elemente, die keiner Prüfung standhalten – wie soll einer Fremdsprachen aufgrund eines *déjà vu*, durch Erinnerung, lernen? (Fremdsprachen brauchte

der griechische Schüler ja auch nicht zu lernen). Die Lesefrucht, die man von der Geometriestunde pflückt, kann also nicht der Eindruck sein: PLATON hat schon alles gewusst. Auf der anderen Seite hat er, fast *en passant*, vieles „schon gesehen“, was zum Rüstzeug jedes gewissenhaften Lehrers gehört. Und mit seiner Hebammenkunst (zur Mäeutik äußert er sich ausführlich Theaet. 149 a-151 d) hat er einen Unterrichtstyp geschaffen, der nicht umzubringen ist. Es wird uns eine in allen nötigen Einzelheiten ausgeführte Unterrichtsstunde vorgeführt, deren Teile bewusst aufeinander bezogen sind und „der Reihe nach“ (82 e) ein geordnetes Ganzes ergeben: die erste Lehrprobe in der Geschichte der Erziehungswissenschaft. Kein Wunder, wenn einer der Großen der Pädagogik, GEORG KERSCHENSTEINER, den Gang einer gymnasialen Stunde ähnlich wie PLATON skizziert: Fragen – Vermutungen – Prüfen der Vermutungen – Verifikation des Ergebnisses, wobei nötigenfalls „heuristische Unterrichtsverfahren“ helfend hinzugezogen werden<sup>2</sup>. KERSCHENSTEINER recurriert dabei nicht auf unsere MENON-Stelle (wie sie überhaupt von der Pädagogik so gut wie nicht ausgewertet worden ist), führt aber seinen Cursus an der Interpretation eines bei PLATON überlieferten PINDARGEDICHTES vor und zeigt dann, dass in seinem Sinn konzipierter naturwissenschaftlicher Unterricht genau so verlaufen kann. Auf diese Weise wird die universelle Einsatzmöglichkeit des Verfahrens deutlich. PLATON hat seinen Modus an ein mathematisches Problem gebunden, und nur im Bereich derartiger idealer Gegenstände und Vorstellungen (auch Fragen der Art wie „Was ist das Gute? Was ist das Schöne?“) ist *Anamnesis*-Lehre überhaupt als Gedankenexperiment möglich. Diese Beschränkung PLATONS, so zeigt sich, ist für die Sache nicht zwingend.

Neben diesem Fundus an – sagen wir: Unverlierbarem stehen Entscheidungen oder Gewichtigungen PLATONS, die zumindest ein weiteres oder neues Nachdenken verdienen. Ich nenne an erster Stelle den *Primat der Inhalte*, der materialen Bildung, der Bindung an bestimmte Stoffe und Fächer. Den Einstieg bildet die Mathematik, besonders die Geometrie („Keiner,



der von Geometrie nichts versteht, soll herein-  
kommen“ stand über der Akademie). Was alles  
darauf aufbauen kann, entnimmt man der etwas  
später verfassten *Politeia*. Unverzichtbar ist  
in jedem Fall die Philosophie, insbesondere  
die Ethik – der Fortgang im *MENON* gibt das  
Beispiel. Man kann bei „Primat der Inhalte“  
auch einen anderen Apekt betonen; nennen  
wir ihn den *Primat des Objektiven*.  
Man bilde den Gegenbegriff: das Subjektive.  
Emanzipation, Selbstverwirklichung u. ä. würde  
PLATON als Nebenprodukt seiner Erziehung  
vielleicht akzeptieren, zu ihrer Basis würde er  
sie nicht machen. Eng mit all dem verbunden  
ist der *Primat der Rationalität*. In  
der Einleitung zu unserer Geometriestunde  
mitsamt ihrer Auswertung beruft sich Sokrates  
auf „die schöne und wahre Rede von weisen  
Männern und Frauen“ (81 a). Gemeint sind  
Dichter (PINDAR wird zitiert) und Priester. Die  
Stilisierung des Folgenden, bis zum Abschluss  
des *Anamnesis*-Philosophems, zeigt, dass PLATON  
pythagoreische Lehren und die eleusinischen  
Mysterien im Auge hat. Poetisches und mysti-  
sches Halbdunkel scheint also das Ganze ratio-  
nalem Zugriff zu entziehen. Aber Sokrates  
besteht darauf, sich nur auf solche Weise zu  
beziehen, „die imstande sind, Rechenschaft von  
dem zu geben, an das sie rühren“ (81 a). Nimmt  
man alles zusammen, was unser Dialog zu  
Erziehung sagt und vorführt, möchte man WIL-  
MOWITZ Recht geben, der im *Menon* das Pro-  
gramm der Akademie findet. Auf die Pädagogik  
gewendet lässt sich sagen: Zum „Lehrplan des  
Abendlandes“<sup>3</sup> trägt der *Menon* wenig bei, dafür  
umso mehr zum „Unterricht des Abendlandes“.

Außer dem, was von PLATON geblieben ist,  
gibt es etwas, das fast verlorengegangen ist: die  
Bindung der Pädagogik an die Philosophie. Was  
in den Zeiten, als sich die Erziehungswissen-  
schaft als eigene Disziplin etablierte (HERBART,  
SCHLEIERMACHER), noch fraglos galt, wird heute  
kaum gesehen, nämlich dass Pädagogik nicht  
nur *de facto* stets philosophische Vorausset-  
zungen hat, insbesondere einem bestimmten  
Menschenbild verpflichtet ist, sondern dass  
diese Grundlagen um der Redlichkeit willen  
auch ins Bewusstsein gerufen, auf ihre Wurzeln

zurückgeführt und kritisch befragt werden  
müssen. Vielfach empfindet und präsentiert sich  
die Erziehungswissenschaft als losgelöst oder  
gar befreit von dieser Bindung, besonders dann,  
wenn sie sich positivistisch-mechanistisch ver-  
steht und sich rein quantitativ aufs Beobachten,  
Messen und Vergleichen hin orientiert oder  
ihren Hauptbezugspunkt in der Soziologie sieht.  
MEINBERG (s. Lit.) hat die verschiedenen Ansätze  
beschrieben und dem „*homo sociologicus*“ (und  
*oeconomicus* oder *biologicus* usw.) den „*homo*  
*mundanus*“ entgegengesetzt, um den Menschen  
als Ganzes erfassen und „vor Reduktionen  
schützen“ zu können. Nachdrücklich verweist er  
darauf, dass pädagogische Anthropologie „eine  
ständige Einladung an das Philosophieren“ ist<sup>4</sup>.  
Im philosophischen Kontext kommt man nicht  
umhin, der historischen Komponente die ihr  
zukommende Aufmerksamkeit zu schenken<sup>5</sup>,  
und vielleicht werden neben den naturwissen-  
schaftlich und soziologisch ausgerichteten  
Theorien und Methoden geisteswissenschaftliche  
Gesichtspunkte wieder verstärkt zur Geltung  
kommen.

Die Beschäftigung mit PLATON, dessen Aus-  
sagen zu Fragen der Erziehung sich ja nicht auf  
den *Menon* beschränken, könnte neue Anstöße  
geben. ARISTOTELES (der übrigens mit seinem  
Bild von der Seele als *tabula rasa* und dem  
erzieherischen Dreischritt natürliche Anlage  
– Gewöhnung – Vernunft/vernünftige Unter-  
weisung andere Wege geht als PLATON<sup>6</sup>) hat  
sich über seinen Lehrer einmal so geäußert:  
„Ungewöhnlich, scharfsinnig, originell und von  
Forschergeist beseelt sind alle seine Gedanken;  
dass alles auch richtig ist, wird man schwerlich  
behaupten“ (Pol. 1265 a 10). Man würde gern  
die Hälften dieses Satzes umkehren – „zwar  
nicht alles richtig, aber ...“ – und der Reihe der  
Adjektive ein „anregend“ hinzufügen.

#### Literatur (Auswahl)

kommentierte Ausgaben des *Menon*:  
R. W. SHARPLES, Warminster 1985  
R. MERKELBACH, Frankfurt/M. 1988

Erziehungswissenschaft:

J. STENZEL: *Platon der Erzieher*, Leipzig 1928 (aus der Stan-  
dardliteratur zu Platon immer noch unverzichtbar)

- G. KERSCHENSTEINER: *Wesen und Wert des naturwissenschaftlichen Unterrichts*, München/Düsseldorf 1952 (4. Aufl.)
- H.-TH. JOHANN (Hg.): *Erziehung und Bildung in der heidnischen und christlichen Antike*, Darmstadt (WB) 1976
- H.-I. MARROU: *Geschichte der Erziehung im klassischen Altertum*, München (dtv) 1977
- FR.-P. HAGER: *Plato Paedagogus. Aufsätze zur Geschichte und Aktualität des pädagogischen Platonismus*, Bern-Stuttgart 1981
- J. VRETOS: *Lehrer-Schüler-Interaktion bei Platon. Die pädagogische Bedeutung von Eros und Dialog*, Frankfurt-Bern-New York 1985 = *Europ. Hochschulschriften* 248; dort weitere Literatur

- E. MEINBERG: *Das Menschenbild der modernen Erziehungswissenschaft*, Darmstadt (WB) 1988

#### Anmerkungen

- 1) S. 5f.
- 2) S. 56ff.
- 3) J. DOLCH: *Lehrplan des Abendlandes. Zweieinhalb Jahrtausende seiner Geschichte*, Ratingen 1971 (3. Aufl.)
- 4) S. 305 und 308
- 5) wie HAGER eindringlich fordert und am Beispiel PLATONS zu zeigen versucht
- 6) de an. 429 b/430 a und Pol. 1332 ab

WALTER BURNIKEL, Dudweiler

## Heiligkeit durch Ehebruch

### Eine Geschichte Augustins und ihre Weiterführung durch Voltaire

AUGUSTINUS diskutiert im 1. Buch seiner Schrift „*De sermone domini in monte*“ das den Ehegatten gebotene Verhalten bei *fornicatio* eines der Ehepartner. Seit dem Gesetz des MOSES ist Ehebruch ein todeswürdiges Vergehen (3. Mos. 20,10). Weniger rigoristisch ist MATTHÄUS (5,32), der die Scheidung des Mannes von seiner Frau bei Ehebruch ihrerseits gestattet, aber nicht umgekehrt die der Frau von ihrem Mann bei der gleichen Verfehlung. Zugleich verbietet er anderen Männern die Heirat mit einer Ehebrecherin. PAULUS (1. Cor. 7,10/11) schärft der Frau ein, sich von ihrem Manne nicht scheiden zu lassen, sich vielmehr mit ihm zu versöhnen, dem Manne aber, seine Frau nicht ziehen zu lassen. Kasuistische Gründe für den eventuellen Wunsch der Frau nach Trennung von ihrem Mann werden nicht beigebracht. Für beide Geschlechter ausgewogener fällt die Formulierung in 1. Cor. 7,4 aus: „Das Weib ist ihres Leibes nicht mächtig, sondern der Mann. Desgleichen der Mann ist seines Leibes nicht mächtig, sondern das Weib.“

Demnach wäre es einer Frau durchaus möglich, da sie über den Leib des Mannes die Verfügung hat, ihn einer anderen Frau beiwohnen zu lassen. *Utrum quod ait apostolus: Mulier non habet sui corporis potestatem sed vir; similiter et vir non habet sui corporis potestatem sed mulier, possit in tantum valere, ut permittente uxore, quae maritalis corporis habet potestatem, possit vir cum altera, quae nec aliena uxor sit nec a viro*

*disiuncta, concumbere?* (Serm. mont. I 16,49). AUGUSTINUS schneidet das Problem in Form einer Frage an; denn der umgekehrte Fall, dass der Mann der Frau Geschlechtsverkehr mit einem anderen Mann erlaube, scheint ihm außerhalb des Denkbaren. *Sed non est ita aestimandum, ne hoc etiam femina viro permittente facere posse videatur, quod omnium sensus excludit* (ebd.).

Für den ersteren Fall stellt die Geschichte von Abraham und Sara einen plausiblen *casus praecedens* dar (1. Mos. 16). Sara, die bis dahin unfruchtbar war, fordert ihren Mann Abraham auf, zu ihrer Magd Hagar zu gehen, auf dass sie ihm einen Sohn gebäre. Abraham tut, wie ihm geheißen. Er ist, in AUGUSTINUS Worten, sündenfrei, weil er nicht aus *libido* und *lascivia* zu Hagar eingegangen ist. *Nulla est hic cupido lasciviae, nulla nequitiae turpitudine. Ab uxore causa prolis ancilla marito traditur, a marito causa prolis accipitur. Abraham habet accepisse nec petisse, accessisse nec haesisse, seminasse nec amasse* (De civ. d. 16,25). Der Patriarch kann somit, in AUGUSTINUS hymnischer Preisung, als Ur- und Vorbild männlichen Verhaltens im intimen Umgang mit Frauen gelten: *O virum viriliter utentem feminis, coniuge temperanter, ancilla obtemperanter, nulla intemperanter* (ebd.).

Für den zweiten, den eigentlich undenkbaren Fall einer geschlechtlichen Beziehung des Weibes zu einem anderen Mann nach Auffor-

derung ihres Ehemannes, führt AUGUSTIN ein wirkliches Vorkommnis an, das sich fünfzig Jahre vor der Niederschrift seines Buches über die Bergpredigt in Antiochien ereignet hat (Serm. mont. I,16,50). Der syrische Provinzialstatthalter Acindinus hatte einen Schuldner einkerkern lassen und ihm zugleich angedroht, er werde ihn töten lassen, wenn er seine Schuld nicht bis zu einem bestimmten Termin beglichen habe. Jener konnte aber die Summe vom Gefängnis aus nicht auftreiben und der Tag der angesetzten Hinrichtung rückte näher. Nun hatte er eine sehr ansprechende Frau (*forte habebat uxorem pulcherrimam sed nullius pecuniae, qua subvenire posset viro*). Ein in sie verliebter Reicher bot ihr daraufhin an, die Summe für sie aufzuwenden, wenn sie ihn dafür mit einer Nacht entlohne. *Tum illa, quae sciret non se habere sui corporis potestatem sed virum suum, pertulit ad eum dicens paratam se esse pro marito id facere, si tamen ipse coniugalis corporis dominus, cui tota illa castitas deberetur, tamquam de re sua pro vita sua vellet id fieri*. Natürlich stimmt ihr Gatte zu und sie verkehrt mit seiner Erlaubnis mit dem Geldgeber. Als der sie danach auch noch mit einer Kiste Erde, anstatt einer Kiste Geld, betrügen will, schaltet sich Acindinus ein und schenkt der Frau das Land, von dem diese Erde stammte. Ihr Ehemann kommt frei.

Der sonst recht sittenstrenge AUGUSTINUS ist unschlüssig, wie er sich zu der Geschichte dieses Ehebruchs, der den Mann mit dessen Zustimmung gerettet hat, stellen soll, obwohl er weiß, dass kein Wort Gottes existiert, das eine solche Tat hingehen lassen mochte. *Nihil hinc in aliquam partem disputo. Liceat cuique existimare quod velit; non enim de divinis auctoritatibus deprompta historia est. Sed tamen narrato facto non ita respuit hoc sensus humanus quod in illa muliere viro iubente commissum est*. Für solche Laxheit *in moribus* wurde er von späteren Autoren gescholten. *Un grand théologien comme lui ne devait-il pas savoir que notre vie, qui n'est qu'un bien temporel et périssable, ne nous doit pas être assez précieuse pour nous sembler digne d'être rachetée par la désobéissance à la loi de Dieu?* (BAYLE, S. 180). Und ein von demselben Autor zitierter Theologe, namens

RIVETUS, ist eisern in der Verurteilung eines Ehebruchs zur Rettung des Gatten: *Nulla modo itaque censendum est licitum esse adulterii remedium vel marito, vel uxori vitandae alterius necis causa; quin potius mortem expectare convenit, imo vero ultro expetere, quam alterutrius castitatem prodere* (ebd., S. 181). Der gestrenge Augustinus hatte sich mit der Geschichte dieser Frau Kritik zugezogen, die augustinianischer war als der Kirchenlehrer selbst.

Voltaire hatte die Geschichte von der aus Treue untreuen Gattin zuerst in BAYLES „*Dictionnaire*“ gelesen. Dass er den Urtext gleichwohl kennt, verrät er im Artikel „*Adultère*“ seines „*Dictionnaire philosophique*“. Er erklärt BAYLES Intransigenz, die bei diesem Autor erstaunt, ist er doch einer der Väter der französischen und europäischen Aufklärung, folgendermaßen: *Bayle prétend être plus sévère que St. Augustin .. Cela serait inconcevable si on ne savait à quel point presque tous les écrivains ont permis à leur plume de démentir leur coeur, avec quelle facilité on sacrifie son propre sentiment à la crainte d'effaroucher quelque pédant qui peut nuire* (S. 78/79).

VOLTAIRE hat „*Cosi-Sancta*“ – so nennt er die Heldin seiner gleichnamigen Erzählung – als Auftragsarbeit in einem Gesellschaftsspiel, einer literarischen Lotterie, verfasst. Er war damals, in den vermuteten Jahren der Entstehung seiner Erzählung, 1715 oder 1716, zwanzig Jahre alt oder wenig darüber (vgl. HELLEGOUARC'H). VOLTAIRES „*Cosi-Sancta*“ spielt in Nordafrika, in der Stadt, in der AUGUSTIN Bischof ist, nämlich in Hippo Regius. Wie im späteren „*Candide*“ beginnt der Autor seine Erzählung mit einer philosophisch-moralischen Maxime, zu deren Illustration dann die Geschichte dienen wird. *C'est une maxime faussement établie, qu'il n'est pas permis de faire un petit mal dont un plus grand bien pourrait résulter. Saint Augustin a été entièrement de cet avis, comme il est aisé de le voir dans le récit de cette petite aventure arrivée dans son diocèse sous le proconsulat de Septimius Acindynus, et rapportée dans le livre „La Cité de Dieu“*.

Eine junge Frau (*la plus belle personne de la province*) war extrem sittenstreng und tugendhaft

erzogen worden. „*Elle avait un père et une mère jansénistes*“, erläutert VOLTAIRE diese Erziehung unter Verwendung eines Anachronismus. Der Niederländer CORNELIUS JANSEN hatte sich für sein Buch „Augustinus“, das 1640 veröffentlicht wurde, auf den Bischof von Hippo als spirituellen Vater seiner prädestinistischen Lehre und rigoristischen Lebensführung berufen. Ihr wird der Philosoph PASCAL verfallen und daraus entscheidende Anregungen für sein Denkgebäude beziehen. Cossi-Sancta wurde nun einem älteren, eifersüchtigen Mann anverlobt, den sie zu lieben versucht. *La jeune créature faisait tout ce qu'elle pouvait pour l'aimer, parce qu'il devait être son mari; elle y allait de la meilleure foi du monde, et cependant n'y réussissait guère.* Sie geht zu einem weissagenden Priester, um Näheres über die Zukunft ihrer Ehe zu erfahren und ihr wird folgender Bescheid: *Ma fille, ta vertu causera bien des malheurs, mais tu seras un jour canonisée pour avoir fait trois infidélités à ton mari.* Die tugendsame junge Frau beschimpft den Priester und erfährt auf Nachfrage, dass es sich nicht um ein Abenteuer, sondern um drei verschiedene handeln werde. *Alors Cossi-Sancta jeta les hauts cris ... et jura qu'elle ne serait jamais canonisée. Elle le fut pourtant, comme vous l'allez voir.*

Nach der Hochzeitsfeier begab sie sich mit Capito, ihrem Mann, zu Bett *avec un peu de répugnance*, um am Morgen *toute rêveuse* zu erwachen wegen eines jungen Mannes unter den Hochzeitsgästen, namens Ribaldos. *Ce jeune homme semblait formé par les mains de l'Amour.* Da die tugendreiche Cossi-Sancta auf seine Werbungen niemals eingehen wollte, verkleidete Ribaldos sich in wechselnde Personen (Mönch, Puppenspieler), um seiner Geliebten nahezukommen. Ihr Mann, der dies bemerkte (*le petit bonhomme, qui était très colère et qui s'imaginait que son bonheur dépendait de la fidélité de sa femme*), ließ Ribaldos auflauern und so heftig verprügeln, dass er daran starb. Der Statthalter der Provinz Africa, Acindynus, wollte ein Exempel statuieren und Capito für die Tat hinrichten lassen. *Cossi-Sancta avait donc vu assassiner son amant, et était près de voir pendre son mari; et tout cela pour avoir été vertueuse.*

Sie ging zu Acindynus, um für ihren Mann zu bitten. *Elle arriva en pleurs; mais elle n'en avait que plus de charmes.* Der Statthalter verlangt als Preis für die Auslösung ihres Mannes ihre Hingabe. Paulinisch korrekt wendet sie ein, dass ihr ihr Körper nicht gehöre, sondern ihrem Mann. Sogleich lässt Acindynus diesen holen. *Il lui propose ou d'être pendu, ou d'être cocu: il n'y avait point à balancer. Le petit bonhomme se fit pourtant tirer l'oreille. Il fit enfin ce que tout autre aurait fait à sa place. Sa femme, par charité, lui sauva la vie; et ce fut la première des trois fois.*

Kurz danach erkrankt ihr Sohn und sie begibt sich mit ihrem Bruder in den Nachbarort Aquila, wo ein heilkundiger Mann von großem Ruf in seinem Fach lebte. Beide fielen unter die Räuber. Als ihr Bruder getötet werden sollte, rettet sie ihm das Leben, indem sie ihre Gunst dem Räuberhauptmann schenkt. *Ce fut la seconde des trois fois.* Der Arzt ist nur um den Preis der gleichen Bereitschaft willens, ihrem Sohn zu helfen, was dann auch geschieht. Die Prophetie des Priesters hatte sich erfüllt. Nach ihrer Rückkehr nach Hippo wurde ihr Verhalten allgemein (vielleicht auch vom Bischof?) gelobt und VOLTAIRE verkündet als Moral von der Geschichte: *Cossi-Sancta, pour avoir été trop sage, fit périr son galant et condamner à mort son mari, et, pour avoir été complaisante, conserva les jours de son frère, de son fils et de son mari .. On la canonisa après sa mort pour avoir fait tant de bien à ses parents en se mortifiant, et l'on grava sur son tombeau: UN PETIT MAL POUR UN GRAND BIEN.*

AUGUSTINS Geschichte sind also bei VOLTAIRE einige Veränderungen widerfahren. Cossi-Sancta begeht dreimal Ehebruch. Acindynus ist, im Gegensatz zu AUGUSTINS Proconsul, ein Lüst- und Wüstling. Die Abenteuer werden ausgedehnt. Eine durchgehend schlüpfrige Linie zieht sich in VOLTAIRES Erzählung hin und es hat den Anschein, als befürworte er Cossi-Sanctas Verhalten, ein kleines Übel hinzunehmen, um etwas Großes zu erhalten. Worüber macht VOLTAIRE sich lustig, wem oder welchem Sachverhalt gilt sein sardonisches Lachen? Zunächst dem



heiligen AUGUSTINUS, der bei dem französischen Philosophen schlechte Karten hat. Er ist für den moralischen Rigorismus der Kirchenbehörden und insbesondere für den der zeitgenössischen Jansenisten – VOLTAIRE hatte über seine Eltern eine jansenistische Erziehung genossen – verantwortlich. Er ist ferner ursächlich an dem Ausbau des dogmatischen Lehrgebäudes der Kirche beteiligt, mit dessen Hilfe Abweichler über die Jahrhunderte durch die ekklesialen Autoritäten Tortur und Tod ausgesetzt waren. VOLTAIRE verabscheut den Kirchenlehrer und führt uns seine inneren Widersprüche vor: *Eh, que nous importent les rêveries d'un Africain, tantôt manichéen, tantôt chrétien, tantôt débauché, tantôt dévot, tantôt tolérant, tantôt persécuteur? Que nous fait son galimatias théologique? Voudriez-vous que je respectasse cet insensé rhéteur, quand il dit, dans son sermon XXII, que l'ange fit un enfant à Marie par l'oreille, impraegnavit per aurem* (1749, S. 271).

VOLTAIRE fängt seine Geschichte damit an, dass er sich scheinbar völlig der Autorität AUGUSTINS unterstellt. Aus der zweifelnden Haltung des Kirchenlehrers in „*De sermone*“ wird dessen Entscheidungssicherheit in der Frage des vorliegenden Ehebruchfalls. Auch der Kirchenlehrer befürwortet das Zulassen eines kleinen moralischen Übels zugunsten eines großen Gutes, während für AUGUSTIN des Apostels PAULUS Wort (Röm. 3,8), das genau das verbietet, als sakrosankt gegolten haben dürfte. VOLTAIRE siedelt weiters die Geschichte in des Bischofs Diözese an und gibt vor, sie in seinem wichtigsten Werk, „*De civitate Dei*“, aufgefunden zu haben, wiewohl ihm gut bekannt war, welche Schrift sie wirklich enthält (vgl. den Artikel „*Adultère*“). Nach des Aufklärers Intention soll AUGUSTIN mit einem erotischen, nur scheinbar moralischen Fall verbunden und dadurch der Lächerlichkeit ausgesetzt werden. Während man, wie den Heiligenviten zu entnehmen ist, zumal als Frau, die Krone der Heiligkeit nur durch ein besonders keusches Leben erringen konnte, ist *Cosi-Sancta* der Heiligkeit gerade aus dem umgekehrten Grund würdig.

In allen seinen Schriften wird VOLTAIRE im Laufe seines langen Lebens traditionell christliche Werte solcher Umkehrung aussetzen. Letztlich sollen sie als Unwerte begriffen werden, welche das irdische Glücksstreben, insbesondere im Natürlich-Kreatürlichen, zugunsten des himmlischen zu verringern und zu schmälern suchen.

Noch eine Gedankensträhne der kleinen Erzählung verdient Aufmerksamkeit. Der Satz vom kleinen Übel, das man auf sich nehmen solle, um ein großes Gut zu erringen, kehrt ständig bei einem Philosophen wieder, der sich als Aufgabe die Verteidigung Gottes gegen Kritik an der Schöpfung auf die Fahnen geschrieben hat, nämlich bei LEIBNIZ. VOLTAIRE war in jüngeren Jahren fasziniert von LEIBNIZENS Argumentation zum Übel in der Welt, das Gott nur deshalb in seiner Schöpfung zugelassen hat, weil er daraus ein letztendliches Gutes entstehen lassen will. Wir können freilich Gottes Wege nicht leicht durchschauen und klagen daher über das auf Erden weithin vorwaltende Böse. Der Kristallisationskern der LEIBNIZschen Gedankengänge ist in „*Cosi-Sancta*“ bereits eingegangen. Erst 1759, mit dem „*Candide*“, wird sich VOLTAIRE endgültig von dem Optimismus der LEIBNIZschen Theodizee verabschiedet und für die Menschheit einen rein menschlichen, selbstverantworteten Handlungsweg befürworten. Der letztlich erfolgreiche Kampf gegen die etablierte Religion, den „Aberglauben“, und dessen Diskriminierung der kleinen menschlichen Schwächen zugunsten der Prüderie, dessen Menschenverachtung im Erzwingen des Himmelreichs durch Furchterweckung in den Seelen, dessen Blutjustiz gegen Irrlehrer und Hexen wird von da an den Rest seines Lebens ausfüllen. „*Cosi-Sancta*“ steht als kleines, isoliertes Opus am Anfang seines Erzählwerks. In nuce aber enthält es bereits das berühmte „Lächeln Voltaires“, sarkastisch und zerstörend gegen die Feinde der Menschen, mild und weise gegen deren Torheiten. „Zwischen Teufeln und Göttern“, meint GOLL (S. 1312), „erkannte er den Menschen.“ AUGUSTINS unentschiedener Fall diente ihm in seiner neuen und eigenwilligen Ausformung als Markierungssteinchen auf dem Weg der Herstellung von mehr Humanität.

### Anmerkungen:

- AUGUSTIN: Sancti Aurelii Augustini De civitate Dei libri XI-XXII. Turnholti 1955.
- Sancti Aurelii Augustini De sermone domini in monte libros duos edidit A. Mutzenbacher. Turnholti 1967.
- BAYLE, P.: Dictionnaire historique et critique t. 1. Genève 1969 (Orig. 1697).
- GOLL, I.: Das Lächeln Voltaires. Die Neue Rundschau 31, 1920, 1311-1314.
- HELLEGOUARC'H, J.: Mélinade ou La Duchesse Du Maine. Deux contes de jeunesse de Voltaire: „Le crocheteur borgne“ et „Cosi-Sancta“. Revue d'Histoire littéraire de la France 78, 1978, 722-735.

- LEIBNIZ, G. W.: Essais de Théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal (hg. von H. Henning), 2 Bde., Darmstadt 1985 (Orig. 1710).
- MERVAUD, C.: Voltaire, saint Augustin et le duc Du Maine aux sources de „Cosi-Sancta“. Studies on Voltaire and the Eighteenth Century 228, 1984, 89-96.
- VOLTAIRE: Cosi-Sancta. in ders.: Romans et Contes (ed. F. Deloffre, J. van den Heuvel). Paris 1979, S. 9-14.
- Artikel „Adultère“ im „Dictionnaire philosophique“ (1764). Oeuvres complètes in 43 Bdn., Paris 1817-1820, hier Bd. 16, 1818, S. 70-79.
  - Le dîner du comte de Boulainvilliers (1749), ebd. Bd. 28, 1818, S. 255-282.

FRANZ STRUNZ, Deisenhofen

## Faustischer Forscherdrang und epikureische Lebensweisheit

### Streiflichter zum Kontrast zwischen modernem und antikem Naturverständnis<sup>1</sup>

#### I. Christliche Wurzeln der modernen Naturwissenschaft

1. Faustischer Forscherdrang entstand im ausgehenden Mittelalter aus einer Mischung zwischen christlicher Frömmigkeit und scholastisch-spekulativer Philosophie. Die empfundene Distanz zwischen göttlicher Allwissenheit und der Begrenztheit des menschlichen Wissens erweckte in einzelnen Denkern die Sehnsucht, den dem Menschen zugänglichen Teil der Schöpfung genauer zu erforschen (Text: NIKOLAUS VON KUES, um 1450 n.Chr.).

2. Zweihundert Jahre später begannen dann Gelehrte, die statt in der Bibel oder in den Schriften des ARISTOTELES lieber „im Buche der Natur“ lasen, damit, begrenzte Ausschnitte aus dem Naturganzen systematisch zu untersuchen. Sie bedienten sich dabei zunehmend präziserer Instrumente (z. B. Uhren oder Vergrößerungsgläser), und sie entwickelten zwecks Mitteilung ihrer Beobachtungen an die Fachgenossen eine immer fachspezifischere, im Falle der Physik auch immer stärker mathematisch formalisierte Sprache. Die so entstehende „exakte“ Naturwissenschaft führte auch bereits zu ersten technischen (und damit „nützlichen“) Anwendungen (z. B. in der Kriegskunst). Sie verstand sich aber noch weithin als Studium der göttlichen „Schöpfung“ und kann insofern als eine neuartige Erscheinungsform von christlicher

Frömmigkeit verstanden werden. (Text: Brief GALILEIS an ELIA DIODATI vom 15.1.1633)

3. Naturwissenschaftliche Arbeitsteilung und Spezialisierung, besonders aber die Umsetzung von Naturwissenschaft in Technik und damit auch in wirtschaftliche und politische Macht, verstärkten sich dann in den anschließenden Jahrhunderten in zunehmender Beschleunigung. Dabei traten die christlichen Motive, die diesen Prozess in Gang gesetzt hatten, im Bewusstsein der Forscher und der Techniker allmählich in der Hintergrund (Text: H. v. DITFURTH, 1985). Kulturhistoriker sprechen hier vielfach von einer „Säkularisierung“ (d. h. Verweltlichung) der christlichen Denkhaltungen.

Diese Entwicklung war, wie jetzt noch zusätzlich zu betonen ist, lange Zeit eine spezifisch europäische beziehungsweise, da sich zuletzt auch Nordamerikaner an der Sache beteiligten, eine spezifisch „westliche“ Angelegenheit. Wir erleben nun aber spätestens seit der Mitte des 20. Jahrhunderts, wie der Komplex von Naturwissenschaft und Technik in der „industriellen“ Gestalt, die er zuletzt angenommen hat, sich über alle religiösen und nationalen Grenzen hinweg als erstaunlich übertragbar<sup>2</sup> erweist und sich unter dem Leitbegriff „Entwicklungshilfe“ über die gesamte Erde ausbreitet. Die Auswirkungen dieses Vorgangs auf die nicht-christlichen (und folglich

zu „faustischem Forscherdrang“ primär nicht disponierten) Völker der Erde sind ambivalent: einerseits Eröffnung ungeahnter Möglichkeiten zur Steigerung des Lebensstandards, andererseits radikaler Einschnitt in die jeweiligen geschichtlichen Traditionen und deshalb entsprechende kulturelle „Identitätskrisen“.

## II. Das Problem der persönlichen Lebensgestaltung angesichts des sich beschleunigenden naturwissenschaftlich-technischen Fortschritts. (Erste Annäherung an Epikur)

Auszüge:

Wir können (und sollten m. E.) nun angesichts dieser Entwicklung immer wieder einmal fragen, wie eigentlich bei diesem Strudel, in den der Mensch als *Gattungswesen* jetzt global hineingerissen wird, der Mensch als *Individuum* sich noch deuten und verstehen soll. Soll er sich nur noch als Glied in einer Kette, als Durchgangspunkt im Rahmen eines unaufhaltsamen Prozesses fühlen – oder darf er sich daneben doch auch noch als *Person* und damit als ein individuelles Wesen verstehen, das wachsen und reifen, das Lebenserfahrung und, im Falle eines geglückten Lebens, auch *Lebensweisheit* gewinnen kann?

Denn wenn es stimmt, dass die moderne Industriekultur in ihrem moralischen Kern ein christliches Gewächs ist, dann könnte uns als Individuen und Personen vielleicht eine erneute Beschäftigung mit jener vor-christlichen Kultur von Nutzen sein; dann könnten uns vielleicht antike Gestalten oder Theorien als *Gegenbilder*, deren Betrachtung uns zeitweilig über den besagten Strudel hinaushebt, bei unserer Suche nach einer persönlichen Lebensgestaltung in besonderer Weise hilfreich werden.

## III. Griechisches Naturverständnis<sup>3</sup>. (Zweite Annäherung an Epikur)

1. Auch das griechische Naturverständnis erwuchs, wie das modern-wissenschaftliche, zunächst aus einer religiösen Wurzel. Diese tritt uns auch zum Teil in dichterischer Überformung vor allem in den Werken HOMERS und HESIODS (etwa um 700 v. Chr.) entgegen. Dabei zeichnen sich folgende Merkmale der frühen griechischen Religion ab:

- a) die Griechen glaubten damals nicht nur an eine, sondern an mehrere Gottheiten (sog. Polytheismus);
- b) sie verstanden ihre Götter nicht als „Schöpfer“ der Welt, sondern als Mächte, die in der Welt sind und Teile des Weltganzen repräsentieren (man denke etwa an „Helios“, „Gaia“ oder „Okeanos“);
- c) sie empfanden also die Welt als etwas Götter und Menschen Umfassendes, das nicht „erschaffen“, sondern in (zunächst noch unbefragter) Präsenz ganz einfach vorhanden ist;
- d) entsprechend empfanden sie den Gegensatz, der zwischen Göttern und Menschen besteht, nicht als absolut, sondern nur als relativ: die Menschen sind zwar sterblich und in vielem schwächer als die Götter, aber die Götter sind, obgleich unsterblich und mächtiger als die Menschen, nicht allmächtig.

2. Die Unterschiede, die hier durchweg zur (jüdisch-)christlichen Religion bestehen, liegen klar zutage. Im Kontext unserer vorausgehenden Überlegungen wird nun aber vor allem eines deutlich: Zu der extremen Distanz zwischen der Allmacht und Allwissenheit eines singulären Schöpfergottes und der menschlichen Begrenztheit, wie sie uns bei dem Spätscholastiker NIKOLAUS VON KUES begegnet ist, gibt es in der griechischen Religion der Frühzeit keine Entsprechung. Damit entfiel, was die geistige Entwicklung der Folgezeit anging, für die Griechen auch die Voraussetzung für etwas dem modernen „faustischen Forscherdrang“ Vergleichbares. Statt dessen löste sich, etwa ab 600 v. Chr., von den religiösen Grundlagen die griechische Naturphilosophie ab, d. h. die Denkbewegung der sogenannten „Vorsokratiker“. Diese Philosophen, die nicht mehr in Gestalten, sondern in Begriffen dachten, prägten zunächst einmal *Namen für das Weltganze*. Sie bezeichneten es als „All“ (griech. *to pan*) beziehungsweise, vielleicht im Anschluss an den mathematisch orientierten Denker Pythagoras, als „Kosmos“ (was wörtlich „Ordnung“ bedeutet). Darüber hinaus brachten sie jedoch noch zwei weitere wichtige Denksätze ins Spiel:

- a) sie betrachteten den Kosmos nicht als etwas Statisches, sondern als etwa Dynamisches, und zwar meist in der Form von sich wiederholenden Kreisläufen;
- b) den Grund für diese Dynamik sahen sie nicht in irgendwelchen göttlichen Anstößen sondern im Kosmos selber, d. h. in seiner Materie bzw. In seiner „Natur“.

Auch der Naturbegriff wurde damals zum ersten Male geprägt; das griechische Wort dafür heißt *physis* (was von dem Verbum *phyesthai* in der Bedeutung „entstehen“, „wachsen“ abgeleitet ist).

#### IV. Hinführung zum Epikurtext

1. Als Kosmologen hatten die Vorsokratiker gezielt noch keine „Ethik“ und damit auch noch kaum eine persönliche „Lebensweisheit“ erstrebt. Nur bei DEMOKRIT sind uns Ansätze in dieser Richtung überliefert.

2. Derjenige griechische Philosoph, der sich als erster systematisch auf Ethik konzentrierte, war SOKRATES (seine Lebenszeit überschneidet sich mit der des DEMOKRIT [2. Hälfte des 5. vorchristlichen Jahrhunderts]). Er schob dabei alle Naturphilosophie als irrelevant (weil zu „spekulativ“ und damit als zu „unsicher“) radikal beiseite. CICERO sagt später von ihm: „Sokrates holte als erster die Philosophie vom Himmel. Er brachte sie in die Städte und die Häuser und zwang so die Menschen, über ihr Leben und über die Frage nachzudenken, was „gut“ und was „böse“ bzw. „schlecht“ sei“ (im Original: „*Socrates autem primus philosophiam devocavit e caelo et in urbibus conlocavit et in domus etiam introduxit et coegit de vita et moribus rebusque bonis et malis quaerere*“).

3. Alle späteren (also „nachsokratischen“) Philosophen, angefangen mit PLATON und ARISTOTELES (1. Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr.) waren in diesem Punkte von SOKRATES geprägt. Zwar nahmen sie Naturphilosophie jetzt wieder in ihr Programm mit auf, aber sie taten dies auf einer neuen Ebene: Naturphilosophie stand jetzt im Dienste der Ethik, sie verhielt sich zu ihr gewissermaßen „funktional“. In der stoischen und epikureischen Philosophie, die etwa um 300

v. Chr. einsetzte, erreichte diese Entwicklung ihren Höhepunkt.

4. Aus heutiger Sicht kann diese spätgriechische Dominanz von Ethik über Naturphilosophie nur als ein frappierender Kontrast zur gegenwärtigen Lage verstanden werden. Denn das, was heute im Zentrum des Interesses der meisten Menschen steht, ist eine auf Naturwissenschaft gegründete Technik, und angesichts des Tempos, in dem sich diese Technik derzeit entwickelt, kann eine Ethik, die das unter Kontrolle zu halten versucht, immer nur hinterherhinken. Ohne Frage muss uns dies den Zugang zu EPIKURS Philosophie, vor allem zu seiner Naturphilosophie, erschweren. Eine direkte Übernahme seines „funktionalisierten“ Atomismus, besonderes aber seines erkenntnistheoretisch naiven Sensualismus, erscheint uns als unmöglich. Vielleicht aber kann uns EPIKUR dennoch daran erinnern, dass der Mensch als Individuum immer die Freiheit hat, zum Weltgetriebe auf Distanz zu gehen und sich die Dinge so zurechtzulegen, dass er sich sein seelisches Gleichgewicht bewahrt. Der folgende Text ist nur einer von vielen ähnlichen, in denen sich diese epikureische Lebensweisheit bekundet:

EPIKUR (um 300 vor Christus), aus dem Brief an Pythokles:

Zusammenhang: Zwar muss man sich bei der Klärung allgemeiner kosmischer Fragen an Bestimmte Sätze halten wie „Das All besteht aus Körpern und leerem Raum“ oder „Die Atome sind unteilbar“. „Aber bei den einzelnen Himmelserscheinungen steht es anders. Diese lassen mehrere Ursachen ihrer Entstehung zu und mehrere Beschreibungen ihres Wesens, die alle mit den Sinneswahrnehmungen (dem „Augenschein“) übereinstimmen. Man soll daher nicht Naturwissenschaft treiben ausgehend von leeren Behauptungen und wirklichen Annahmen (d. h. von abstrakten Spekulationen), sondern so wie es die Phänomene (= die Erscheinungen) fordern. Denn unser Leben bedarf nicht der Unvernunft und des leeren Meinens, sondern dass wir ohne Störung unseres Seelenfriedens leben.“<sup>44</sup>



### Anmerkungen:

- 1) Unter diesem Titel hat der Verf. kürzlich einen Beitrag in der Jahresschrift seines Speyerer Gymnasiums publiziert. Im folgenden werden Teile dieses Beitrags teils in Auszügen, teils im vollen Wortlaut vorgelegt.
- 2) Der Soziologe und Kulturhistoriker HANS FREYER spricht einmal von „Umsetzungen des abendländischen Christentums in weltliches Ethos“ und fährt dann in seiner bildkräftigen Sprache fort: „Erst im Zustand der Säkularisierung wurden sie [die christlichen Wurzeln] so drahtig und fungibel, daß sie als Bauglieder des industriellen Systems brauchbar wurden“ (in: Schwelle der Zeiten, Stuttgart 1965, S. 168f.).
- 3) Generell zum Kontrast zwischen modernem und antikem Naturverständnis habe ich mich zuletzt in

meiner Schrift „Antike als Gegenbild“ geäußert (= Beiheft zu unserer Jubiläumsschrift von 1990, vgl. dazu das auf S.23f. sowie das in dem Klammerzusatz auf S.32 [Mitte] Gesagte).

- 4) Den Begriff „Seelenfrieden“ umschreibt EPIKUR mehrfach mit der Metapher „Meeresstille der Seele“ γαλήνη τῆς ψυχῆς [*galene tes psyches*]. Man kann in diesem Bild gut die für EPIKUR spezifische Facette des allgemeinen Ideals der „Eudaimonie“ (εὐδαιμονία) erkennen, das nach Sokrates immer mehr ins Zentrum der griechischen Ethik gerückt war.

*Interessenten kann auf Wunsch der ungekürzte Text des Aufsatzes gegen einen Unkostenbeitrag von 5 DM (Briefmarken) zugesandt werden.*

HEINZ MUNDING, Schwegenheim

## Leserforum

### Zu Friedrich Maier: „Prometheisches Feuer – epimetheische Hoffnung“ (FC 2/2000)

FRIEDRICH MAIER hat in seinem Vortrag „Prometheisches Feuer – epimetheische Hoffnung“ auf dem Altphilologenkongress in Marburg mit vollem Recht (bezogen auf die Gegenwart) die „entscheidende Frage“ gestellt, ob die Kreativität, die ich, MAIER abkürzend, die humanistische Kreativität nennen möchte, das „Korrektiv zur „naturwissenschaftlich-technischen Kreativität (so F. MAIER) sein kann“. Nach allem, was er sagt, ist für ihn ein solches Korrektiv dringend geboten. Ich stimme ihm darin völlig zu. Ob die „Rationalität der Weisheit“ gegenüber der „technischen Rationalität“ (Gegensatzpaar von V. HÖSLE) tatsächlich ein Korrektiv „sein kann“, d. h. entscheidende Wirkung zu entfalten vermag, wird sich zeigen. Nur anfangen muss man. Der Versuch, das zeigen MAIERS Zitate, läuft schon länger, nur – so ist es leider zu konstatieren – ohne Mitwirkung von Seiten der Altphilologen. Die also, die aufgrund ihrer Kenntnisse geradezu prädestiniert sind und fähig sein sollten, aus dem überreichen Zeughaus der Antike korrigierend gegen die „naturwissenschaftlich-technische Kreativität“ an- und aufzutreten, sie halten sich bedeckt – und wundern sich auch noch, beklagen es jedenfalls, dass das Gewicht von Latein und Griechisch ständig zurückgeht, mühsam stabilisiert werden muss.

Wenn MAIERS Rede hier endlich Remedur schaffen sollte, wäre es großartig. Ich halte zwar seinen Ansatz, die Rolle des Epimetheus im antiken Mythos auszudeuten im Sinne des Korrektivs zu Prometheus für eine Vergewaltigung der Überlieferung (ἀμαρτίνοον Ἐπιμηθέα heißt er in der Theogonie 511) und meine, dass die von KLAUS F. RÖHL geforderte „Adaption des Mythos prinzipiell mit der griechischen Mythologie“ zu vereinbaren sein müsse. Diese Vereinbarkeit fehlt bei MAIERS „offener“ Interpretation sowohl hinsichtlich des Sinns der Pandora-Geschichte wie bei der Geschichte von der „Begabung der Geschöpfe“, bei der der „unvorsichtige“ Epimetheus den Menschen vergisst und ihn nackt, ohne Schuh, ohne Bett, ohne Waffen sein lässt (PLATON, Protagoras, Kapitel 11).

Aber nach einer Gegenfigur zu Prometheus suchen zu wollen, ist richtig. Vielleicht ist das Brüderpaar Amphion und Zethos geeignet (*vita contemplativa* und *vita activa*), noch besser aber die Gegenüberstellung von Daedalus und Diogenes, wie SENECA sie vornimmt (*Epist. moral. ad Lucilium* 90, 14).

Zurück zur schmerzlichen Stummheit der Altphilologen bisher, zum Defizit an Engagement, zum Liegenlassen des Fehdehandschuhs, den die Gegenwart darstellt. C. FR. VON WEIZSÄCKER hat gesagt: „Die moderne Kultur ist in ihrer gegenwärtigen Entwicklungsphase eine Kultur

ohne Weisheit. Das ist eine Neuerung unter den Weltkulturen, und eine Neuerung, die nicht dauern wird.“ Es sind andere Leute, die mit dem Zeughaus der Antike der Unweisheit der Gegenwart entgegentreten oder Gegenwartsprobleme zu bearbeiten suchen: Der Ökonom BINSWANGER („Geld und Natur“), V. HÖSLE („Philosophie der ökologischen Krise“), SLOTERDIJK mit seiner Lesart von PLATONS Politikos und Politeia. Die Altphilologen tun weder – noch:

Weder gehen sie auf diese Entwürfe und Ansätze ein im Sinne der Prüfung, ob die fachfremden Geister eigentlich Recht haben (ULRICH GREINERS Frage in seinem Marburger Vortrag, ob SLOTERDIJKS Lesart zutreffend sei, ist an uns alle gerichtet). Wenn sie Recht hätten, müssten sie Rückhalt bei den Altphilologen finden und diese könnten die moderne Debatte befeuern und vertiefen.

Noch fordern sie von sich aus aus ihrem großen Fundus „ihr Jahrhundert in die Schranken“. „Irgendwie scheint seit einigen Jahrhunderten“, schreibt V. HÖSLE, „die Balance zwischen verschiedenen Gestalten der menschlichen Rationalität tiefgreifend gestört zu sein.“ Daran haben die Altphilologen jedenfalls für die Gegenwart mit Schuld. Der Verband mit seinen vielfältigen Verbindungen, auch zur Universität, hätte schon lange auf eine Änderung der vornehmen Zurückhaltung drängen können, wie es jetzt FR. MAIER endlich tut und selbst praktiziert. Die kulturelle Bedeutung der Antike für die Gegenwart offensiv „einzubringen“ – wir haben nicht nur „im wahren Sinn des Wortes das ‚Zeug‘ dazu“, wie MAIER sagt, sondern die Gegenwart erfordert es auch – darum geht es. Es geht nicht primär darum, Latein und Griechisch am Gymnasium zu retten. Das ist zu eng, zu defensiv. Wenn sich die Kenner der Antike an der Bearbeitung der gegenwärtigen Problemstellungen öffentlich, wirksam und nachhaltig beteiligen würden, dann ergäbe sich die Befreiung vom Druck auf die Schulfächer Latein und Griechisch von selbst. Allen Denkenden stünde dann deutlich vor Augen, wie wichtig die eingehende Kenntnis der Antike für die Gegenwart sein könnte, lebenswichtig.

KLAUS ELSNER, Claustahl-Zellerfeld

## Zum Schadewaldt-Kolloquium

(FC 3/2000, 168 ff.)

Dass Schadewaldt beim Übersetzen völlig auf das Metrum verzichtet habe, trifft nicht zu, schon gar nicht bei seinen Dramenverdeutschungen; er verfuhr nur relativ frei, z. B. finden sich in seinen ARISTOPHANES-Übertragungen in einundderselben Dialogpartie 5-, 6- und 7füßige Jamben, s. meinen Aufsatz „Die Übersetzungen des Aristophanes geben keine Vorstellung von dem Werte des Originals“, in: SKENIKA (Festschr. Horst-Dieter Blume), Darmstadt 2000, 389 ff.

Das „dokumentarische Übersetzen“ im Unterschied zum „transponierenden“ hat der gräzistische Übersetzungspraktiker und -theoretiker des 20. Jhs. in der Tat verfochten (dieser Aspekt kam in Tübingen zu kurz), aber nicht für die Alte Komödie, von der er vier Stücke verdeutschte hat; bei Aristophanes hielt er schon 1970 das „dokumentarische Transponieren“(!) für unumgänglich. Diese Entwicklung seiner Übersetzungstheorie dürfte durch Erfahrungen der Aufführungspraxis bedingt gewesen sein, vgl. meine Rez. von „Hellas und Hesperien“, DLZ 93, 1972, 224.

Wie schwer es ist, Daktylen, ja Hexameter in einer Prosaübertragung Homers zu meiden, zeigt eine Begebenheit, die mir Frau MARIA SCHADEWALDT berichtete: Als WOLFGANG SCHADEWALDT im Kollegenkreis das Prinzip der Prosaübersetzung vertrat und danach aus seiner Homerverdeutschung vorlas, sagte der Romanist HUGO FRIEDRICH lächelnd zu ihm: „Ach, meinen Sie wirklich, Sie haben in Prosa übersetzt?“ Mehr dazu in meinem Aufsatz „Laudatio auf Gerhard Scheibner“, Philologus 128, 1984, 293ff.

In dem Kolloquium ist zu Recht die Bedeutung der Antikerezeption bei SCHADEWALDT wie auch bei einigen seiner Tübinger Kollegen hervorgehoben worden. Seinerzeit äußerte ein Student: „Die Klassischen Philologen in Tübingen heißen Johann Wolfgang von Schadewaldt, Rainer Maria Zinn und Hugo von Jens“, wie EBERHARD HECK in der nicht genug zu rühmenden Festschrift für Ernst Vogt berichtet (Eikasmos 4, 1993, 398). Allerdings benutzte SCHADEWALDT nie den heute üblichen Terminus

„Antikerezeption“, s. HECK: „Schadewaldts Lehrstuhl führte die Bezeichnung ‚Klassische Philologie (Gräzistik und Nachleben der Antike)‘, später geändert in ‚Fortleben‘, weil die Leute ständig ‚Nachtleben‘ lasen ...“

JÜRGEN WERNER, Berlin

### Zur neuen Rechtschreibung

„Der neue Duden ist da, in der umstrittenen neuen Rechtschreibung“, so leitet JÜRGEN WERNER seine Nachweise des antiken Ursprungs englischer Neuaufnahmen im Duden 00 ein (FORUM CLASICUM 3/2000, S. 186). Darf ich diese Worte zum Anlaß einer nur scheinbar sachfremden Bitte nehmen: FORUM CLASICUM möge dem Beispiel der FRANKFURTER ALIGEMEINEN folgen und zu der orthographischen Schreibweise zurückkehren, die als Ergebnis einer leserfreundlichen Entwicklung in den Werken unserer Schriftsteller vorgefunden wird und jetzt am besten im Rechtschreibwörterbuch von THEODOR ICKLER dokumentiert ist.

In Leserbriefen der F.A.Z. fand in den letzten Wochen eine Diskussion über den Wert der alten Sprachen als Schulfächer statt, wobei mehrfach die Ausbildung des Differenzierungsvermögens, besonders hinsichtlich der Handhabung der Muttersprache, hervorgehoben wurde. Hier ist die Rechtschreibreform wahrhaftig unser Widersacher: Abgesehen davon, daß sie selbst häufig mit dem „Nichtmehrunterscheidenmüssen“ Reklame macht – alle Betreiber der Reform ignorieren hartnäckig den Unterschied zwischen bloß konventionellen und bedeutungsrelevanten Schreibweisen und damit zugleich die grundlegende Verschiedenheit der sogenannten Rechtschreibreform von 1901 und der heutigen.

So erklärte Herr WERNSTEDT 1997 als Präsident der KMK bei jeder Gelegenheit, orthographische Änderungen betreffen niemals den Sinn, und nannte als Musterbeispiel die Angleichung der Kleinschreibung bei BRECHT an die übliche Schreibweise. Herr Dr. WERMKE von der Dudenredaktion, der sich im übrigen ganz auf die Staatsmacht verläßt („Tatsache ist jedenfalls, dass die neue Rechtschreibung amtlich ist“) sagt im Hinblick auf 1901: „Die Geschichte wiederholt sich.“ (F.A.Z., 19.8.2000, S. 49) Sie wiederholt

sich nicht. Damals ging es um die Einigung auf eine von verschiedenen Möglichkeiten (Widerhall – Wiederhall, unstat – unstät) und um die Entfernung des th aus deutschen Wörtern („Die Träne weint man ohne h, der Thron steht unerschüttert da“). Heute wäre mit dem ersten vergleichbar „überschwänglich“ (so schon LESSING, SCHILLER, VIKTOR KLEMPERER); mit dem zweiten die ss-Regelung, wo allerdings Schreibungen wie „Messergebnisse der Essstörungen in Stresssituationen“ die Grenzen des Praktischen sehr deutlich machen.

Negative Wirkung haben hauptsächlich drei Arten von Eingriffen in die „gewachsene“ Rechtschreibung: die „etymologischen“ Schreibungen, die vermehrte Großschreibung und vor allem die vermehrte Getrenntschreibung; zu der letzten gehört auch die Aufhebung der sinngemäßen Differenzierung von prädikativem und attributivem Gebrauch zusammengesetzter Adjektive: „seine weitaufgerissenen Augen glänzten“ und gleich danach „noch waren seine Augen offen, ja weit aufgerissen“ (DÜRRENMATT, Der Verdacht); entsprechend im Duden vor der Reform R 209; in diesem Zusammenhang macht der Duden 00 lauter falsche Angaben zur „alten Schreibweise“.

Als Beispiel für das erste möge „behände“ dienen. Wer in einer der drei folgenden Stellen die Neuschreibung einzusetzen versucht, wird sich leicht davon überzeugen, wie verfehlt die Erinnerung an „Hand“ ist .

*Er ging mir allenthalben nach  
und drückte mir die Hände,  
und sagte immer 0 und Ach  
und küßte sie behende.*

(Matthias Claudius)

*Nun säume nicht die Gaben zu erhaschen  
Des scheidenden Gepränges vor der Wende  
Die grauen Wolken sammeln sich behende  
Die Nebel können bald uns überraschen.*

(Stefan George)

*(Er) wiegte sich beim Gehen behend und gefällig  
in den Hüften. (Th. Mann) .*

Völlig sprachwidrig ist die neu verfügte Großschreibung von „Leid“ in „so Leid es mir tut“ und ähnlichem. Goethe schrieb (Faust I, Spaziergang)

*Des Liebchens Kummer thut mir leid.  
Schaff du ihr gleich ein neu Geschmeid'!*

Hier strich man 1901 das h in „thut. Und die heutigen Reformer meinen, sie seien gleichermaßen berechtigt, „leid“ groß zu schreiben? In Wirklichkeit hatten sie – nunmehr als Rechtschreibkommission Gutachter des eigenen Werkes – bereits 1997 eine bessere Einsicht: „... ist in den folgenden Fügungen Groß- oder Kleinschreibung möglich: Leid tun / leid tun ...“ (Bericht vom Dezember 1997, S. 39). Die Halbherzigkeit war erzwungen; denn das Regelwerk (hier „Leid“) durfte nicht angetastet werden. Aber die Kultusminister ließen auch das halbe Eingeständnis nicht zu: „leid“ wurde schlicht verboten, und so steht im Duden 00 „es tut mir Leid (alte Schreibung leid)“ – ohne Variante. Alle deutschsprachigen Schulkinder müssen also etwas offenkundig Falsches lernen, nur damit die Fiktion der Unfehlbarkeit der KMK erhalten bleibt.

Das schlimmste Kapitel der Neuregelung ist sicher die Getrennt- und Zusammenschreibung. Für das Ganze ist jetzt auf das Rechtschreibwörterbuch von TH. ICKLER zu verweisen. Hier soll wieder ein Beispiel genügen fertigstellen, jetzt nach § 34 (3) E3 (3) „fertig stellen“. Ich erlaube mir, an dieser Stelle eine persönliche Erfahrung einzufügen: Mein Enkel konnte im Alter von drei Jahren vollkommen sicher Brennessel von Melde unterscheiden, selbst wenn es sich um ganz kleine Pflänzchen handelte; ebenso erkannte er ohne Zögern in rotem und weißem Phlox die gleiche Pflanze. Wenn sich nun in so zartem Alter die schöne und zugleich ungemein nützliche Gabe, Gleiches zusammenzuordnen und Verschiedenes auseinanderzuhalten, so deutlich kundtut, dann ist es einfach unverantwortlich, wenn später in der Schule gelehrt wird: „fertig stellen“ gehört mit „artig grüßen“ zusammen, daher wird es „aus Gründen der Analogie“ (K. HELLER) getrennt

geschrieben; mit „bereitstellen“, das weiter zusammengeschrieben wird, hat es nichts zu tun. Übertroffen wird solche Vorschrift nur noch durch die allgemeine Regel: Unter „Adjektiv + Verb“, die getrennt geschrieben werden sollen, sind zusammengestellt: lästig fallen, übrig bleiben; kritisch denken, spöttisch reden; freundlich grüßen, gründlich säubern. Wer so – aufgrund einer äußerlichen Ähnlichkeit – gänzlich verschiedene Dinge (Adjektive zur Angabe einer Wirkung und Adverbien) vermengt, der mißachtet und verhöhnt das natürliche Unterscheidungsvermögen unserer Kinder – nicht anders, als wenn er ihnen beibringen wollte, Schlangen und Regenwürmer gehörten als „Kriechtiere“ zusammen.

Auch hierin hatte die Rechtschreibkommission ein spätes Einsehen: man ließ großzügig das Kriterium der Betonung zu und unterschied auf diese Weise „fertigstellen“ (eine Betonung vorn) von „hastig sprechen“ (zwei Betonungen); bei der Bezeichnung „Adjektiv + Verb“ blieb es jedoch. Aber auch hier unterdrückten die Kultusminister die zweiten und etwas besseren Gedanken der Reformer, und so wird in den Schulen gegen jeden Sinn und Verstand gelehrt: fertig stellen, richtig stellen (korrigieren), ruhig stellen usf.

Zur letzten Tagung der KMK (Anfang Oktober 2000) gingen einige Kultusminister, wenn man den Pressemeldungen glauben kann, mit dem festen Vorsatz, die Rücknahme wenigstens der „widersinnigsten Regeln“ zu bewirken. Am Ende verkündete der Vorsitzende: „Wir wollen keine Reform der Reform.“ Daß bei Adjektiven wie „blutbildend“ (Substantiv + Präsenspartizip) das Regelwerk durch den Duden 2000 doch bereits ein paarmal heimlich korrigiert wurde, blieb wohl unbemerkt. – Von dort ist also Einsicht oder gar ein Einlenken nicht zu erwarten.

Besonders beschämend für die KMK war von Anfang an ihre Stellungnahme gegenüber den Schriftstellern: „Die literarische Produktion ist durch die Neuregelung der Rechtschreibung nicht betroffen. Künstler können auch in Zukunft wie bisher selbstverständlich frei mit der Sprache umgehen und sie im Zuge ihres literarischen Schreibens individuell gebrauchen. Sie brauchen



sich dabei um Orthographieregeln nicht zu kümmern. Tatsächlich betrifft die geplante Neuregelung der Rechtschreibung ausschließlich das Schreiben in Behörden und Schulen. .. Schriftsteller und Publizisten müssen also zur Kenntnis nehmen, daß ihre Interessen deshalb bei der Neuregelung der Rechtschreibung nicht im Vordergrund stehen, weil die neue Orthographie sich in erster Linie an den Bedürfnissen derjenigen orientiert, für welche die Regierungen unmittelbar Verantwortung tragen: die Schulen und die Behörden.“ (Dresdner Erklärung vom 25.10.1996).

Hier ist vieles befremdlich: die Vorstellung von Literatur überhaupt (als bestünde sie hauptsächlich aus expressionistischer Lyrik), die Vermengung von Sprache und Orthographie, die vorgeblichen „Interessen“ der Schriftsteller und die hypothetischen „Bedürfnisse“ von Kindern und Behörden; vor allem fällt auf, wie leichthin hier die deutsche Rechtschreibung gespalten wird: „Halt, stehenbleiben!“ für Künstler – „Halt, stehen bleiben!“ für Kinder, Polizisten und Normalbürger.

Die vernünftige Gegenposition hat, glaube ich, am deutlichsten HARALD WEINRICH (Zehn Maximen) formuliert. – Es war wohl der schwerste Fehler bei der „Durchsetzung“ der Reform, daß man versäumte, die Anwendbarkeit der Neuregelung auf vorhandene, besonders literarische Texte zu überprüfen.

Warum ist die FRANKFURTER ALLGEMEINE ZUR „alten“ Orthographie zurückgekehrt? – Die oft gehörte Erklärung, man sei dort besonders konservativ und dem Fortschritt nicht aufgeschlossen, hat schon deshalb nicht viel für sich, weil die Reform selbst ausgesprochen rückwärtsgewandt ist, indem sie die zwei wichtigsten Entwicklungen der letzten Jahrhunderte anhalten und rückgängig machen will: es ist die Tendenz, Zusammengehöriges auch zusammenzuschreiben (kennenlernen, auseinandersetzen) und Nicht-Substantielles klein zu schreiben (fürs erste, aufs neue, im übrigen).

Altes wird wieder hervorgeholt, auch wenn es der sprachlichen Entwicklung nicht mehr entspricht: „ohne daß das Volk die mindeste Acht auf ihn gab“ und „haben Sie ja besondere

Acht darauf“ schrieb man im 18. Jahrhundert – TH. MANN dagegen: „Damals mußte man beim Spaziergehen scharf auf ihn achthaben“. Die Reform verlangt wieder „Acht haben“, obwohl das ergänzende Adjektiv längst dem Adverb gewichen ist. Insofern entbehrt es nicht einer unfreiwilligen Komik, wenn der Duden 00 angibt: „Acht geben, haben (alte Schreibung achtgeben, achthaben)“.

Moderner als die Neuregelung ist die orthographie von THOMAS MANN, GÜNTER GRASS, SIEGFRIED LENZ allemal, man findet dort auch – ebenso in Zeitungen vor der Reform – Zeichen der lebendigen Weiterentwicklung (instandsetzen, nahegelegen, garnicht, kein geringerer als usf.).

Die F.A.Z. kehrt also zur moderneren, den Sinn des Geschriebenen besser vermittelnden Schreibweise zurück. Über den Sachverhalt besteht auch weitgehende Einigkeit. Der Chefredakteur der OSTSEE-ZEITUNG schrieb mir am 30.4.1999: „Ich teile Ihre Einschätzung der Reform, leider kann ich dennoch Ihrer Empfehlung zur Beibehaltung der sprachlich oft klareren alten Schreibweise nicht folgen. Es geht einfach nicht, weil die deutschsprachigen Agenturen ... sich für die neuen Schreibweisen entschieden haben.“ Ähnlich eine Redakteurin des ROTKREUZ-SPIEGELS: „Vieles an der Neuregelung halte ich für nicht nachvollziehbar, unlogisch und überflüssig. Trotzdem werde ich es nicht verhindern können ...“. Und Dr. WEIMER, Chefredakteur der WELT, am 4.8.2000: „Wir haben ... immer die Willkür des geplanten Regelwerkes angeprangert und seit Einführung der Reform in unserer Kritik nicht nachgelassen ... Zuweilen muß man aber auch Einsicht in die Notwendigkeit haben ... Wir werden weiter daran arbeiten, aus einer schlechten Reform das Beste zu machen.“ – Woher dieser Zwang, die „Notwendigkeit“ zum Schlechteren?

Befremdlich liest sich, was am 28.3.2000 auf der ersten Seite der F.A.Z. stand: „Es sind wohl bekannte Gesichter, mit deren Hilfe der französische Premierminister Jospin seiner lahmen Regierung Schwung verleihen will.“ Gammatisch sehr Fragwürdiges, bewirkt durch die reformgemäße Zwangskorrektur, findet sich – neben lästigen Großschreibungen – in einem

Artikel von FRANZISKA AUGSTEIN (z. B. „Vergleiche sind manchmal viel sagend.“ – „Die Courage ... war Aufsehen erregend.“). Die Verbindung des Präsens-Partizips mit „sein“ bezeichnete die Duden-Grammatik von PAUL GREBE, § 1205, als „nicht üblich“. Eine frühere Überschrift „Selbstentmündigte Europäer“ (F.A.Z.) ist in neuer Schreibung nicht mehr zu gebrauchen. Der Schritt der F.A.Z. war also sachlich hinreichend begründet und bedarf keiner ideologischen Interpretation.

Das heute meistgebrauchte Argument für die Beibehaltung der Reform lautet: man dürfe den Kindern ein nochmaliges Umlernen nicht zumuten (von der Halbierung der Fehlerzahlen und anderen Vorteilen, um derentwillen die Reform doch eingeführt worden ist, wagt heute angesichts der Wirklichkeit keiner mehr zu reden). WOLFGANG ILLAUER hat es in einer umsichtigen und auf eigener Schulerfahrung gegründeten „Widerlegung der Argumente der Kultusminister und Reformer“ (F.A.Z., 5.10.2000, S. 10) mit dem Hinweis darauf, „wie unbedeutend die Rechtschreibreform für die Schule ist“, als Scheinargument erwiesen. Im Grunde tat das gleiche bereits 1997 der damalige Präsident der KMK, Prof. WERNSTEDT, als er ausführte, in den ersten vier Schuljahren seien nicht mehr als 32 Wörter von der Reform betroffen, 29 davon durch die ss-Regel. Eine Regel also und drei Wörter. Wenn der Kultusminister, dessen Name mit der Einführung der Reform am engsten verknüpft ist, und einer der engagiertesten Gegner der Reform hierin ihre Stimmen vereinigen, so spricht wirklich viel dafür, daß „eine Abkehr von der Reform völlig problemlos“ ist (ILLAUER).

FORUM CLASSICUM wendet die Neuregelung bei ss ziemlich konsequent an; in Heft 3/2000 unterläuft nur auf S. 203 „der Schlußteil muss kritisiert werden“ (ist der Vorteil des ß nicht evident?). Sonst geht es recht eklektisch zu. Reformgemäß (soweit es mir aufgefallen ist): kennen lernen, das Dritte, als Drittes, Platzierung, platzieren, zugrunde liegend, ebenso gut;

gegen die Reform: kennenlernen, sogenannt, im übrigen, im wesentlichen, nahverwandt, näherkommen.

Zwei Reformschreibungen verdienen vielleicht hervorgehoben zu werden: S. 186 „... handelt es sich um reine Neudrucke; die Originalausgaben sind also ebenso gut benutzbar.“ Die alte Schreibweise „ebensogut“ trifft zweifellos den Sinn besser; gemeint ist doch, daß es egal ist, ob man das eine oder das andere benutzt.

S. 171 „Übrigens hat er beim Musizieren seine Frau kennen gelernt.“ Goethe schrieb „kennen lernen“ wohl noch regelmäßig getrennt (wie „kennen lehren“), und wenn er schreibt „Er hatte den Architekten näher kennen lernen“, so soll man wohl „näher kennen“ zusammen fassen. Nach heutigem Gebrauch ist die Trennung „kennen (und schätzen / und fürchten) lernen“ nur bei besonderer Betonung angebracht: „Du sollst mich kennen lernen!“ Die „alte“ Schreibweise ist also hier bestimmt angemessener – sie findet sich im selben Absatz nur wenige Zeilen darüber (und S. 136).

Ich komme zum Schluß: Da FORUM CLASSICUM sowieso nicht geneigt ist, die Reform als Ganzes zu übernehmen (und der gemischte Gebrauch die Leichtigkeit der Umstellung beweist), da andererseits die KMK zu keinem Zugeständnis bereit ist, wäre es gut, ein deutliches Zeichen zu setzen und nicht „die Reverenz zu machen einem Hut“, auch nicht mit dem zur Not akzeptablen „dass – muss – missachten“ usw. – aus gutem Grund schrieb SCHILLER „Mißmensch“ und nicht „Missmensch“ (Franz Moor).

Zum guten Ende weiß ich nicht besseres, als GÜNTER GRASS zu zitieren: „Das Festhalten an einem mißlungenen Reformversuch gegen den entschiedenen Willen der Bevölkerung nimmt – auch wenn dies nicht die Absicht der Verantwortlichen war – doktrinäre Gestalt an und widerspricht unserer mühsam erlernten demokratischen Verhaltensweise. Im übrigen lernen die Kinder infolge dieser Pseudoreform nicht das Leichte, sondern das Falsche.“

MARTIN STRING, Lüneburg

### Fachdidaktik

Heft 4+5/2000 des **Altsprachlichen Unterrichts** ist aufgrund seines reichhaltigen Angebots an Praxisbeispielen zum Thema „Übergangs- und Erstlektüre“ als Doppelheft erschienen; vorgeschlagen werden verschiedenste narrative Lesetexte aus zahlreichen Epochen der lateinischen Literatur. RAINER NICKELS Basisartikel, der „die Aufgaben, die Bedingungen und die Möglichkeiten der ersten altsprachlichen Lektüre im Unterricht einer eingehenden Betrachtung“ unterzieht, bringt im Wesentlichen keine neuen Aspekte. Er schließt mit interessanten Überlegungen zu einem – sehr umfangreichen – lateinischen Lesebuch ab, wobei der zeitliche Rahmen seines unterrichtlichen Einsatzes unberücksichtigt bleibt. Im Anschluss findet sich die ebenfalls von NICKEL zusammengestellte, klar gegliederte Bibliografie zum Heftthema, nach Autoren geordnet. Das erste Praxisbeispiel (VON SUSANNE KÜSTER) erinnert an die für die Erstlektüre gut geeignete Urfassung der biblischen Josefsgeschichte und enthält an Abbildungen reiches Material für eine motivierende Behandlung im Unterricht. JOHANNES HAMACHER untersucht eine Erzählung aus den *Gesta Romanorum* auf ihre Eignung für den Anfangsunterricht; in dem mittelalterlichen Text geht es um das „raffinierte Ränkespiel der Frauen“, dem die angehängte *moralisatio* eine neue Deutung verleiht. Auch RAINER KLIMEK-WINTER beschäftigt sich in seinem Artikel „Asinarius oder: Keckheit siegt“ mit dem Mittelalter. Seinem Vorschlag zur Behandlung dieser Verserzählung vom Eselsprinzen ist auf sechs Seiten die gesamte, von ihm aufbereitete Textauswahl beigegeben. Im darauf folgenden Praxisbeispiel („Von Hexen, Teufeln, Inquisitoren“) wird von einem Autorenkollektiv ein „Unterrichtsprojekt für frühe Lektüre in Klasse 10“ vorgestellt, das demnächst als Textausgabe erscheinen wird; leider bleiben die Risiken der Behandlung dieses zweifelsohne für Schüler interessanten Themas in einer Zeit, in der Übersinnliches und Okkultes wieder *en vogue* sind, unerwähnt.

Eine Abenteuerer-Erzählung über den heiligen Brendan steht im Zentrum von BIRGIT SCHAIBLES „Erfahrungsbericht aus dem Unterricht in der 9. Klasse“. Ein „Glücksfall“ ist bei dieser ebenfalls 2001 als Textausgabe erscheinenden Übergangsektüre tatsächlich, dass man die Legende mit einer „Realerfahrung“ vergleichen kann, die der Abenteuerer Timothy Severin in einem nachgebauten irischen Lederboot 1976/77 auf den Spuren Brendans machte. Auch „Mundus Novus“ als Übergangsektüre (erprobt in einer 9. Klasse) beschäftigt sich mit einem Seefahrer und Abenteuerer: EVA-MARIA KIOSCHA legt ihrem Praxisbeispiel den Amerikabrief AMERIGO VESPUCCIS zu Grunde und stellt einige methodisch reizvolle „Highlights“ der Lektürereihe vor, die vor allem aus dem produktiv-kreativen Bereich stammen; sie beleuchtet selbstkritisch nicht nur Erfolge, sondern auch Schwierigkeiten bei der Durchführung des Projektes. (Bitte mehr von solchen Artikeln!) Die Behandlung des „Mythos von Europa“ in dem doch recht sperrig geratenen Beitrag von PETRA FISCHER und SYLVIA THEE ist – vermutlich auch auf Grund der besonderen Unterrichtssituation „in einem Kombi-Kurs L. II/L. III“ – nur schwer nachvollziehbar; dennoch ist die Überlegung verdienstvoll, Gruppen unterschiedlicher Lehrgangsformen, die in der Kursoberstufe zusammengeführt werden sollen, bereits in Klasse 11 phasenweise gemeinsam zu unterrichten, um schon früher gegen Niveauunterschiede anzugehen. Ein weiteres Praxisbeispiel von RAINER KLIMEK-WINTER folgt mit CHARITONS Unterhaltungsroman Kallirhoe in der Wahl der Textsorte für den Griechischunterricht den Überlegungen zum Charakter der Anfangs- und Übergangsektüre im Lateinunterricht: „Vom anregenden Inhalt ausgehend kommen [...] Schüler auf verschiedenen Wegen zu Beobachtungen und Erfahrungen mit dem literarischen Charakter der Texte [...]“ (EVA DOROTHEA BODER im Editorial). Die dazu gehörige Textbeilage zu diesem einzigen Beitrag für das Griechische umfasst neun Seiten. Im Magazinteil beschäftigt

sich HEINZ MUNDING zunächst mit „Evolution und Geschichtsbewusstsein“. LUDWIG HAAG und ELISABETH STERN stellen äußerst signifikante Ergebnisse einer wissenschaftlichen Erhebung vor, die sich „auf mögliche kognitive Transfer-Effekte durch den Lateinunterricht sowie auf dessen Effekte auf motivationale Variablen“ konzentrierte. Die für Latein nicht immer positiven Ergebnisse bestätigen die Einsicht von KLAUS WESTPHALEN aus dem Jahre 1971(!): „Die Krise des Lateinunterrichts beruht nicht auf dem Effektivitätsproblem, sondern auf dem Motivationsproblem.“ (AU 5/1972: 9) Das schwarz-weiße Miniposter, von dem man sich leicht selbst eine Folie herstellen kann, präsentiert diesmal eine archaische Metope, auf der Perseus die Medusa tötet (Analyse und Kommentar von ANGELA STEINMEYER-SCHAREIKA). Die das Heft abschließenden Hinweise auf Bücher und Medien stehen diesmal ganz im Zeichen des Hefthemas und lesen sich wie eine Werbung der einzelnen Verlage für ihre speziell konzipierten Textausgaben. Vertreten sind die Reihen *Transit* (Buchner), *Officina* (Klett), *Tolle lege* (Cornelsen) und *Clara* (Vandenhoeck & Ruprecht).

MARTIN SCHMALISCH, Berlin

In Heft 5/2000 der Zeitschrift **Anregung** geht B. DUNSCH in seiner Untersuchung „Das Tusculanen-Proömium: Epochenwechsel von der griechischen zur römischen Philosophie“ (298-319) den Fragen nach, ob es in Rom einen Epochenwechsel zwischen dem Philosophieren in griechischer Sprache und dem Philosophieren in lateinischer Sprache gegeben hat und wie die Bedeutung des Wirkens Ciceros auf das Philosophieren in Rom einzuschätzen ist. – D. PAPADIS zeigt in seinem Aufsatz „Regent und Gesetz in Platons Dialogen Politeia und Nomoi“ (320-327), dass diese beiden zentralen Begriffe sich und die politische Philosophie Platons erst durch ein kombinatorisches bzw. komplementäres Verständnis beider Werke erschließen. – R. SENONER (342f.) stellt als Text für die Reifeprüfung Latein am Humanistischen Gymnasium in Italien 2000 eine Passage aus Vitruv (1,11-13) über die Ausbildung des Archi-

tekten vor. – Den Literaturbericht „Griechisch 2000“ mit kommentierten Hinweisen auf zahlreiche Neuerscheinungen legt ST. BRENNER (344-348) vor. – Kollegen, die in ihrem Bundesland eigene Abiturvorschläge entwerfen müssen, können sich von den umfangreichen „Aufgaben der Abiturprüfung an den Gymnasien in Bayern 2000, LK Latein“ (349-358) inspirieren lassen.

Im **Gymnasium**, Heft 5/2000, stößt man auf folgende Aufsätze: G. WÖHRLE, „Aspekte psychosomatischen Denkens in der antiken Medizin und Philosophie“ (383-389), stellt fest, dass eine psychosomatische Theorie bereits bei Aristoteles zu finden ist, auch wenn der Begriff Psychosomatik erst 1818 in einem Lehrbuch auftaucht. – L. THOMMEN sucht nach Erklärungen für „Spartas fehlende Lokalgeschichte“ (399-408: warum hat der Peloponnesische Krieg in Sparta im Gegensatz zu Athen keine eigene Geschichtsschreibung hervorgebracht? – „Die Eigenart der Taciteischen Vorstellung von der Urzeit in ann. 3,26“ (409-424) skizziert W. HEILMANN unter Berücksichtigung von Seneca epist. 90, Ovid, Met. 1,89-93, Hesiod, Arat und Sallust, Cat. 2,1. – ST. FREUND behandelt einen ergiebigen Aspekt der Auseinandersetzung zwischen Heidentum und Christentum: „*Philosophorum supercilium contemnimus*. Überlegungen zur Bewertung der Philosophie im ‚Octavius‘ des Minucius Felix“ (425-434).

„Echnaton und Nofretete“ sind das Titelthema in Heft 10/2000 S. 10-34 von **Damals** mit zahlreichen Abbildungen und alltagsbezogenen Beiträgen. – In Heft 11/2000 ist eine doppelseitige Anzeige der F.A.Z. („Dahinter steckt immer ein kluger Kopf“) zu vermerken (46f.), die Frau NOELLE-NEUMANN Zeitung lesend inmitten eines Tempels quasi als Pythia des 20. Jahrhunderts zeigt.

„Armut“ ist das Thema der Zeitschrift **Geschichte lernen** (Heft 78, 2000), vor allem mit Beiträgen zum Mittelalter, zur frühen Neuzeit und zum 19. Jahrhundert. Zu notieren ist der Beitrag von TH. DOEPNER „Mittelalterliche Caritas. Elisabeth von Thüringen in der Heiligenvita“ (54-60).

Ein besonders schönes Heft ist den Herausgebern von **Welt und Umwelt der Bibel** gelungen,



das Heft 18,2000 über „Christus in der Kunst. Von der Renaissance bis in die Gegenwart“, das auf über 80 Seiten eine Fülle von Bildmaterial und entsprechende *Links* als Interpretamente zur Lektüre neutestamentlicher Texte enthält.

Die **Antike Welt**, Heft 5,2000, liefert erneut „Grandiose Ausblicke. Neue Einblicke in das Palastleben der römischen Kaiser. Dokumentation und bauhistorische Untersuchung der ‚Domus Severiana‘ auf dem Palatin in Rom“ (445-457). Die Autoren sind alle an der TU Cottbus tätig: A. HOFFMANN, B. RITTER, U. WEFERLING und ULRIKE WULF-RHEIDT. – „Das Feige(n)blatt“ nimmt sich R. WÜNSCHE zum Thema: er informiert über die gleichnamige Sonderausstellung in der Glyptothek in München (507-510). Schon Christian Morgenstern spottete ‚über die Menge der Feigenblätter‘, die in der Glyptothek (er nennt sie witzigerweise Kryptothek!), so freigebig verstreut sind, als hätte ein Orkan im Sykomorenwald (Feigenbaumwald) gewütet. Dem heutigen Feigenblattbetrachter fällt übrigens schnell auf, dass die Feigenblätter allesamt die Form von Weinblättern haben, da sich die Kleidung Adams und Evas wegen ihrer tief und mehrfach eingelappten Form zur vollkommen sittlichen Bedeckung wenig geeignet hat. – Den Triumph des Cn. Pompeius Magnus (28./29. September 61 v.Chr. nimmt Th. KISSEL zum Anlass für einen Rückblick in die antike Welt (526f.). – Inhaltlich auch für den Unterricht interessante Sonderforschungsbereiche (*mos maiorum*, römische Tugenden) an der TU Dresden stellt M. JEHNE vor: „Texte, Rituale und die Stabilität der römischen Republik“. Informationen sind über das Internet abrufbar: <http://rcswww.urz.tu-dresden.de/~sfb537/ger7index2.html>. In der Rubrik „*Renovatio Linguae Latinae*“ schreibt B. C. WITTE (Vorsitzender des ‚Arbeitskreises selbständiger Kultur-Institute (ASKI)‘ über ein „Erfülltes Leben mit Latein“ (557f.).

Im **Mitteilungsblatt des Landesverbandes NRW** 3/2000 berichtet M. KOHLE von weitgehend positiven Erfahrungen mit einem neuen Fremdsprachenkonzept: „Latein und Englisch in einem Zug. Beginn mit zwei Fremdsprachen gleichzeitig in Klasse 5“ (3-5). – G. KNEIBLER

lässt die „10. Preisverleihung im Bundeswettbewerb Fremdsprachen S I – Latein in NRW am 5. Juni 2000“ (5-7) Revue passieren. – In den **Mitteilungen des LV Baden-Württemberg** 2/2000 erinnert B. SEIDENSTICKER mit dem Beitrag „Hellas und Hesperien“ (3f.) an den 100. Geburtstag Wolfgang Schadewaldts. – BARBARA BAUER schreibt über die „Geburtstagsfeier für eine lateinische Dichterin: Anna Elissa Radke“ (9ff.). – T. BECHTHOLD-HENGELHAUPT macht einen Vorschlag zur Nutzung des Internet im LU: „Staatstheorie bei Augustinus – Texte aus dem Internet“ (11f.); eine kommentierte Linkliste ist bereitgestellt unter <http://www.w4.de/~tbhahfn/augustinus.htm>, auch zu erreichen unter <http://www.hengelhaupt.de>. – Auf den „Landeswettbewerb Alte Sprachen 2000“ blickt H. HEATH zurück (14f.). – E. STREITBERGER lädt Kolleg/innen ein, Materialien für Latein als 3. Fremdsprachen abzurufen: <http://www.dbg.rt.bw.schule.de/lehrer/streiten/latein/latmat/material.html>. –

Einen Rückblick auf den Wettbewerb Alte Sprachen 1999 gibt es auch von W. JARECKI im **Mitteilungsblatt des LV Niedersachsen** (zus. mit den LV Bremen und Hamburg) Heft 2,2000,6-8 und 10-20. – In den **Litterae Saxonicae**, H. 2/2000, werden die Themen für das Abitur für Grund- und Leistungskursteilnehmer vorgestellt: „Das sächsische Latein-Abitur 2000“ (6-15). Außerdem gibt es einen Rückblick auf das Bundessprachenfest in Dresden (15f.) und die Preisverleihung beim Bundeswettbewerb Fremdsprachen. Den erstmals vergebenen Preis des DAV errang die Klasse 9mL des Vitzthum-Gymnasiums Dresden mit dem englisch-lateinischen Stück „Romani in saxis - Romans on the rocks“, das auszugsweise S. 17-20 abgedruckt ist. Die Texte der Stücke der sächsischen Landes- und Bundespreisträger 1999 und 2000 können gegen Zusendung eines 10-DM-Scheins für Kopie und Porto bezogen werden bei Dr. Matthias Korn, Förstereistraße 2, 01099 Dresden.

JOSEF RABL

## Besprechungen

*Rachet, Guy: Lexikon der Griechischen Welt. (Dictionnaire de la civilisation grecque, dt.) Übers. u. hrsg. v. Robert Illgers. Darmstadt: Primus-Verlag 1999. DM 39,80 (ISBN 3-89678-212-6).*

Die Titelseite des Einbandes zeigt ein schwarz-figürliches Vasenbild mit einer Kampfszene aus der Ilias; der Text auf der Rückseite lautet: „Knapp und präzise erschließt dieses Lexikon alle Bereiche der griechischen Kultur, von den wichtigsten Persönlichkeiten über geographische Begriffe bis hin zu Stichworten aus Politik, Kunst, Architektur und Religion. ...“

Diese umfassende Ankündigung erfährt im Vorwort zur deutschen Ausgabe (S. 5) eine erhebliche Einschränkung: „Die mythische Welt, die für die Antike von enormer Bedeutung war, musste unberücksichtigt bleiben.“

Der Aufbau des Werkes: Auf ca. 350 Seiten – jede zweispaltig bedruckt – finden sich ca. 500 Artikel, deren längste („Athen“, „Perikles“) einen Umfang von 6 Spalten erreichen, die kürzesten (z. B. „Pyrgoteles“) haben etwa 6 Zeilen. Bildmaterial (schwarz-weiß) ist sparsam verwendet; es gibt einige Landkarten und Grundrisse. Eine Bibliographie (36 Titel) schließt das Werk ab.

Die Aussparung des mythischen Bereichs wurde für die Stichwörter der alphabetischen Auflistung konsequent durchgehalten; es findet sich also – von Apollon bis Zeus – nicht eine einzige Gottheit, und auch Heroen und Fabelwesen (Achill, Odysseus, Helena, Antigone, Herakles, Kentauren, Ödipus usw.) sucht man vergeblich. Eine wie große Rolle der Mythos in der Tat bei den Griechen spielte und wie wenig er aus ihrer Welt wegzudenken ist, erkennt man auch daran, dass unser Lexikon in Artikeln wie „Athen“, „Delphi“, „Olympia“, „Orakel“, „Tragödie“ nicht darauf verzichten kann, auf die Gottesvorstellungen der Griechen einzugehen; allerdings bleibt es meist bei der Nennung des Namens. Aussagen wie „Apollon ist der wahrsagende Gott schlechthin“ (S. 236) sind eher selten.

Bei der Auswahl der Stichwörter, die eines eigenen Artikels für wert zu halten sind, sowie

bei der Zuweisung von Wichtigkeiten scheinen die französischen Maßstäbe sich von deutschen doch zu unterscheiden. Der Artikel „Bart“ hat den gleichen Umfang wie der über ARISTOTELES. Namen wie „Pindar“ und „Sappho“ sind nicht aufgenommen, werden jedoch im Artikel „Literatur“ erwähnt und gewürdigt; der Artikel „Homer“ nennt zwar die Begriffe „Ilias“ und „Odyssee“, aber erst im Artikel „Literatur“ erhalten sie den Rang „zwei Perlen menschlichen Geistes“. Ein Artikel „Sophistik“ fehlt zwar, jedoch werden unter „Philosophie“ die wichtigsten Vertreter namentlich behandelt. Vergleichbar ergeht es den Vorsokratikern, von denen einige eigene Artikel haben, andere (EMPEDOKLES, HERAKLIT, DEMOKRIT) aber unter „Philosophie“ oder „Chemie“ zu finden sind.

Ausgiebig berücksichtigt sind die Bereiche der Vasenmalerei, Keramik und Bildhauerei. Neben einer Fülle von Namen werden hier auch viele fundierte kunstkritische Aussagen getroffen. Leider war es offenbar nicht möglich, zur besseren Veranschaulichung diese Aussagen noch mit Bildmaterial zu untermauern.

Die Darbietung des Ganzen ist klar und übersichtlich, das Schriftbild ist gut lesbar. Griechische Ausdrücke sind in kursiver Schrift transskribiert und mit Akzenten versehen. Der Stil ist zumeist sachlich und angemessen knapp; um so mehr fallen dann Formulierungen auf wie auf S. 89, wo von den großen athenischen Tragikern die Rede ist, „die in ihrer Tetralogie nach Höherem strebten, um dann mittels einer trickreichen Burleske ins Satyr drama zu entfliehen.“ Überhaupt kommt bei der Lektüre gelegentlich der Eindruck auf, dass eine letzte glättende Bearbeitung gefehlt hat. Auf S. 52 endet der Artikel über das Asylrecht mit einem Satz, der im Kontext keinen Sinn ergibt; der Artikel über Thales beginnt mit der Feststellung, dass man über „sein Leben und Gedankengut nichts weiß“. Druckfehler halten sich in Grenzen; ärgerlicher sind vermeidbare Versehen, wie „das peplos“ (S. 248). Ephiltos (statt Ephialtes) (S. 124), Xenophon „mit seiner Hellenika“ (S. 123),

Rhamnos st. Rhamnus (S.157), schließlich „die nomothetes war ein von Solon .... geschaffenes Gremium.“ All dies beeinträchtigt das Gesamtbild nur unwesentlich.

Das vorliegende Lexikon ist ein detailreiches, informatives Werk, das sich an die Realien hält; wegen des Verzichts auf das Mythische ist es jedoch nur begrenzt verwendbar.

HELLMUT STINDTMANN, Berlin

*Das Brot der Römer – Speisekultur im antiken Rom. Film von Lynn Spiegel (2000); Videocassette bei: Mnemosyne (Medien zur Welt der Antike), C.A.T. Medienproduktion, Murhammerstr. 6, 85276 Pfaffenhofen. Information und Online-Bestellung: [www.mnemosyne-medien.de](http://www.mnemosyne-medien.de) (Tel.: 0951/53080; Fax: 0951/53083). 28 Minuten, 49,- DM.*

Römisches Kochen ist fast schon Mode geworden. Seit die treffliche ELISABETH ALFÖLDI-ROSENBAUM unter dem Titel „Das Kochbuch der Römer“ (Artemis, zuerst Zürich 1970, 101993) ausgewählte Rezepte des APICIUS mit praktischen Hinweisen in humanistische Haushalte brachte und ROSEMARIE GRACHER, wohl davon angeregt, ihr nicht minder zu rühmendes Römerrestaurant unter dem Trierer Dom eröffnete, nimmt die Zahl derjenigen, die sich antike Leckereien wie Schweinebraten mit Honig, Hirsch in Pflaumsauce oder auch nur schlichtes *Mulsum* mit Mostbrötchen gönnen, ständig zu. Und mit Grund machen auch Antikemuseen etwa bei Ausstellungseröffnungen und besonders die Gymnasien bei Schul- und Lateinfesten Gebrauch von diesem römischen Küchenerbe, um Eltern und Schülern ihr Latein noch schmackhafter zu machen. Viele Hilfen stehen zur Verfügung. Für den besonders Gründlichen, der mit einem Gang *ad fontes* beginnen will, gibt es ROBERT MAIERS zweisprachige und kommentierte Reclamausgabe des APICIUS (neben den kritischen Ausgaben, versteht sich); wer für erste Experimente praktische und preiswerte Hilfe sucht, findet sie etwa bei ELISABETH NERL, „Den alten Römern in den Kochtopf geschaut“ (Rudolf Spann Verlag, Herrsching); wenn jemand die Freude am Kochen mit tieferem Interesse am kulturhistorischen Hintergrund vereint, wird er

aufs beste bedient mit ANDREW DALBY / SALLY GRANGER, „Küchengeheimnisse der Antike“ (Stürtz Verlag, Würzburg 1996, a. d. Engl.), aber auch mit MARCUS JUNKELMANNs zu Recht preisgekröntem „*Panis militaris*“ (Zabern Verlag, Mainz 1998), wo in einem Anhang 34 Rezepte eindringlich erläutert und z. T. opulent abgebildet sind (dieses Kapitel ist unter dem Titel „Aus dem Füllhorn Roms“ auch separat erhältlich), usw. usw.

MARCUS JUNKELMANN, seit anderthalb Jahrzehnten bekannt als Pionier „experimenteller Archäologie“, ist auch wissenschaftlicher Berater des hier vorzustellenden Videofilms, der aus Materialien zu WERNER TEUFLS in Zusammenarbeit mit JUNKELMANN gedrehtem Fernsehfilm „Gerichte mit Geschichte: Römische Küche im Alten Bayern“ (im Bayerischen Fernsehen ausgestrahlt am 15. August 2000) entstanden ist. Weniger auf Publikumsunterhaltung angelegt als diese Schwesterproduktion, gibt LYNN SPIEGELS Film einen lehrhaft systematischen, durch Untertitel gegliederten Überblick über das römische Küchenwesen, wobei sie, indem sie den Zuschauer vom elementar Einfachen (Brot) zum Komplexen (Festmahl) fortschreiten lässt, damit implizit auch einen Eindruck von der historischen Entwicklung der römischen Gastronomie vermittelt. Auch für diese galt ja nach den ersten beiden Punischen Kriegen und besonders nach Pydna Horazens Feststellung *Graecia capta ferum victorem cepit et artes / intulit agresti Latio*: Griechische Köche eroberten mit ihrer *haute cuisine* das noch nach Getreidebrei, Schinken und Knoblauch duftende Rom; und das altrömische *convivium* wurde vom griechischen Symposion mit seinen Speisesofas und dem ganzen dazugehörigen Komment überformt, so dass der Weg frei war für schließlich so exzentrische Gastmähler wie die des Nasidienus (HORAZ, sat. 2, 8) oder des Trimalchio (PETRON).

Nach einer anschaulichen Vorführung des Getreidemahlens und Brotbackens (Untertitel 1: „*Panis*“) führt der Film auf eine *Villa rustica* (2) und stellt dort – wir befinden uns noch etwa in der Welt von CATOS „*De agri cultura*“ – die beliebtesten Schlachttiere und Hülsenfrüchte, nebenbei auch das Tongeschirr, vor. Gezeigt

wird vor allem die Herstellung höchst appetitlicher *Lucanicae*, „lucanischer Würstchen“ (ein immerhin auch schon apicianisches Rezept), die mit ihrem hohen Anteil an Kräutern zum Thema des nächsten Abschnitts (3) überleiten. Besonders hier, wo bei den Römern neben anderen Koriander, Liebstöckel und Weinraute dominieren, wogegen etwa Rosmarin und Basilikum zurücktreten, wird die, eigentlich überraschende, Diskontinuität zwischen antiker und moderner italienischer Küche deutlich. Zwei Gerichte stehen im Vordergrund: das vor allem aus dem Meisterwerk der *Appendix Vergiliana* bekannte *Moretum*, das mit Käse, Kräutern und viel, viel Knoblauch schmackhafteste ländliche Hausmannskost verkörpert – der ironiegewürzte Wutschrei des HORAZ über eine einschlägige Brotzeit (*o dura messorum ilia!*, epod. 3, 4) darf unbefangenes Urteil nicht trüben – und die ganz auf Liebstöckel basierenden gefüllten *Ova hapala*, die schon durch den zweiten Teil ihres Namens feine griechische Provenienz verraten. (Nebenbei: Eigene Experimente legen es mir nahe, hier, gegen das im Film gezeigte Verfahren, das noch wachsweiche Eigelb in die Pinienkernfüllung miteinzubeziehen, obschon dies zugegebenermaßen im Rezept nicht ausdrücklich gesagt ist.) Dem zitierten Sprichwort gemäß geht es dann *Ab ovo ad mala*, wobei das Obst bzw. die Früchte (4) vor allem durch eine aufregend gewürzte Birnen-Patina und die mit pikanter Sauce beträufelten *Melones et pepones* vertreten sind.

Im Abschnitt über Fische und Meeresgetier (5), der uns endgültig in die *Penetralia* der Feinschmeckerei führt (hatte doch etwa der zeitkritische CATO gesagt, dass diejenige Stadt untergehen müsse, in der ein Fisch teurer verkauft werde als ein Ochse), hebt sich auch akustisch der Ton: Zur Hintergrundmusik von WALTER MAIOLIS authentisch römischem Musikensemble *Synaulia*, das von nun an, vielfach auch sichtbar, den Film begleitet, werden vor allem Aale gegrillt und mit einer hinreißend aromatischen Sauce serviert (schon wegen dieses Teils empfiehlt es sich für Nichtmasochisten, den Film mit schon gefülltem Magen zu betrachten). Etwas überraschend – aber die Römer waren

nun einmal *religiosissimi mortalium* – fällt dann ein Blick auf die römische Götterwelt (6), aus der als hier einschlägig Ceres, Bacchus und der häusliche Lar vorgestellt werden. Letzterem (bzw. letzteren im Plural) wird von einem schön in Toga drapierten Hausvater *capite obvoluto* ein pflichtgemäß langweiliges, aber didaktisch instruktives Opfer dargebracht (das nach HORAZ, *carm.* 4, 5, 34 allerdings erst beim Nachtmahl stattfinden sollte).

Bevor man dann endgültig zum Festmahl (8) als der integrierenden Summa des Gezeigten kommt, wird sinnvollerweise die Krone aller Aperitifs, der aus *Mulsum* abgeleitete „Gewürzwein à la surprise“, *Conditum paradoxum* (7), vorgeführt (wobei ich freilich die Erwähnung der für den Geschmack wichtigen *Mastix* vermissen); auch ohne ihn selber nachgekocht zu haben, ahnt der Zuschauer, warum APICIUS gerade dieses (sogar stilistisch ausgefeilte) Rezept als ein Paradestück an den Eingang von „*De re coquinaria*“ gesetzt hat. Das Festmahl selber macht dann auch mit den feineren römischen Tischsitten, außerdem mit Silbergeschirr und Gläsern vertraut. Gegen älteren Römerbrauch (VALERIUS MAXIMUS 2, 1, 2) muss hier auch die Hausfrau nach Griechenart zu Tische liegen; vielleicht stochert sie aus konservativer Verärgerung darüber etwas verdrossen in ihrem Essen, was sonst bei dem doch deliziösen *Porcellus laureatus* – ein Triumph der Kochkunst, der seinen Lorbeer verdient hat – ebenso verwunderlich wäre wie angesichts der zum Finale des Films besonders hingebungsvoll aufspielenden und tanzenden *Synaulia*. Aber so warn‘s halt, die alten Römers- und Weibersleut‘ (*matronae Romanae*).

Der Film gibt keine unmittelbare Anleitung zum Kochen (die kann man sich für alle vorgeführten Gerichte aus JUNKELMANNNS Buch holen); aber mit seinen wirklich prächtigen Bildern müsste er auch den letzten Lateiner dazu motivieren, Humanismus in der Küche zu verwirklichen. Auf jeden Fall erfährt er, geschickt und verständlich dargeboten, in einer knappen halben Stunde viel Wissenswertes über ein interessantes Stück der Kulturgeschichte. Die Produzenten, die, auf JUNKELMANNNS Spuren,



schon früher mit Filmen über römisches Militär und Reiterwesen hervorgetreten sind und, wie der Beizettel verrät, ein neues Werk über die Gladiatur vorbereiten, verdienen dankbare Anerkennung und Ermunterung.

WILFRIED STROH, München

*Lateinische Rechtsregeln und Rechtssprichwörter. Zusammengest. [...] von Detlef Liebs [...]. 6., vollst. Neub. und verb. Aufl. München (Beck) 1998. 300 S. DM 38,- (ISBN 3 406 42669 7).*

„Eine Sammlung lateinischer Rechtsregeln fehlte auf dem deutschen Büchermarkt“ (11)<sup>1</sup>. Dabei bedienen sich dieser Regeln „deutsche Juristen auch heute noch, zur rascheren Verständigung untereinander und zur Legitimation ihrer Lösungen“, „und nicht nur deutsche Juristen, sondern alle europäischen“ (12). So hat DETLEF L(LIEBS), Jura-Professor an der Universität Freiburg i. Br., nicht zuletzt auf Drängen von KLAUS BARTELS<sup>2</sup> und MANFRED FUHRMANN (9), eine solche Sammlung geschaffen. Zuerst 1982 erschienen, liegt sie nunmehr in 6., vollst. Neub. und verb. Aufl. vor. Umfasste sie in der 4. Aufl. (1986) 1539 Lemmata (im folgenden kurz: „Sprichwörter“), so jetzt über 1600. (Der im Buch-Titel gemachte Unterschied zwischen Rechtsregeln und Rechtssprichwörtern wird in der Einleitung nicht reflektiert; meist ist von „Rechtsregeln“, seltener von „Rechtssätzen“, je einmal von „Rechtssprichwörtern“ und „Parömien“ [= Sprichwörtern] die Rede. Vielleicht erfolgte die Titelgebung durch den Verlag im Hinblick auf den 1996 ebenfalls bei Beck erschienenen Titel „Deutsche Rechtsregeln und Rechtssprichwörter“; möglicherweise ist eine Serie geplant.) Das Buch enthält Antikes und Nachantikes, vor allem Spruchgut, das noch heute einen aktuellen Bezug hat: „Grundsätzlich habe ich nur aktuelle Rechtsregeln aufgenommen oder solche, bei denen ich mir vorstellen kann, daß sie heute noch Bedeutung haben könnten“ (12). Das Buch ist „für Juristen wie für Laien bestimmt“ (Einband S. IV). Das Buch enthält nur komplette Sätze, nicht Ein- und Mehrwortlexeme wie: *ususfructus, bona fide, in flagranti; societas leonina, ius primae noctis*; L. will

„nicht gleichzeitig ein lateinisches juristisches Wörterbuch liefern“ (13).

Auf Vorwort, Einleitung, Abkürzungsverzeichnis folgen der Hauptteil sowie Verzeichnisse der zitierten Autoren, der benutzten Ausgaben, ein lateinisches und ein deutsches Stichwortregister, ein Register der angeführten neuzeitlichen Gesetze. Die alphabetisch angeordneten Lemma geben den lateinischen Text, die Übersetzung, Erläuterungen, Stellenangaben.

Viele der Sprüche sind dem Altsprachenlehrer wie überhaupt dem Altsprachler vertraut, meist aus nichtjuristischen Texten, so: *Abusus non tollit usum, Beati possidentes, Cui bono?, Do ut des, Ex nihilo nihil, Graeca non leguntur, Inter arma silent leges / Silent ..., Mulier taceat ..., Natura non facit ..., Non liquet, Qui tacet ..., Quod non est in actis ..., Quot homines ..., Roma locuta ..., Stat (= Sit) pro ratione voluntas, Suum cuique, Ultra posse ..., Vox populi ...*; aus juristischen Zusammenhängen: *Cuius<sup>3</sup> regio ..., Fiat iustitia ..., In dubio ..., Ne bis ..., Nulla poena ..., Nullum crimen ..., Pacta sunt ... Summum ius ..., Unus testis .../Vox unius ..., Volenti ...* Bei manchem auf den ersten Blick rechtlich irrelevantem Satz weist L. auf die antike/nachantike juristische Implikation hin, so bei „*Beati ...*“: „Z. B. muß im Streit um das Eigentum nicht der Besitzer, sondern derjenige, der die Sache beansprucht, sein Recht beweisen [...] s. heute §§ [...] BGB“. In anderen Fällen wird der juristische Gehalt nicht deutlich, so bei „*Vox populi ...*“; liegen bei solchen Sprüchen nicht doch „allgemeine Lebensweisheiten“ vor, die auch nach L. nicht unter die Rechtsregeln gehören (13)? Keine aktuelle juristische Bedeutung hat etwa „*Videant consules ...*“.

Nicht aufgenommen ist das Sprichwort „*Quod non rapit Christus, rapit fiscus*“; es ist ja auch keine Rechtsregel, aber immerhin zielt eine Illustration dazu den Einband der „Rechtsregeln“. Erwarten könnte man „*Reddite ergo quae sunt Caesaris Caesari et quae sunt Dei Deo*“<sup>4</sup>, ebenso eine Aussage wie „*Verbum hoc, si quis tam masculos quam feminas complectitur*“ (Digesten 50, 16, 1), „Der Ausdruck ‚jemand‘ umfaßt sowohl Männer als auch Frauen“: So bei LISELOTTE HUCHTHAUSEN, GOTTFRIED HÄRTEL

(Hg.), Römisches Recht, Berlin, Weimar 1975 u. ö. (Bibliothek der Antike, Römische Reihe); die Stelle wird, wobei offenbar gute Lateinkenntnisse aller Beteiligten vorausgesetzt werden, ohne Übersetzung im Impressum von „Forschung und Lehre“, der Zeitschrift des Deutschen Hochschulverbandes, zitiert. Es ist eine Lösung des feministischen Problems ‚politischer Korrektheit‘ gesonderter Nennung movierter oder nichtmovierter femininer Formen bei Titeln usw.: Muss man „Professoren und Professorinnen“ sagen bzw. – *Ladies first* – umgekehrt, oder ist beim Maskulinum das Femininum mitgemeint? In einzelnen Fällen kann man ja auf geschlechtsneutrale Bezeichnungen ausweichen, so bei „Studenten und Studentinnen“ auf „Studierende“, und bei schriftlicher bzw. gedruckter Form mag etwa in bezug auf an Hochschulen Lehrende „ProfessorInnen“ genügen, aber oft genug bleiben raum-, zeit- und nervenstrapazierende Probleme. Vgl. auch „*Semper sexus masculinus etiam femininum sexum continet*“: HELFER<sup>5</sup> unter Berufung auf ein Buch von JOSEPH MALL, das mir bisher nicht zugänglich ist.

Die Übersetzung, die „einer wörtlichen Übertragung gängige Formulierungen im Denkstil von heute“ vorzieht (16), liest sich durchweg gut. Jedoch würde ich „*Propter scandalum evitandum veritas non est omittenda*“ mit „Man darf nicht, (nur) um Anstoß zu vermeiden, die Wahrheit beiseitelassen“ wiedergeben.

Der Laie, an den sich das Buch ja ebenfalls wendet, ersieht aus L.s Erläuterungen z. B., dass „*Do ut des*“ wertfrei die Gegenseitigkeit vertraglicher Verpflichtungen zum Ausdruck bringt, während neuzeitliches „*Do ut des*-Politik“ oft auch für fragwürdige gegenseitige Konzessionen steht. (BISMARCK 1878 im Reichstag: „In allen politischen Verhandlungen ist das ‚*Do ut des*‘ eine Sache, die im Hintergrund steht, auch wenn man anstandshalber einstweilen nicht davon spricht ...“); dass „*Quod non est in actis, non est in mundo*“, uns als alltagssprachliche Umschreibung bürokratischer Verhältnisse geläufig, in der Juristensprache neutral „Ausdruck des Schriftlichkeitsverfahrens im Verfahrensrecht“ ist, und dass „Keine Antwort ist auch eine Antwort“ (*Qui tacet ...*), das heute umgangssprachlich vor allem

das unbegründete, ja unhöfliche Nichtantworten charakterisiert, im Rechtswesen schlicht als Einverständniserklärung, ja u. U. als Geständnis gewertet wird. Erkenntnisgewinn erwächst dem Leser auch aus Bemerkungen zu neuzeitlicher Rezeption (s. den bereits zitierten Hinweis auf das BGB; andere gelten dem Bundesbankgesetz, der Bayerischen Verfassung, dem Baden-Württembergischen Wassergesetz ...), so eine halbe Druckseite zu „*Fiat iustitia*“: „Meist fehlgedeutet i. S. e. Gerechtigkeitsfanatismus, der den Weltuntergang in Kauf nimmt. Dieses Mißverständnis hat Martin Luther verursacht ...“; weiter ist u. a. von Kaiser Ferdinand I. die Rede. Zu „*Suum cuique*“ könnte gesagt sein, dass es im 18. Jh. Motto des preußischen Schwarzen Adlerordens wurde und dass die Nazis die Übersetzung zynisch über das Lagertor des KZs Buchenwald schrieben; zu „*Fiscus non erubescit ...*“ sei auf das antik nicht belegte „*Non olet*“ hingewiesen; zu „*Punitur ne peccetur*“ darauf, dass PLATON den Gedanken noch an anderen als den von L. angegebenen Stellen äußert, im doppelten Sinn der Besserung/Abschreckung des Bestraften sowie der Zeugen seiner Bestrafung. – Entbehrlich die Bemerkung zu „*Pacta ...*“, dass „grundsätzlich alle Verträge“ eingehalten werden müssen (Entsprechendes gilt doch durchweg für Rechtsprinzipien); hier wünscht man sich einen Hinweis darauf, dass „*Pacta*“ ein Lieblingssprichwort des lateinkundigen Politikers F. J. STRAUß war. Dem Laien muss der Unterschied von „fälschen/verfälschen“ erläutert werden (*Reproba pecunia ...*): Noch 1956 erklärt Bd. 25 des Grimmschen Wörterbuchs „verfälschen“ wie folgt: „durch die zusammensetzung mit ver- ist die bedeutung des einfachen zeitwortes nicht geändert worden“.

Stellenangaben fehlen selten, und dann gewöhnlich auch bei Herausgebern anderer Sprichwortsammlungen: Bei „Abusus“ z. B. haben auch BARTELS und HELFER keine. „*Quod non est in actis ...*“ erklärt TOSI immerhin unter Hinweis auf HANS WALTHER (L. 21) 25928 a für mittelalterlich.

Beim heutigen Stand der Lateinkenntnisse<sup>6</sup> sollten Aussprachehilfen wenigstens in Form von Akzenten gegeben werden wie bei LIEBERWIRTH<sup>7</sup>.

Zu den Autoren („Urheber“): DIOGENES LAERTIUS und PLUTARCH sind keine „griech.-röm.“ Autoren, der ANTISTHENES-Schüler DIOGENES nicht „Zyniker“, sondern „Kyniker“<sup>8</sup>. Dass der lateinische Kirchenvater TERTULLIAN Jurist („und zumal lateinischer Kirchenvater“; wieso „zumal“?) war, ist umstritten, vgl. zuletzt: Lexikon der antiken christlichen Literatur, <sup>2</sup>Freiburg usw. 1999, 582: „Die Identität mit einem gleichnamigen Juristen ist [...] eher unwahrscheinlich. T.s. juristische Kenntnisse sind wohl Teil seiner Allgemeinbildung.“ – Im deutschen Sachregister könnte „Abschreckung“, so wie „Besserung“, ein eigenes Stichwort haben; jetzt ist „Abschreckung“ bei „Strafzweck“ subsumiert. – Das „Gesetzesregister“ umfasst befremdlicher Weise auch das NSDAP-Programm.

Die „Rechtsregeln“ sind jetzt gebunden statt broschiert – eine günstige Voraussetzung für häufiges Nachschlagen, und nachschlagen wird man häufig in dem nützlichen Buch!

#### Anmerkungen:

- 1) Sonstige Sammlungen lateinischer Sprichwörter bzw. Zitate sind nicht selten. Zuletzt äußerte ich mich zu der von KUDLA in FORUM CLASSICUM 3/2000, 183 ff. Ebd. sind weitere einschlägige Titel der letzten 40 Jahre angeführt. REICHERTS Plaudereien liegen jetzt unter dem Titel „Unvergängliche lateinische Spruchweisheit“ als 8., neugest. Ausg. in verschiedenen Sonderausgaben vor; zu BAYER, Nota bene!<sup>3</sup> s. meine Rez. AAHG 53, 2000. Übergreifendes zu lateinischen Sprichwörtern in meinem ebd. genannten Aufsatz „Ab ovo ...“
- 2) Sein hübsches Buch „Veni vidi vici“ (L. 17) erschien 1989 in 7., grundleg. ern. und wesentl. verb. Aufl. (Neudr. 1990).
- 3) Im Unterschied zu L., der sich auf Schreibgepflogenheiten „im späteren Mittelalter und in der Neuzeit“ bezieht (16), behalte ich die traditionelle Schreibung bei, also i statt j auch vor Vokal; warum laufen bei L. alle mit i beginnenden Lemmata unter der Überschrift bzw. dem Seitentitel j?
- 4) Vgl. RENZO TOSI, Dizionario delle sentenze latine e greche, Mailand 1991 (101994), Nr. 1088. Mit bibliographischen Angaben zitiere ich hier nur Werke, die von L. offenbar nicht herangezogen worden sind.
- 5) CHRISTIAN HELFER, Crater dictorum, Saarbrücken 1993 (dazu meine Rez. Gnomon 69, 1997, 368 ff.), 2., erw. Aufl. 1995.
- 6) Vgl. z. B. WALTHER LUDWIG, Über die Folgen der Lateinarmut in den Geisteswissenschaften, in: Gymnasium 98, 1991, 139 ff.; ders., Sind wir mit unserem Latein am Ende?, in: Zeitschr. f. Württ. Landesgesch. 52, 1993, 458 ff.
- 7) ROLF LIEBERWIRTH, Latein im Recht, 3. durchges. Aufl. Berlin, München 1993. Auf Aussprachehilfen verzichtet dagegen auch JOHANNA FILIP-FRÖSCHL, PETER MADER, Latein in der Rechtssprache, 2., überarb. Aufl. Wien 1993.
- 8) Dazu z. B. J. WERNER, „Können Sie mir auf die Spur verhelfen, wer zuerst den Diogenes den rasenden Sokrates genannt habe?“, in: HERBERT KEßLER (Hg.), Das Lächeln des Sokrates. Sokrates-Studien 4 (Die Graue Reihe 25), Zug 1999, 217 ff. (223).

JÜRGEN WERNER, Berlin

*Duden. Das große Fremdwörterbuch. 2., neu bearb. und erw. Aufl. Mannheim usw. (Dudenverlag) 2000. 1552 S. DM 89,- (ISBN 3-411-04162-5).*

Nach dem neuen Duden (s. meine Rez.: FORUM CLASSICUM 3/2000, 186ff.) hat uns der Dudenverlag „Das große Fremdwörterbuch“ (im folgenden kurz: GFWB) in Neufassung beschert, in der neuen Rechtschreibung, mit Varianten. Die 1. Auflage kam 1994 heraus; damit griff man nach der Vereinigung die Tradition des „Großen Fremdwörterbuches“ auf, das im BI Leipzig seit 1977 wiederholt erschienen ist<sup>1</sup>. Das neue Buch enthält 70000 Fremdwörter, fremde Affixe (post-, -ismus), Konfixe (Elemente, die nur in Kombination mit anderen Morphemen auftreten wie „bio-“), Zitate. Die Einleitung äußert sich besonnen antipuristisch zum Begriff des „Fremdwortes“<sup>2</sup>, das bei einem oder mehreren der folgenden Merkmale Auffälligkeiten aufweist: Affixe und Konfixe; Lautung, Aussprache, Betonung, Schreibung, „Ungeläufigkeit“ (19f.; 21 wird etwas beiläufig die Flexion nachgetragen). Richtig wird festgestellt, dass der Begriff „Fremdwort“ im Grunde nur für historische Sprachbetrachtung brauchbar ist, da ja das Lehnwort („Butter“, „Kirche“, „Sarg“) ebenfalls von Haus aus ein fremdes Wort ist. So ist die Abgrenzung schwer. Das zeigt sich im Hauptteil: Die Lehnwörter „Klasse“ und „Zone“, denen man die lateinische bzw. griechische Herkunft kaum noch ansieht, sind nicht aufgenommen, dagegen „Klassen“ (Linguistik) und „zonal“ wegen des griechischen bzw. lateinischen Suffixes. Eine letzte Bemerkung zur Einleitung: Dass Anglizismen in starkem Maße nicht nur ins Deut-



sche eindringen, sondern in alle europäischen Sprachen, trifft zu<sup>3</sup>; sie verbreiten sich aber auch in außereuropäischen Sprachen, und nicht nur in den Bereichen Computerwesen und Unterhaltungselektronik.

An Griechischem<sup>4</sup> (kursiv) ist neu aufgenommen (ich gebe, auch im folgenden, immer nur einzelne Beispiele): *Cyber-* (κυβερνητικός), *E-Mail* (ἠλεκτρον), ethnische Säuberung („Unwort“ des Jahres 1992<sup>5</sup>), *Green Card* (χάρτης), *Hyperlink*, *Oral Poetry*, *Techno*, *Telearbeit*, *Wonderbra*, *Xetra* (*Exchange electronic trading*); an Lateinischem (kursiv)<sup>6</sup>: *Business as usual*, *canceln*, *Castor* (Kurzwort zu: *cask for storage and transport of radioactive material*), *DAX* (*Deutscher Aktienindex*), *Edutainment* (*educare, tenere* [wie in: *Entertainer*]), *Expo*, *Globalisierung*, *Globalplayer*, *Homepage*, *ICE* (*Intercityexpress*), *Imprint*, *Infoline* (*informare, linea*), *Inlineskater*, *Location*, *Love-Parade*, *Netizen* (*net, citizen < civitas*), *No-Future-Generation*, *Oral Poetry*, *out of area*, *piercen* (*pertusus*), *Primetime*, *Profiler* (*pro, filum*), *Provider*, *Quotenfrau*, *Shareholdervalue*, *Viagra* (*vigor* oder *virilitas*, *Niagara*), *Voicerecorder* (*vox, recordari*), *Xetra* (*Exchange Electronic Trading*); an Nichtantikem (auch der Altsprachenlehrer kauft das GFWB ja nicht nur und nicht einmal zuerst wegen der Gräzismen und Latinismen): *Bossing*, *Canyoning*, *chatten*, *Fatwa* (RUSHDIE!), *Fun*, *Girlie*, *Hype*, *Loser*, *Niño*, *-a*, *One-Night-Stand*, *Peanuts*, *Push-up-BH*, *Tamagotchi*, *Thinktank*, *W(orl) W(ide) W(eb)*.

Es fehlt, nach GFWB-Kriterien, an Griechischem: *Comedian Harmonists*, *DJane* (*Femin. zu DJ/Discjockey < δίσκος*), *Elefantenhochzeit*, *H-Bombe* (ὑδρο-, γεν-), *IOC* (*International Olympic Committee*), *OPEC* s. u., *Orchideenfach*, *Plateausohle* (πλατύς), *politische Klasse*, *Teletubbies*, als Historismus: *Asphaltliteratur*; an Lateinischem: *Dokusoap* (*documentum, sapo*), *Ex* (als selbständiges Wort, wie: *bi*), *Finissage* (zu: *Vernissage*), *Gender Studies*, *Info-post* (*informare, positus*), *IOC*, *IRA* (*Irish Republican Army*), *July*, *Kfor* (*Kosovo, fortis*), *Kollateralschaden* (*collat-*; Euphemismus der Kosovokriegsberichterstattung, „Unwort“ des Jahres 1999), *Low Budget* (*bulga*), *Miracle Bra*,

*Miss Universe*, *Nightliner*, *OPEC* (*Organization of Petroleum Exporting Countries*), *PLO* (*Palestine Liberation Organization*), *Postdoktorand*, *Potenzpille*, *Preser* (*prae, servare; e statt ae ist englisch*), *Proll*, *prollig* (*proletarius*), *sozialverträglich* („s. *Frühableben*“, *Unwort* 1998), *Supermacht*; an Nichtantikem: *Franglais*, *kroß*, *mint* (*Farbe*), *Mossad* („CIA“ u. a. ist berücksichtigt), *Palästinenser*, *Pokémon*, *Sahelzone* („Maghreb“ ist drin), *vermasseln* („*Massel*“, „*Schlamassel*“ sind aufgenommen), *Westbank*. Zuweilen fehlen einzelne Bedeutungen: (griech.) „*Analyst*“ ist nicht mehr nur „*Börsenanalytiker*“, sondern *Analytiker* generell, „*Anatomie*“ oft = „*Analyse*“, „*Archäologie*“ jede Frühgeschichte auch außerhalb der Kunst, „*Porno*“ alles Unmoralische auch außerhalb der Sexszene (s. das GFWB zu „*obszön*“), (lat.) „*Almumnus, a*“ heute vor allem = „*AbsolventIn*“, „*Connection*“ meist = „*Mafia*“, „*Destination*“ häufig = „*Zielbahnhof*“, „*Format*“ = „*Fernsehsendung*“, „*operativ*“ = „*die laufenden Geschäfte, Gewinn und Verlust beim Kauf und Verkauf von Waren betreffend, ohne Langfristiges wie Abschreibungen und Investitionen*“.

Ein Problem aller Fremdwörterbücher ist die Berücksichtigung von Zusammensetzungen, deren erster Bestandteil kein Fremdwort ist. Das GFWB verfährt zweigleisig: Einerseits ist neben „*Idiot*“ auch „*Fachidiot*“ aufgenommen, weil dank der syntaktischen Mehrdeutigkeit vieler deutscher Komposita jemand auf den Gedanken kommen könnte, das Wort bezeichnet einen, der in seinem Fach ein *Idiot* ist. (Gebucht sind auch: *Großinquisitor*, *hochstilisieren*, *Massenmedium*.) Andererseits fehlt „*Regenbogenpresse*“; aber dass sich der Sinn einer Zusammensetzung nicht automatisch aus der Bedeutung der einzelnen Bestandteile ergibt, gilt auch hier. („*Presse*“ [Fremd- oder Lehnwort?] und „*Yellow Press*“ sind drin), ebenso für „*Lichtorgel*“ (fehlt; „*Orgel*“ [Fremd- oder Lehnwort?] ist aufgenommen). Verzeichnet werden sollten auch: *Bahncard*, *Briefkastenfirma*, *Fallstudie*, *Feinliner*, *kleinkariert*, *Mischbatterie*, *Schattenkabinett*, *Sperrminorität*, *unterprivilegiert* usw.) Entsprechendes gilt vielfach auch für die Zusammensetzung von fremdem und nichtfremdem Wort.



„Null“ und „Lord“ haben ein Lemma, „Nullwachstum“ und „Lordsiegelbewahrer“ nicht. Denkbar wäre, dass alles, was dem Benutzer unklar sein könnte, aufgenommen wird, alles andere nicht. Aber nach diesem Prinzip ist das GFWB nicht gearbeitet, und das Problem wird auch nicht in der Einleitung diskutiert. Wichtig ist es, zumal im Hinblick auf Ausländer, die das Deutsche erst z. T. beherrschen; sollen sie nur auf das „Langenscheidt Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache“ (Berlin usw. 1993) angewiesen sein?<sup>7</sup> – Ein Spezialfall sind fremde Verben mit einem deutschen Präfix, das aus deutschen Verben stammt, die mit dem fremden Verb synonym sind (soweit zwei Lexeme überhaupt synonym sein können): Früher sagte man „oktroyieren“ = „(jmdm. etwas) aufdrängen, -nötigen, -zwingen“ (in diesen deutschen Verben ist das Präfix unentbehrlich; „jmdm. etwas drängen“ usw. kann man nicht sagen); von da kam es, etwa zum Zweck der Ausdrucksverstärkung, zu „aufoktroyieren“, und fast nur dieses wird heute noch benutzt, kaum noch unpräfigiertes „oktroyieren“, also muss, falls letzteres überhaupt noch aufgenommen wird, unbedingt auch „aufoktroyieren“ verzeichnet sein. Das GFWB hat tatsächlich beides; neckischerweise ist „oktroyieren“ mit „aufdrängen, aufzwingen, aufoktroyieren“ erklärt! Das GFWB hat aber nur „minieren“, nicht „unterminieren“, das heute ebenfalls weit häufiger ist als das unpräfigierte Verb; die Entwicklung verlief ganz analog: „minieren/untergraben, -höhlen > unterminieren“. Es gibt inzwischen etwa 40 solche Fälle; ich kann hier nicht darauf eingehen.

Zu den Erläuterungen einiger griechischer/lateinischer Lexeme: „Dialog“ muss kein Gespräch „von zwei Personen(gruppen)“ sein, denn das Wort kommt nicht von griech. δι(ς) „zweimal“, sondern es handelt sich um ein „Gespräch zwischen“ (δία) beliebig vielen Personen. Aufgrund des falschen Verständnisses von „Dialog“ als Unterhaltung von zwei Personen hat man inzwischen „Triolog“ und „Tetralog“ als Gespräch zwischen drei/vier Personen gebildet<sup>8</sup>; bei ENEA SILVIO PICCOLOMINI gibt es einen „Pentalogus“, eine Unterhaltung von fünf Personen; auf diesen Titel und auf „Tetralog“ machte

mich freundlicherweise mein Kollege DIETFRIED KRÖMER aufmerksam. – Wenn der Bikini nach einem Pazifik-Atoll heißt, wieso ist er dann eine „Fantasiebezeichnung“? – „Monokini“ ist nicht „ohne lat. bi“ („zweimal“) gebildet; der Atoll-Name „Bikini“ ist nachträglich so missverstanden worden, weil es sich um einen Zweiteiler handelt. Zu beidem s. J. W., „Olympionike“ (u. Anm. 4) 435f. – „Relation“ ist jede Strecke, nicht nur beim Schiff, und „Terminal“ jeder Bahnhof, auch ein Personenbahnhof. – „Kulturfonds: Geld zur Finanzierung kultureller Belange (früher in der DDR)“: Es gibt noch heute eine „Stiftung Kulturfonds“, die künstlerische Aktivitäten sponsert.

S. 1435-1562 ist ein „umgekehrtes Fremdwörterbuch“ gedruckt: 16000 ‚deutschen‘ Wörtern sind Fremdwort-Synonyme zugeordnet, z. B. „Seifenoper: Daily Soap-Opera“, „Senkrechtstarter: 1. Coleopter, 2. Shootingstar“. Derartige Verzeichnisse haben eine gewisse Tradition: einen entsprechenden Konträrindex, der sogar umfangreicher als das eigentliche Fremdwörterbuch war, hatte schon das „Ullstein Fremdwörterlexikon“ hg. v. WILHELM DULTZ, Frankfurt/M. 1971; ein komplettes Fremdwörterbuch andersherum ist das von WILLY MEYER, „Fremdwort gesucht? Wörterbuch deutsch-fremd“, Frankfurt/M. 1988. Zu DULTZ habe ich mich in Germanistik 13, 1972, S. 274 und Wiss. Zeitschr. der Univ. Leipzig 27, 1978, Ges. R., H. 3, Beil. 30 f. geäußert.

Warum fehlt ein Inh.-Verz.? 1994 stand es auf der Rückseite des Titelblattes; dort ist auch jetzt Platz dafür. Die Anschaffung des GFWB kann unbedingt empfohlen werden.

#### Anmerkungen:

- 1) Dazu J. W., Von ASEAN bis Voucher, Die Weltbühne 75, 1980, 843 ff.
- 2) Besonders wichtig hierfür die Veröffentlichungen von P. v. POLENZ, zuletzt: Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart 3, Berlin, New York 1999, 264 u. ö. Vgl. auch J. W., Zeitschrift f. Germ. 4, 1983, 675 ff. zu dem bis in die 80er Jahre beibehaltenen unsinnigen Untertitel des Mannheimer Dudens „Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter“, als ob griech. „Auto“ und lat. „Radio“ nicht zur deutschen Sprache gehörten!

- 3) J. W., Von Aborigines bis Telewischn – griechische und lateinische Anglizismen im Deutschen, Phasis 2-3, Tbilisi 2000, 413 ff.; kürzer: Von Aborigines bis Telewischn – das „Anglizismenwörterbuch“ und die Alten Sprachen, in: Pontes I. Akten der ersten Innsbrucker Tagung zur Rezeption der klassischen Antike, Innsbruck usw. 2000 (Comparanda. Literaturwissenschaftliche Studien zur Antike und Moderne 2). – Vgl. auch W. WIMMEL, Anglo-Einfluss und Latinität, FORUM CLASSICUM 3/2000, 159ff.
- 4) J. WERNER, Ernstes und Heiteres zum Thema „Griechische Wörter im Deutschen“, Gymnasium 102, 1995, 385-412 (dazu J. RABL, MDAV 4/1995, 156); ders. „Olympionike“, „Porno“ und anderes: Neuverwendungen griechischer Wörter im Deutschen, in: ULLA FIX u. a. (Hg.), Chronologische, areale und situative Varietäten im Deutschen (Festschr. RUDOLF GROßE, Frankfurt a. M. usw. 1995 = Leipziger Arbeiten zur Sprach- und Kommunikationsgeschichte 2), 435-46 (beides mit weiterer Literatur). Vgl. o. Anm. 3, u. Anm. 5 und 6.
- 5) Aufgelistet sind die ‚offiziellen‘ Unwörter der Jahre 1991-99 auf der 3. Einband-Seite der neuesten Ausgabe des Dudens; kommentiert hat diese und andere ‚Scurrilitäten‘, wenn nichts Schlimmeres, HORST DIETER SCHLOSSER, Lexikon der Unwörter, o. O. 2000.
- 6) Vgl. meine Rez. zu KYTZLER, REDEMUND, Unser tägliches Latein, Gymnasium 104, 1997, 568-73; zur 5., überarb. Aufl. FORUM CLASSICUM 2/2000, 122f. – Zur griechischen und lateinischen Lexik im Deutschen auch (in Klammern meine Rezension): Deutsches Fremdwörterbuch, 2. Aufl. (AAHG 50, 1997, 128-32; zum letzten Band der 1. Aufl. DLZ 111, 1990; 40-44 [ebd. 43, Anm. 2 sind meine Besprechungen der vorhergehenden Bände genannt]); CARSTENSEN, BUSSE, Anlizismen-Wörterbuch, und Eurolatein hg. v. ALAN KIRKNESS u. a. (zu beidem: AAHG 51, 1998, 139-42, 142-44). Vgl. ferner J. BLÄNSDORF, Latein und die modernen Sprachen, Jahrb. f. Internationale Germanistik 30, 1998, 73-95 (primär zu den romanischen Sprachen).
- 7) Hier sind fast alle im GFWB vermissten Komposita zu finden.
- 8) J. W., Trialog, Philologus 143, 1999, 365 f.

JÜRGEN WERNER, Berlin

*Rudolf Burandt: „Ich bin doof und Du bist schuld!“ Schulreform und Effizienz durch Wissens-Transfer und Fehlerdiskussion. Berlin 1999 (223 Seiten, DM 32,-) – Bestelladressen (Selbstverlag!): 1) Dr. Rudolf Burandt, Roßkampstr. 15, 30519 Hannover, Tel. & Fax 0511 - 83 28 24. – 2) Deutrich Offsetdruck und Verlag, Colditzstr. 28, 12 099 Berlin, Fax 030-75702073.*

Der Gymnasiallehrer RUDOLF BURANDT, Jahrgang 1925, war, nach einem Studium der Klassischen Philologie, Slawistik, Indogermanistik und Pädagogik, seit 1959 Fachleiter an einem Studienseminar, zuvor Fulbright-Stipendiat in den USA. 1968 bekam BURANDT einen Forschungsauftrag zum Thema „Schule als Arbeitsplatz des Schülers, Bedingungsanalyse und Vorschläge zur Erhöhung der Effizienz“; ab 1973 Mitarbeit an Richtlinien für Gesamtschulen und Gymnasien, Tätigkeit in Schulelternräten. Ein Schulpraktiker von unwahrscheinlicher Beschlagenheit auch in der pädagogischen Forschungsliteratur; ein seltener Glücksfall, was die Verbindung von Kompetenz und Engagement betrifft. Bezeichnend ist nun, dass BURANDT sein Buch „Ich bin doof und Du bist schuld“ im Selbstverlag herausbringen muss. Es liegt zu wenig im Trend, auch insofern, als er sein breites theoretisches und empirisches Wissen und Engagement in einer ungewohnt direkten und lebendigen Weise für praktische Konsequenzen (bzw. Forderungen) fruchtbar macht und als Eingeweihter Zusammenhänge aufdeckt und nach der Verantwortung für angeprangerte Missstände fragt. Wichtig ist vor allem, dass er mögliche und notwendige Problemlösungen aufzeigt, die sich aus seiner schonungslosen Analyse ergeben. Bei dem Titel handelt es sich um ein Graffito, das ein junger Mensch aus Ärger und Verzweiflung, so die Deutung des Autors, an einer Bushaltestelle in Niedersachsen an die Glaswand des Wartehäuschens gesprüht hat, einer, dem man das Wesentliche schuldig geblieben ist: Wissen und Können, Bildung, Sinnerfüllung. Wo sind die Schuldigen? Gibt es Abhilfe? Als besonders anschauliches und für jeden noch nicht völlig abgestumpften Leser auch erschütterndes Beispiel für die herrschende Schulmisere nennt der Autor (auf S. 69ff.) einen Artikel in einer Abiturzeitung, in dem die Teilnehmer eines Leistungskurses mit dem Kursleiter abrechnen. Es geht um „Otto und seine Looser“. Die Schüler konstatieren ihr „totales Unwissen“, mit dem sie gleichwohl bestanden haben, u. a. weil von neun Klausuren sieben im voraus bekannt waren. Wer „gute Punkte“ haben wollte, brauchte bei Kumpel Otto

nur zu „labern“ und zu „schleimen“. Die jungen Menschen fühlen sich in mehrfacher Hinsicht betrogen, wissen auch, wie wenig ihre Noten und Abschlüsse wert sind.

Der Autor nennt so etwas einen „verdeckten Konkurs“ (S. 22). Einmal verlangt BURANDT einen „Schülerschutz“, so wie es ja auch einen „Patientenschutz“ und einen „Verbraucherschutz“ gebe (S. 189; JOSEF KRAUS erinnert in ähnlichem Zusammenhang an die in der Wirtschaft selbstverständliche „Produkthaftung“). Anstelle von Qualität herrschen Zufall und Formalismus, Inhalte interessieren kaum. Wenn überhaupt etwas gelernt wird, dann ist das kein nachhaltiges Lernen, sondern Terminlernen: für den nächsten Test, also für die Katz. Die grundsätzlichen Probleme werden nicht erkannt oder nicht zugegeben, geschweige denn gelöst – beginnend mit einer Analyse der Fehler, auch der eigenen. Modische Scheinlösungen werden angeboten, Augenwischerei, „ambivalent“ bis „unmöglich“ (S. 157). Stichwörter: Projektunterricht, Orientierungsstufe, 6jährige Grundschule, Gesamtschule, Schulzeitverkürzung – letztere nach dem Motto „Schlaf schneller, Genosse!“ (S. 149). Zitiert wird ein Kritiker, der den Gesamtschulideologen einen „Hintertreppenmessianismus“ bescheinigt (S. 129). Die Ursachen für diese immer noch weitgehend totgeschwiegenen bzw. ignorierten Zustände sieht der Autor in einer „systematischen Wahrnehmungsverweigerung“ (S. 154) auf allen Ebenen, die sich aber bei den Hauptverantwortlichen, den Kultusministern, am schlimmsten auswirke: Es fehle an Maßstäben, an Sachklärung, an Wissen (anstelle von Meinungen, Ideologien oder tagespolitischem Machtopportunismus), an der Bereitschaft, von den Fachleuten und von der Wirklichkeit zu lernen. BURANDT spricht von offenen (lernfähigen) und geschlossenen Systemen (wie z. B. Ideologien oder auf bloßen Machterhalt angelegte Strukturen). Auch die Reformpädagogik in ihrer derzeitigen (dritten) Phase (seit 1975) zählt er zu den Ideologien, die andere Auffassungen nicht mehr dulden. Als Beispiel werden die Pädagogen genannt, die in der „Neuen Sammlung“, Heft 1, 1996 ihren Mitherausgeber, den Göttinger Universitätspädagogen HERMANN GIESECKE,

„verrissen“ haben, nachdem dieser sich eine abweichende, politisch vermeintlich nicht korrekte Position zum Thema „Wozu ist die Schule da?“ erlaubt hatte (S. 130). Zu den gesellschaftlichen Kräften, die an einer wirklichen Sachklärung nicht interessiert sind, gehören natürlich auch die meisten Medien und – hier etwas pauschal – die Soziologen seit DAHRENDORF (S. 126 f.).

Das Reformmodell, das BURANDT aus seiner Kritik entwickelt, ist im Untertitel seines Buches angedeutet. Es geht um Lernen auf allen Ebenen, um Transparenz (!), um Transfer von schon vorhandenem oder aus gemachten Fehlern neu gewonnenem (oder bestätigtem) Wissen. Der Begriff „Lernen“ erhält hier wieder eine ganz neue, geradezu existenzielle Leuchtkraft. Es ist ein sokratischer Ansatz: Wer etwas wirklich als richtig erkannt hat, muss das auch tun. Es gibt Gesetzmäßigkeiten von Lernen und Entwicklung, die die Erfahrungswissenschaften, die sich mit dem Menschen selbst beschäftigen, längst herausgefunden haben. Man müsste diese Forschungsergebnisse in den Ministerien nur zur Kenntnis nehmen, das heißt anwenden (Wissens-Transfer). Als Beispiel wird das wichtige Standardwerk „Begabung und Lernen“ genannt, das HEINRICH ROTH 1968 im Auftrag des Deutschen Bildungsrats herausgebracht hat. Es gibt auch, so BURANDT, Gesetzmäßigkeiten für Lerneffizienz, für die Belastbarkeit der Lernenden – übrigens auch der Lehrenden (S. 55). Solches Wissen müssten sich zuallererst die Kultusminister aneignen, um von konzeptlosen formalen Häppchen-Reformen wegzukommen und zu einer längerfristigen – möglichst gemeinsamen – Bildungsplanung zu finden.

Im letzten Teil seines Buches legt BURANDT konkreter dar, wie eine Reform aussehen müsste (S. 157ff.). Er spricht von vier Reformstufen (Phase A-D), nennt einen zeitlichen Rahmen von 11-14 Jahren (S. 182), erwähnt Kosten, die die Gesellschaft sich leisten muss, wenn sie später nicht ein Vielfaches draufzahlen will (S. 183f.). Die Ziele der Reform werden deutlich genannt (S. 162ff.). Es ist von „Sinnfindung“ die Rede (S. 162), von Stärkung des jungen Menschen, aber es wird auch gelegentlich ganz konkret gesagt,

wie solche Ziele zu erreichen sind: zum Beispiel durch einen Lektürekanon (S. 85, 87, 182).

Eingegangen wird auch auf die Frage, welche erzieherischen Einflussmöglichkeiten die Schule haben kann – und dann natürlich auch wahrnehmen müsste (z.B. S. 19).

„Ein guter Freund (des Verfassers), hoch in der Kultushierarchie angesiedelt“, sah die Mängel des Buches unter anderem „in der Fokussierung der Vorwürfe auf die Kultusminister“. Dazu so viel: Es tut wohl not, auf deren Verantwortung hinzuweisen, schon allein deswegen, weil sich Fehlentscheidungen auf dieser Ebene ja – in multiplikativer Form – viel schwerer und nachhaltiger auswirken können als das Fehlverhalten einzelner Lehrer. Aber man muss den Kollegen BURANDT ergänzen: Es gibt auch schlechte Lehrer (und Schulleiter).

Wenn die zum Beispiel viel zu gute Noten geben (oder geben „lassen“), um keinen Ärger zu bekommen (und um „Kunden“ zu halten), dann ist das nicht immer den Ministern anzulasten. Ein Lehrer, der diese Praxis aufgab, würde schon wesentlich zu einer (schrittweisen) Verbesserung der Situation beitragen. Noch eine Ergänzung: Es gibt auch schlimme Eltern, die den Ministerien, den Schulen und vor allem ihren eigenen Kindern das Leben oft sehr schwer machen, durch falschen und rücksichtslosen Ehrgeiz, an dem Kinder zerbrechen können.

Gewarnt sei auch vor einer falschen Konsequenz, die wohl mancher aus BURANDTS Kultusminister-Schelte gern ziehen würde: Man könnte wieder – was der Autor nicht tut – nach der total „autonomen Schule“ rufen, um nun die Fesseln der bösen Kultusbürokratie abzuschütteln – um dann neue, viel bedenklichere Abhängigkeiten zu schaffen. BURANDT sieht selbst die Gefahr, dass manche Kultusminister auf diese Weise ihre Verantwortung auf andere abwälzen könnten (S. 110).

Missverstehen könnte man den Autor noch an den Stellen, wo er vom „Dienst-Leistungs-Betrieb Schule“ spricht (S. 21). Aber schon die Bindestriche zeigen, dass er an etwas anderes denkt als die vielen, die dort nun als Kunden die „Wa(h)re Bildung“ kaufen wollen, das Infotainment oder das Qualifikationspapier oder

das bloß berufsbezogene Know-How. (Auch ein „Minister“ wäre ja eigentlich ein „Dienstleister“ des Souveräns, also der Gemeinschaft.)

Das Besondere an RUDOLF BURANDTS Buch ist, dass es einen unbestechlichen wissenschaftlichen und ethischen Scharfblick mit einer menschlichen Haltung verbindet, die man – wieder im sokratischen Sinn – getrost als pädagogischen Eros bezeichnen darf. Sein Ansatz ist bewahrend und zugleich vorausblickend-modern. Es geht ihm um ein Bildungswesen, das dem einzelnen und der Gesellschaft (und auch der Wirtschaft) guttut, weil es leistungsorientiert und effizient und zugleich human ist. Ein sehr wichtiges Buch – auch zum Verschenken geeignet.

HANS-B. MAIER, München

*Latein drei. Von Rainer Nickel unter Mitarbeit von Uta Mazur-Unger. München: Buchner 2000.*

*Schülerband. 34,80 DM. Vokabelheft. 18,80 DM. Lehrerheft. 16,00 DM (in Gemeinschaft mit Oldenbourg, München).*

Das vorliegende Lehrwerk trägt auf erfreuliche Weise der knapp bemessenen Zeit für Latein als 3. Fremdsprache Rechnung und macht dabei aus dieser Not noch eine Tugend. Es bietet den Stoff in 30 Lektionen, deren Inhalt das Leben in Rom um etwa 100 nach Christus in einer Vielfalt von Aspekten vorstellt, und zusätzlich noch 8 Lektionen, die mit ihrem Akzent auf Textsyntax und -semantik, Sprachstil und Technik der Texterschließung die sog. Übergangslektüre erübrigen bzw. ergänzen. Diese Vertiefungssequenz bietet (z. T. noch mehr oder weniger bearbeitete) Texte aus dem nachantiken Latein wie der *Vulgata*, dem *Corpus iuris*, der *Legenda aurea*, CAESARIUS VON HEISTERBACH und nicht zu vergessen eine entzückende Anekdote von WIDUKIND VON CORVEY über einen schlaun Sachsen und weniger schlaue Thüringer. Damit ist fast nebenbei ganz unaufdringlich die Funktion des Lateinischen in der Tradition der europäischen Kultur mit dokumentiert, ein ganz wichtiges Anliegen unserer modernen Lateinindidaktik.

Die Bebilderung ist fast durchgehend vorbildlich, sehr schöne Farbfotos, die zur übersichtlichen Gliederung des Buchs und zur Erhellung der Texte



beitragen (Ausnahme: S.61 unmotiviert eine Aufnahme des heutigen Rom, die vor allem Kirchenkuppeln zeigt). Angemerkt sei hier allerdings, dass bei der Unterlegung der Deklinations- und Konjugationstabellen (!) mit einer bläulichbräunlichen Marmorierung des Farbigen zu viel getan wurde; hier lenkt das unruhige Muster nur das Auge ab und wirkt ausgesprochen störend. Vielleicht lässt sich das bei einer Neuauflage verbessern.

Es entspricht dem derzeitigen Stand der Fachdidaktik, dass die dargebotene Grammatik auf einen Minimalkanon reduziert ist, in erfreulich übersichtlicher Form in sechs Sequenzen in aufsteigender Komplexität, von der Formenlehre der Substantive und Verben bis zu den anspruchsvolleren Varianten der Syntax. Besonders erfreulich ist, dass die grammatischen Phänomene soweit wie möglich in kohärenten Abschnitten vorgestellt werden und nicht stückchenweise mit qualvollen Wiederaufnahmen an späteren Stellen. Zusammenfassende Aufstellungen wie z. B. S. 79 der verschiedenen Ablativfunktionen sind dabei sehr hilfreich. Ebenso schätzenswert ist es, dass der Verfasser mit einem sehr luziden Satzgliedmodell mit den fünf Satzgliedern arbeitet und auf innovative Termini aus der neueren Sprachwissenschaft bewusst verzichtet. Nichts ist verwirrender für Schüler, als wenn ihnen in der dritten Fremdsprache grammatische Erscheinungen, die ihnen aus ihrer bisherigen Beschäftigung mit Sprache wohlbekannt sind, unter ganz neuen Namen präsentiert werden. Besonders befriedigend finde ich auch, dass grammatische Komplexe, die sich bei der späteren Lektüre immer wieder als Stolpersteine erwiesen haben, im vorliegenden Lehrbuch so zeitig eingeführt werden, dass sie während der Spracherwerbsphase ausreichend geübt werden können, z. B. die Deponentien schon in Lektion 12, das Gerundium in 16 und das Gerundiv in 19. Wer noch mehr Übersichtlichkeit wünscht, dem bleibt es unbenommen, anhand einer lehrbuchunabhängigen Kurzgrammatik mit den Schülern weitergehende Systematik zu trainieren, mit ihnen etwa dort die großen Synopsen aller Deklinationen oder Konjugationen auf je einer Seitenöffnung zu betrachten. (Das Hinzuziehen einer solchen

Hilfe dürfte sich auch für den Umgang mit den Stammformen empfehlen, sie sind nämlich am Ende des Vokabelverzeichnis in Petitdruck zusammengefasst nicht allzu gut lesbar!)

In jeder Lektion werden zu dem behandelten Grammatikstoff dem Schüler eine Reihe Fragen bzw. Aufgaben gestellt, die das Wesentliche nochmals klar herausstellen und eine Kontrolle des Lernerfolgs ermöglichen.

Viel Aufmerksamkeit und liebevolle Zuwendung wird auch dem Wortschatz zuteil. Ihn in einem Extra-Vokabelheft zu bieten, war sicher eine gute Idee, die die Schüler zu schätzen wissen werden. Sehr schön ist auch ab Lektion 8 die Trennung in Einzelvokabeln und „*verba coniuncta*“, die den englischen „*Idioms*“ entsprechen. Das Erfassen ganzer Sinneinheiten ist ja sowieso die effektivere Art des Vokabellernens. Nicht genug gewürdigt werden kann das Aufzeigen der europäischen Vernetzung der lateinischen Wörter. Sehr konsequent und viel ausführlicher als bisher gewohnt sind die französischen, englischen und deutschen Ableitungen angegeben. Hier kann der Schüler, der ja in der Regel mit diesen beiden modernen Fremdsprachen schon Bekanntschaft gemacht hat, Verbindungen ziehen, bisher Gelerntes zusammenfassen. Hat er sich vorher mit einer anderen europäischen Fremdsprache befasst, wird ihn das anspornen, für diese Sprache Analoges zu entdecken. Die an jede Grammatiksequenz angeschlossene Einheit „Die Welt der Wörter“ trägt weiter dazu bei, dem Schüler einen systematischen Zugang zur Semantik zu eröffnen.

Die Lesestücke sind vom Inhalt her für Schüler der 9. und 10. Klasse sehr geeignet: keine intellektuelle Unterforderung in den Anfangslektionen, wo man den Schülern ständig versichern müsste, ganz so doof seien die Römer nun doch nicht gewesen, andererseits auch kein solcher Abstraktionsgrad, welcher Lateinbücher, die für die 3. Fremdsprache gedacht sind, eher für den Einsatz in der Oberstufe oder in der Erwachsenenbildung geeignet erscheinen lässt. Der Schüler macht ausführliche Bekanntschaft mit den Gladiatoren, dem Treiben in den Häusern und auf den Straßen Roms, dem Tagesablauf

samt den Festgelagen, dem Vesuvausbruch, dem römischen Verlagswesen und vielen anderen Facetten des römischen Alltagslebens. Man kann es um der thematischen Aktualität willen augenzwinkernd hinnehmen, dass Umweltschutz nun nicht gerade den Zentralpunkt der antiken Populärphilosophie darstellte (Lektion 15: Waldsterben als Folge der Badekultur) oder dass die Ereignisse aus den Märtyrerakten des 295 hingerichteten Maximilianus hier zum Stichwort „Kriegsdienstverweigerung“ in die Zeit von Domitian vorverlegt wurden. Sehr schön ist, dass der Verfasser für die Lesestücke auch Texte von JUVENAL, PETRON und TACITUS bearbeitet hat, also Autoren, die der Schüler mit Latein als 3. Fremdsprache kaum im Original kennen lernen wird.

Es ist heute üblich, dass Lateinlehrbücher außer dem Spracherwerb auch eine Fülle von Realien in Bild und Text bieten. Dies ist im Prinzip löblich, denn die Schüler sollen ja auch die kulturelle Einbettung des Lateinischen kennenlernen. Allerdings kann zu viel auch erdrückend wirken, und schließlich gibt es ja noch den Lehrer. (Ein Lateinlehrer, der hundertprozentig aufs Buch angewiesen ist, taugt eh nichts!) Vielleicht sollte man die Einbeziehung von Realien vorzugsweise der Regie des Lehrers überlassen, der mit der Vergabe von Vorträgen, Kurzreferaten, der Heranziehung von Lexikonartikeln und – heute nicht zu vergessen ! – mit Ausflügen ins Internet den Unterricht belebt und entsprechende Fähigkeiten der Schüler im Umgang mit den diversen Informationsquellen weckt und trainiert. Eine vollständige Ausleuchtung des römischen Lebens kann im Lehrbuch zwar angestrebt, aber nie erreicht werden. Es konnte zum Beispiel im vorliegenden Werk die römische Komödie nicht einbezogen werden, denn wir befinden uns ja im Zeitalter der Flavier, wo die Bühnenkunst sich nicht mehr auf allzu hohem Niveau bewegte. Aber auch die griechische Mythologie, die ja seit OVIDS Metamorphosen literarisches Gemeingut und das antike Werk mit der größten Ausstrahlung auf Europa geworden ist, konnte nicht berücksichtigt

werden, ebensowenig die antike Fabel. Dies soll kein Vorwurf sein, sondern im Gegenteil eine Aufforderung, mehr Mut zur Lücke zu zeigen, wie das ja im Grammatikteil sehr zum Vorteil der Buches geschehen ist. Die Menge der hier gebotenen Fakten droht eher die oben geschilderten Vorteile des Buches zu verdunkeln als sie zu heben. Als Beispiel sei Lektion 6 genannt, wo der berühmte Rechtsfall von der Tötung des sich unterm Messer eines Straßenbarbiere befindenden Sklaven durch einen unglücklichen Ballwurf verarbeitet ist. Der Lesetext beginnt mit einem temperamentvollen Streitgespräch, das fast einem Stück von IONESCO entnommen sein könnte. Dann wird das Gespräch unterbrochen durch die Erklärung der Handlungssituation (auf Deutsch) und eine kurze Skizze der Geschichte des römischen Rechts. Es folgt das Grammatikpensum der Lektion, der Präsensstamm. Dann erfahren wir noch einiges zum Thema „Schule“ auf Deutsch. Es folgen die sehr nützlichen grammatischen Fragen und Aufgaben. Es schließt sich an eine Reproduktion des Schulreliefs aus dem Trierer Museum. Dann kommt eine Auflistung der wichtigsten olympischen Götter mit ihren griechischen und römischen Namen und der Etymologie des Wortes „*religio*“. Schließlich geht das Lesestück über den Rechtsfall weiter. Hier scheint mir die Menge des Gebotenen doch etwas auf Kosten der Übersichtlichkeit zu gehen. Auch wenn man als Lehrer bestimmt damit umgehen kann, so wäre weniger vermutlich mehr gewesen. Dies aber nur am Rande!

Man kann als Lehrer, selbst als erfahrener *veteranus* oder erprobte *gladiatrix*, nie voraussagen, wie ein Lehrbuch im Unterricht ankommt, bevor man nicht den ersten Durchgang erprobt hat. Eines lässt sich jedoch zu „Latein drei“ bestimmt sagen: Sofern man ein neues Lateinbuch für die 3. Fremdsprache einführen möchte und das Sparschwein nicht das Geld weggefressen hat, die Erprobung dürfte sich lohnen!

URSULA BAADER-SCHNAPPER, Berlin

## **Buchhinweise und Kurzbesprechungen**

*Vorbemerkung:* Es ist leider nicht möglich, alle uns vorliegenden Neuerscheinungen in angemessener Frist zu besprechen. Daher scheint es sinnvoll, wenigstens die Titel einiger für die Lehrerinnen und Lehrer der alten Sprachen besonders interessanten Werke hier anzuführen und einige Passagen aus den jeweiligen Verlagsinformationen zu zitieren. Dabei sind wörtliche Zitate hier nicht eigens kenntlich gemacht.

*Hellmut Flashar: Sophokles – Dichter im demokratischen Athen. München: Beck 2000. 220 S. Gebunden (ISBN 3-406-46639-7). DM 48,-.*

HELLMUT FLASHAR legt hier eine moderne, verständliche und anregende Darstellung von Leben und Werk des Sophokles vor. Die Tragödien dieses Dichters, des Schöpfers von König Ödipus und Antigone, bewegen dank ihrer ungebrochenen Aktualität auch heute noch gleichermaßen Leser und Theaterbesucher. Worauf ihre Wirkungsmacht gründet, wird in diesem Band deutlich. Die erhaltenen Werke des Sophokles sind feste Bestandteile unseres kulturellen Gedächtnisses geworden. Es vergeht kaum ein Jahr, in dem nicht auf zahlreichen Bühnen seine Tragödien aufgeführt werden und in ihrer überzeitlichen Aktualität immer wieder aufs neue Theaterbesucher mit Grundfragen des menschlichen Lebens konfrontieren. In diesem Band stellt H. FLASHAR (Prof. em. der Universität München) den antiken Dichter, sein Leben, seine erhaltenen Tragödien und das einzige von ihm überlieferte Satyrspiel vor. Der Autor erläutert die politische, religiöse und zeitgeschichtliche Stellung der Stücke in der Lebenswelt der Athener und ordnet die Werke des SOPHOKLES literaturgeschichtlich ein, bestimmt ihr Verhältnis zu jenen der beiden anderen bedeutenden Tragödiendichter Athens, AISCHYLOS und EURIPIDES, und skizziert auch ihre Rezeptionsgeschichte.

*Martin Hose (Hg.): Meisterwerke der Antike. Von Homer bis Boethius. München: Beck 2000, Beck'sche Reihe. 188 S. (ISBN 3-406-45922-6). DM 24,90.*

In diesem Band werden acht literarische Meisterwerke der Antike vorgestellt; ausgewiesene Kenner der griechischen und lateinischen Literatur erzählen deren Inhalt, erläutern ihre Entstehungsgeschichte und erhellen ihre Besonderheiten: HELLMUT FLASHAR (Homer, Ilias), MARTIN HOSE (Aischylos, Orestie), ANDREAS PATZER (Platon, Apologie), WILFRIED STROH (Cicero, Philippische Reden), WERNER SUERBAUM (Vergil, Aeneis), NIKLAS HOLZBERG (Ovid, Metamorphosen), PETER VON MÖLLENDORF (Apuleius, Der Goldene Esel), JOACHIM GRUBER (Boethius, Tröstungen der Philosophie).

*Thomas Späth / Beate Wagner-Hasel (Hrsg.): Frauenwelten in der Antike. Geschlechterordnung und weibliche Lebenspraxis. XXVI, 494 Seiten, mit 65 Abbildungen, geb., mit Schutzumschlag (ISBN 3-476-01677-3). DM 78,-.*

Der Verlag stellt den Band folgendermaßen vor: Die Orakelsprüche der Pythia lenkten die Geschicke der Mittelmeerwelt, die Statuen von Wohltäterinnen prägten das Bild griechischer Städte des Ostens, und ANNA KOMNENE versammelte die Gebildeten von Byzanz um sich: Die Frauen der Antike lassen sich nicht mit den abgegriffenen Klischees von Unterdrückung, Absonderung und Intrige erfassen. Dieses Lese- und Arbeitsbuch gibt Einblick in die Vielfalt weiblicher Lebensformen und der Geschlechterordnungen der griechischen und römischen Kulturen des Mittelmeerraums. Auf der Basis aktueller geschlechtergeschichtlicher Forschungen gibt der Band einen Überblick über die Geschichte der Frauen in der griechisch-römischen Antike und legt Arbeitsmaterialien in Form von Abbildungen und zweisprachig präsentierten Quellentexten vor. Die einzelnen Kapitel greifen je einen Problembereich auf, der aus der Sicht verschiedener Epochen und Kulturen – von der griechischen Archaik bis zur Spätantike – beleuchtet wird. Die 18 Autorinnen und Autoren des Bandes thematisieren u. a. weibliche Kultpraktiken, Formen der Ehe, die Arbeitswelten und literarisch-wissenschaftliche Tätigkeit von Frauen, die Bedeutungen von Erotik und Sexualität und weibliches Handeln in politischen Zusammenhängen. – Das Buch bietet

sich an als Grundlage für den altsprachlichen und Geschichtsunterricht im Gymnasium oder für universitäre Lehrveranstaltungen. Es kann ebenso gelesen werden als Standortbestimmung der jungen Disziplin der Frauen- und Geschlechtergeschichte in der Alten Geschichte.

Aus dem „**Bochumer Altertumswissenschaftlichen Colloquium**“ (BAC) sind hier die Bände 40 bis 46 anzuzeigen (Herausgeber: Gerhard Binder, Bern Effe, Reinhold F. Gleis, Theodor Lindken). Wissenschaftlicher Verlag Trier:

Thomas Paulsen: *Die Paraprosbeia-Reden des Demosthenes und des Aischines. Kommentar und Interpretation zu Demosthenes, or. XIX, und Aischines, or. II.* BAC, Bd. 40, 1999. 566 S. (ISBN 3-88476-345-8). DM 98,50.

Bei den beiden hier präsentierten Reden handelt es sich um Anklage- und Verteidigungsrede eines Hochverratsprozesses im Athen des 4. vorchristlichen Jahrhunderts. Das Redenpaar erlaubt einen nahezu einmaligen Einblick in das politische Leben dieser demokratischen Polis zur Zeit ihres Überlebenskampfes gegen das Makedonenreich Philipps II. Die Reden werden erstmals auf der Grundlage ihrer intertextuellen Bezüge gemeinsam kommentiert und als Musterbeispiele politischer Propaganda und Demagogie analysiert.

Anja Wieber-Scariot: *Zwischen Polemik und Panegyrik. Frauen des Kaiserhauses und Herrscherinnen des Ostens in den Res gestae des Ammianus Marcellinus.* BAC, Bd. 41 (mithg. v. Walter Eder), 1999. 464 S. (ISBN 3-88476-346-6) DM 69,50.

Im Mittelpunkt stehen die literarischen Porträts der Kaiserschwester CONSTANTINA und der Kaiserin EUSEBIA in den *Res gestae* des AMMIANUS MARCELLINUS, dem letzten großen Geschichtswerk der Antike. Die philologische Analyse der von AMMIAN angewendeten literarischen Techniken zeigt, dass die stark stereotypisierten Aussagen über Kaiserinnen in die literarische Tradition von Panegyrik und Invektive einzuordnen sind. Die historische Auswertung der Aussagen unter der Perspektive der Frauen- und

Geschlechtergeschichte sowie der Hofsoziologie und der Vergleich mit Entsprechungen in anderen Epochen und Kulturkreisen lenken den Blick auf die Rolle und die Stellung der Kaiserinnen am spätantiken Hof, dem Zentrum der Macht.

Christian Schulze: *Aulus Cornelius Celsus – Arzt oder Laie? Autor, Konzept und Adressaten der De medicina libri octo.* BAC, Bd. 42, 1999. 188 S. (ISBN 3-88476-351-2) DM 41,00.

War CELSUS, Verfasser von acht Büchern *De medicina*, selbst ein medizinischer Laie? Dieser aktuellen Forschungsmeinung wird, ausgehend von der Frage nach den Adressaten des Werkes, widersprochen: Beobachtungen zur Proömiengestaltung, Chirurgie, Themenwahl oder zur These der Einbindung in ein Bildungskonzept legen eine ärztliche Profession sowohl des intendierten Lesers als auch des Autors nahe. *De medicina*, so der Neuvorschlag, war eine Fachschrift, die auf den in der frühen Kaiserzeit entstehenden Bedarf nach einem systematischen und vor allem lateinisch geschriebenen Fachkompendium reagiert.

Hendrich Schulte: *Die Epigramme des Nikarchos. Text, Übersetzung, Kommentar.* BAC, Bd. 43, 1999. 99 S. (ISBN 3-88476-367-9) DM 29,50.

Mit diesem Band liegt die erste monographische Gesamtdarstellung des bisher kaum beachteten antiken Epigrammdichters NIKARCHOS vor. Text, Übersetzung und Kommentierung der erhaltenen 38 griechischen Scherzgedichte vermitteln ein Gesamtbild des Autors und seiner Zeit. Die Arbeit erbringt wesentliche Erträge für die Epigrammdichtung insgesamt und für die kulturell-gesellschaftliche Atmosphäre des 1. Jh. n. Chr.

Burkhard Tautz: *Das Bild des Kaisers Augustus in der Naturalis Historia des Plinius.* BAC, Bd. 44, 1999. 445 S. (ISBN 3-88476-372-5) DM 69,50.

In der *Naturalis Historia* versucht PLINIUS das gesamte naturkundliche Wissen seiner Zeit zu erfassen und seinem Leser zugänglich zu machen. Er reichert sein Werk mit einer großen



Zahl von Beispielen und Erzählungen an, die an über hundert Stellen und in unterschiedlichsten Zusammenhängen den Kaiser AUGUSTUS betreffen. – Die vorliegende Arbeit untersucht, wie die Gestalt des AUGUSTUS an den entsprechenden Stellen gezeichnet ist, ob PLINIUS die Zeichnung lediglich seinen jeweiligen Quellen entnimmt oder ob er bewusst gestaltet und, falls sich letzteres nachweisen lässt, von welchen Umständen und Zielsetzungen seine Gestaltung beeinflusst ist.

*Farouk Grewing: Lateinische Grammatik und Stilistik in der Renaissance. Zu Adriano Castellesi, De sermone Latino et modis Latine loquendi. BAC, Bd. 45, 1999. 137 S. (ISBN 3-88476-373-3) DM 36,50.*

ADRIANO CASTELLES (ca.1460-1521) ist in der Klassischen wie in der Neulateinischen Philologie ein nahezu unbekannter Autor. Er verfasste unter anderem zwei Schriften zur Stilistik und Grammatik der lateinischen Sprache: Mit *De sermone Latino* (ca.1514) stellt er die Entwicklung der Latinitas von den Anfängen Roms bis in die Spätantike dar und empfiehlt seinen Zeitgenossen einzig das Latein der ciceronischen Ära zur Imitation. *De modis Latine loquendi* (1515), ein Lehrbuch des Antibarbarus-Typs, ist eine ‚Grammatik und Stilistik‘ des Lateinischen, die dem Leser ein Repertorium zur richtigen und guten Sprachbenutzung an die Hand gibt. – Die vorliegende Studie liefert eine umfassende Interpretation beider Schriften und ordnet sie in die Geschichte der neuzeitlichen Philologie (vom 15. bis 18. Jahrhundert) ein. – Eine neue Edition des Traktats *De sermone Latino* ist im Anhang beigegeben.

*Bernd Effe, Reinhold F. Glei (Hg.): Genie und Wahnsinn. Konzepte psychischer ‚Normalität‘ und ‚Abnormalität‘ im Altertum. BAC, Bd. 46, 2000 (ISBN 3-88476-402-0). DM 49,50.*

Die Wertung außergewöhnlicher Persönlichkeiten oder Verhaltensweisen im positiven oder negativen Sinn als ‚genial‘ bzw. ‚wahnsinnig‘ setzt ein Koordinatensystem zur Verortung von ‚Normalität‘ und ‚Abnormalität‘ voraus, das bei aller kulturellen Verschiedenheit der antiken

Gesellschaften von der unsrigen sowie untereinander eine erstaunliche Invarianz aufweist. Die Wirksamkeit dieses Koordinatensystems psychischer Phänomene in Geschichte, Religion, Mythos, Literatur und Wissenschaft der Antike zu beleuchten, ist die Absicht der hier präsentierten Beiträge von R. F. GLEI, JÜRGEN EBACH, B. EFFE, IRMGARD MÜLLER, WALTER EDER, THOMAS PAULSEN, GERHARD BINDER, HARTWIG HECKEL, HANS KLOFT und MONIKA SCHMITZ-EMANS.

*Johannes Reuchlin. Briefwechsel. Leseausgabe in deutscher Übersetzung von Adalbert Weh. Band 1. 1477-1505. Im Auftrag und mit Unterstützung der Stadt Pforzheim. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog 2000. 297 S. (ISBN 3-7728-2015-8) DM 38,-.*

Der vorliegende Übersetzungsband versteht sich als „kleiner Bruder“ des ersten Bandes der historisch-kritischen Edition des REUCHLIN-Briefwechsels, die in Verbindung mit der Stadt Pforzheim von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften herausgegeben worden ist (Johannes Reuchlin: Briefwechsel, Bd. I: 1477-1505, unter Mitwirkung von STEFAN RHEIN bearbeitet von MATTHIAS DALL‘ASTA und GERALD DÖRNER, Stuttgart-Bad Cannstatt 1999).

Der frühere Leiter der Pforzheimer REUCHLIN-Forschungsstelle, Dr. STEFAN RHEIN, hat diese Übersetzung initiiert, um gerade den hinsichtlich der Biographie des Humanisten recht instruktiven und interessanten Briefwechsel einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen und somit den oft recht schwierigen Zugang zu JOHANNES REUCHLIN zu erleichtern. Der Stadt Pforzheim liegt schon seit langem daran, das Interesse der Bürgerinnen und Bürger an ihrem „großen Sohn“ zu wecken oder wieder neu zu beleben. Hierzu finden seit Anfang der 90er Jahre regelmäßig international besetzte REUCHLIN-Kongresse statt, und vielfältige Publikationen zum Thema REUCHLIN werden nachhaltig gefördert oder überhaupt erst ermöglicht. So auch dieses Buch. – In der Abfolge der Briefe entspricht der Übersetzungsband exakt der historisch-kritischen Ausgabe der Originaltexte; die Briefe sind chronologisch geordnet und entsprechend

durchnummeriert (Abweichungen ergeben sich lediglich im Anhang). Die Übersetzung zielt bei aller angestrebten Treue zum Wort in erster Linie auf den Textsinn und eine gute Lesbarkeit – entsprechend den Prinzipien, wie sie Reuchlin in einem Dedikationsschreiben an Herzog Eberhard (Brief Nr. 73) selbst formuliert hat.

*Piper Salve. Cursus Vivae Latinitatis. Auctores: Robert Maier, Mechthild Hofmann, Klaus Sallmann, Sabine Mahr, Sascha Trageser, Dominika Rauscher, Thomas Gölzhäuser. Zeichnungen von John Betti. Recanati / Frankfurt am Main 1999. 180 S. und 46 S. Wörterverzeichnis lat.-deutsch und deutsch-lateinisch. DM 41,-.*

Dieses aus den Europäischen Lateinwochen hervorgegangene Lehrbuch für den aktiven Gebrauch der lateinischen Sprache in der Gegenwart ist auch beim Klett-Verlag Stuttgart erhältlich (Bestell-Nr. Klett 6145). Jeder Liebhaber des lebendigen Lateins wird seine Freude daran haben. Dabei werden elementare Schulkenntnisse der lateinischen Grammatik und gewisse Vokabelkenntnisse vorausgesetzt. Dreizehn *Colloquia* bieten vielfältige Beispiele für Ausdrucksmöglichkeiten und Sprachgestaltung zur spontanen Nachahmung. Zahlreiche Vignetten veranschaulichen die Bedeutung von Wörtern, eine (lateinische) Kurzgrammatik (*Appendix Grammatica*) fasst die wichtigsten Sprachregeln zusammen. Im Anhang finden sich ausgewählte kurze Lesetexte (*Lectioes*) aus PETRON, PLINIUS D. J., CICERO, MARTIAL, VITRUV, LUKREZ u.a. sowie eine nützliche Bibliographie zum aktiven Lateingebrauch.

*Presse-Taschenbuch Schule, Wissen, Bildung 2001/2002. Erschienen u. bearbeitet im Kroll-Verlag 82229 Seefeld/Obb. 408 Seiten, Dünndruckpapier, DIN A6-Taschenbuchformat, flexibler Einband. DM 48,-. Sponsor und Herausgeber: Ernst Klett Verlag/Stuttgart, Abt. Presse u. Öffentlichkeitsarbeit. Leiterin Margrit Philipp, Tel 0711/66 72-16 73, Fax 66 72-2010, e-Mail pr@klett-mail.de.*

Dieses Kompendium (im Jackentaschenformat auf Dünndruckpapier) ist als Hilfsmittel für alle gedacht, die im Bereich Bildung und Wissen recherchieren, schreiben, berichten und nachdenken. (Anregungen und Ergänzungsvorschläge für die kommende Auflage sind erwünscht.) Wer Adressen von Bildungsjournalisten sucht, die Wissenschafts- und Bildungsredaktionen bei Tagespresse, Illustrierten, Funk- und Fernsehsendern benötigt oder die Pressestellen von Lehrmittelherstellern, Behörden und Verbänden des Bildungswesens, dem kann dieses neue „Klett Presse-Taschenbuch Schule, Wissen, Bildung“ eine nützliche Hilfe sein. Nach dem Muster anderer Kroll-Presse-Taschenbücher findet man hier (fast) alles, was man immer wieder an Kontakten, Adressen und Ansprechpartnern im Bildungswesen benötigt: auf 408 Seiten rund 8.900 Personen, darunter 450 Bildungsjournalisten mit ihren Fach- und Spezialgebieten, mit Privat- und Dienstanschriften, Telefon, Fax und E-Mail-Adressen; ferner Verlage und Redakteure von rd. 1250 Fachzeitschriften und Periodika aus dem Bildungs- und Schulsektor (auch das FORUM CLASSICUM); Ansprechpartner in den Wissenschafts- und Bildungsredaktionen von Publikums- und Jugendzeitschriften, Redaktionen bei Hörfunk- und Fernsehsendern und den Offenen Kanälen. Weitere Informationen beziehen sich auf pädagogische Fachverlage, Lehrmittelhersteller, Anbieter von Lernsoftware und Ausrüster für Bildungsstätten. Außerdem: die Pressestellen von Universitäten und Fachhochschulen, Ansprechpartner bei Behörden von Bund und Ländern, sowie über 650 Verbände, Spitzengremien und Fachgruppen aus dem gesamten Schul-/Hochschul-/ Fort- und Weiterbildungsbereich mit den Vorsitzenden, Geschäftsführern und Pressereferenten. Viele Internetadressen und E-Mail-Nummern ermöglichen den schnellen Direktkontakt zu den gewünschten Partnern.

ANDREAS FRITSCH

### **Erfolgreiche Intervention des Landesverbandes Saar im DAV**

Dem entschlossenen Widerstand des Landesverbandes Saar im DAV ist es zu verdanken, dass Pläne der CDU-Landesregierung, im Rahmen der Gymnasialreform G8 (Verkürzung des Gymnasiums von 9 auf 8 Jahre) Latein als zweite Fremdsprache am Gymnasium zu verdrängen, letztlich doch nicht realisiert wurden.

Aufgeschreckt durch einen Artikel in der SAARBRÜCKER ZEITUNG vom 9. 9. 2000, demzufolge nach den Plänen der CDU-Landtagsfraktion den Gymnasien eine größere Freiheit bei der Neuregelung der Fremdsprachenfolge eingeräumt werden sollte und als 1. und 2. Fremdsprache künftig nur noch Französisch bzw. Englisch (oder umgekehrt) möglich sein sollten, Latein aber künftig – neben Latein I an sechs Schulstandorten des Landes – ab Klassenstufe 8 als 3. Fremdsprache in Konkurrenz zu Spanisch vorgesehen war, telefonierte der Vorsitzende am 10. 9. mit einem leitenden Ministerialbeamten des Kultusministeriums und erhielt von ihm eine indirekte Bestätigung für die Brisanz dieser Zeitungsmeldung. Umgehend wurden in einem Rundschreiben „Betreffend G8“ vom 11. 9. über die Verbindungslehrer alle Kolleginnen und Kollegen zum Widerstand gegen diese Pläne aufgerufen. Am 17. 9. wandte sich der Vorsitzende telefonisch an Herrn Prof. MAIER und bat ihn um Unterstützung im Kampf gegen dieses Vorhaben. Mit Schreiben vom gleichen Datum wurde auch der Ehrenvorsitzende, Herr Prof. STEINTHAL um Ratschläge für den Kampf gegen die Pläne der Landesregierung gebeten. Am 18. 9. wurde die Sprecherin der Landeselternvertretung, Frau SALZMANN, gebeten, dem DAV-Saar eine Möglichkeit zu geben, seine Sache vor den Eltern vertreten zu können. Auch der Saarländische Philologenverband wurde in einem Schreiben vom 29. 9. um Unterstützung gebeten.

Am 21. 9. verfasste der Vorsitzende des DAV, Prof. Dr. FRIEDRICH MAIER, ein überaus deutliches Schreiben an den Kultusminister, Herrn JÜRGEN

SCHREIER, in dem er dem Minister klar vor Augen führte, in welche bildungspolitische Abseitsposition das Saarland geraten würde, wenn die bekanntgewordenen Pläne zur Abschaffung von Latein II Wirklichkeit würden (siehe Anlagen).

Das Rundschreiben gelangte – übrigens ohne Wissen des Vorsitzenden – an die Redaktion der F.A.Z. zu Händen von Frau HEIKE SCHMOLL, die sich in diesem Blatt schon oft beredt für die Belange der Alten Sprachen geäußert hat und am 18. 9. zwei Artikel veröffentlichte: „Latein nicht mehr 2. Fremdsprache im Saarland“ und die Glosse „Ohne Latein“. Diese beiden Artikel und eine bis heute anhaltende Flut von Leserzuschriften in der F.A.Z. zu diesen Artikel, die überwiegend positiv für Latein waren, sorgten im Kultusministerium für erhebliche Unruhe.

Am 13. 10. erhielten der 1. und der 2. Vorsitzende des DAV-Saar eine Einladung zu einem Gespräch mit dem Kultusminister am 31. 10. Der Vorsitzende entwarf zu diesem Gespräch zusammen mit Herrn Dr. BURNIKEL und Prof. Dr. RIEMER ein Positionspapier, das – die Konsequenzen des Wegfalls von Latein als 2. FS für den Lateinunterricht im Saarland überhaupt aufzeigte und die Forderung nach einer Standortgarantie auch für Latein II erhob.

Dieses Positionspapier musste aber bei dem Gespräch erst gar nicht bemüht werden, denn der Herr Minister war „voll auf unserer Seite“. Er sehe, sagte er zur Begrüßung, die Vertreter des DAV seien „*cura ardente*“ um die Existenz des Lateinunterrichts zu diesem Gespräch angetreten – er zitierte nach eigenem Bekunden den Beginn eines päpstlichen Schreibens, er selbst sei „Volllateiner“ mit 9 Jahren Unterrichtserfahrung, und die CDU bestehe ja auch nicht aus Kulturbanausen, die keine Ahnung vom Bildungswert der Alten Sprachen hätten (ein deutlicher Hinweis auf die Medienschelte in der F.A.Z.) –, aber diese Sorge sei nicht berechtigt. Es wurde eine Liste vorgelegt mit den Gymnasien im Saarland, an denen im Rahmen von G8 künftig Latein angeboten werden sollte: Latein I an 8 (bisher 6),

Latein II an 18 Gymnasien (bisher 27), Latein III an 5 Gymnasien (bisher 1). Die Zahl der Gymnasien mit Griechisch bleibt unverändert bei 3. Das Ministerium werde auch in Zukunft nicht automatisch Anträge von Schulkonferenzen zur Abschaffung von Latein befürworten, sondern auf eine ausgewogene Verteilung von Lateinschulen an den sechs Schulstandorten des Saarlandes achten, so die Zusicherung des Ministers.

Das 2. Bonbon des Ministers für unseren Verband war sein Auftrag an die Landesfachkonferenzen Latein und Griechisch, umgehend in einem Antrag an das Kultusministerium dafür zu sorgen, dass in den Alten Sprachen das zweisprachige Wörterbuch zum frühest möglichen Zeitpunkt im Lektüreunterricht und im Abitur benutzt werden kann. – Bisher hatte der Verband sich vergeblich bemüht, diese Ungleichbehandlung der saarländischen Gymnasiasten gegenüber allen anderen Bundesländern, zu beenden.

Das 3. Bonbon war für Herrn Prof. Dr. RIEMER, Ordinarius für Klassische Philologie an der Universität des Saarlandes seit dem WS 2000/2001 – und seit dem 18. 10. 2000 2. Vorsitzender des Landesverbandes Saar im DAV: der Minister versprach Herrn RIEMER Unterstützung des Kultusministeriums in seinem Bemühen, das Studienfach Altgriechisch, das unter der SPD-Regierung im Rahmen der Neustrukturierung der Universität abgeschafft worden war, wieder einzuführen – allerdings ohne Möglichkeit, das Fach für das Lehramt zu studieren.

Ich möchte zum Abschluss dieser kleinen Chronologie, die demonstriert, dass es sich lohnt, Widerstand gegen die Kultusbürokratie zu organisieren, die Gelegenheit nicht versäumen, Herrn Prof. Dr. FRIEDRICH MAIER und Frau HEIKE SCHMOLL von der F.A.Z. den Dank des Landesverbandes Saar im DAV für ihre wirksame Schützenhilfe in unserem Kampf für den Erhalt der Alten Sprachen im Saarland auszusprechen.

WALTER SIEWERT, Quierschied

*Vgl. dazu die beiden folgenden Briefe:*

### **Offener Brief von Prof. Dr. Friedrich Maier an den saarländischen Kultusminister, Herrn Jürgen Schreier (21. 9. 2000)**

Sehr geehrter Herr Kultusminister, mit großer Bestürzung habe ich durch Anrufe von Kolleginnen und Kollegen aus Ihrem Bundesland sowie durch Zeitungsberichte (vor allem in der F.A.Z.) zur Kenntnis nehmen müssen, dass Sie durch eine Neuordnung der Fremdsprachenfolge Latein als 2. Fremdsprache praktisch abschaffen wollen. Wenn Sie dessen Fortexistenz in die Entscheidung der sog. Schulkonferenz geben, dann ist das Ende quasi programmiert. Die Gründe dafür dürften Ihnen bekannt sein. Dies ist für mich umso enttäuschender und umso unverständlicher, als Sie als Mitglied einer CDU-Regierung, die als traditionsorientiert und wertkonservativ gilt, eine solche Weichenstellung zulassen.

Ich darf Sie darauf hinweisen, dass Latein als sprach- und kulturhistorisches Fach nach allgemeiner Überzeugung am originärsten und nachhaltigsten mit den Wurzeln der europäischen Kultur vertraut macht. Wenn Europa im Herzen unserer jungen Menschen als feste Größe verankert werden soll, dann ist dies – wie ROMAN HERZOG mehrfach geäußert hat – nur durch das Kennenlernen der gemeinsamen Kultur möglich; diese gründet nun einmal in der griechisch-römischen Antike und im Christentum. „Europa ist die Bibel und die Antike“, sagte KARL JASPERS.

Von den über 600.000 Schülern, die in Deutschland Latein lernen, besuchen ca. 70% den L2-Unterricht. Diese Chance wollen Sie den jungen Menschen in Ihrem Bundesland nehmen. Während in den östlichen Bundesländern alle Kultusverwaltungen, auch die von der SPD regierten oder mitregierten, gerade das L2 aufbauen und dort die Teilnehmerzahlen nach oben gehen, verhält sich Ihre Regierung antizyklisch. Sie engen – wohl um eines flachen Ökonomismus willen – das Konzept einer umfassenden Allgemeinbildung, wie sie das Gymnasium bieten will, willkürlich ein. Damit isolieren Sie Ihr Land ohne Zweifel bildungspolitisch. Sie erschweren die Freizügigkeit in Deutschland, da Eltern mit Lateinschülern weder in Ihr Land



noch aus Ihrem Land ohne Schaden verziehen können.

Deshalb möchte ich Sie dringend darum bitten, Ihre Entscheidung nochmals zu überdenken und zu einer besseren Lösung zu kommen. Konsultieren Sie bitte Ihre Kolleginnen und Kollegen in den Kultusministerien etwa von Baden-Württemberg oder Hessen, die auf unseren Kongressen in Heidelberg 1998 und in Marburg 2000 jeweils ein überzeugendes Bekenntnis für Latein und Griechisch wie überhaupt für eine humanistische Bildung am Gymnasium abgelegt haben.

Dieser Brief wird im FORUM CLASSICUM, dem Periodicum für über 7000 Latein- und Griechischlehrer an Schulen und Universitäten in Deutschland, abgedruckt.

Mit freundlichen Grüßen

Prof. Dr. FRIEDRICH MAIER

### **Antwortschreiben des saarländischen Kultusministeriums (10. 10. 2000)**

Sehr geehrter Herr Vorsitzender,  
für Ihr Schreiben vom 21. September dieses Jahres, in dem Sie Ihre Sorge um die künftige Stellung des Lateinunterrichts im Saarland zum Ausdruck bringen, danke ich Ihnen.

Im Interesse einer angemessenen Würdigung der Stellung des Faches Latein im Fächerkanon der saarlandischen Gymnasien bitte ich Sie zu bedenken, dass im Saarland alle Schülerinnen und Schüler, die einen Bildungsgang des künftig achtjährigen Gymnasiums durchlaufen, die erste Fremdsprache in der Klassenstufe 5, die zweite in der Klassenstufe 6 und die dritte in den sprachlichen Zweigen in Klassenstufe 8 als Pflichtsprache beginnen. Da alle Schülerinnen und Schüler, die im Saarland ein Gymnasium besuchen, sowohl Französisch als auch Englisch als Pflichtsprache erlernen, sichern die verbindlich vorgeschriebenen drei Pflichtfremdsprachen in den sprachlichen Zweigen dem Fach Latein ebenso wie weiteren Fremdsprachen einen festen Platz im Pflichtkanon. Latein wird auch in Zukunft sowohl als erste als auch weiterhin als zweite und dritte Fremdsprache angeboten, darüber hinaus auch als neu einsetzende Fremdsprache mit Beginn der Oberstufe. Von einer Abschaffung des Faches Latein als 2. Fremd-

sprache kann keine Rede sein. Ab dem Schuljahr 2001/2002 wird sich im übrigen die Zahl der Standorte mit Latein als erster Fremdsprache erhöhen.

Gemäß § 47 des saarländischen Schulmitbestimmungsgesetzes gehört es allerdings zu den Aufgaben der Schulkonferenz, über Vorschläge zur Entwicklung, Gliederung und Änderung der Schule im Rahmen der geltenden Vorschriften zu beraten und zu beschließen. Angesichts der Tatsache, dass im achtjährigen Gymnasium die zweite Fremdsprache bereits in Klassenstufe 6 und die dritte in Klassenstufe 8 beginnen, ist es nicht mehr angezeigt, Anträge der Schulkonferenzen auf Einrichtung von Zweigen mit Latein als dritter Fremdsprache betont restriktiv zu handhaben. Selbstverständlich verbleibt die letzte Entscheidung bei der Schulaufsichtsbehörde, wobei ein breites Bildungsangebot und die Gewährleistung der Freizügigkeit in Deutschland grundlegende Kriterien sind.

Es ist ein unbestrittenes Ziel der saarländischen Bildungspolitik, Europa im Herzen der jungen Menschen durch Vermittlung der gemeinsamen Kultur in allen Fächern zu verankern, und es ist ebenso unbestritten, dass der Lateinunterricht und der Griechischunterricht in hervorragender Weise geeignet sind, mit den Wurzeln der europäischen Kultur vertraut zu machen.

So sehr ich Ihre grundsätzlichen Bedenken verstehe, Latein als dritte Fremdsprache in stärkerem Maße als bisher zuzulassen, so sehe ich doch auch die Chance, dass Latein – im Hinblick auf die Voraussetzungen zum Erwerb des Latinums – wieder stärker als zur Zeit auch in der Oberstufe der Gymnasien gewählt wird.

In der Hoffnung, einige Missverständnisse ausgeräumt zu haben und in der Erwartung, dass Sie diesen Antwortbrief ebenso im FORUM CLASSICUM abdrucken wie Ihren Brief vom 21. 9. 2000, verbleibe ich  
mit freundlichen Grüßen

i. A. WECKER, Ministerialrat

### **Certamen Thuringiense 2000**

Der Thüringer Altsprachenwettbewerb 2000 stand unter der Schirmherrschaft des neuen Thüringer Kultusministers Prof. Dr. MICHAEL

KRAPP und erfreute sich im Vergleich zu früheren Wettbewerben wachsender Beliebtheit, wenn man die Zahl der Teilnehmer insgesamt und die Zahl der beteiligten Oberstufenschüler als Gradmesser nimmt. Schon in der dezentralen Vorrunde waren es 231 Gymnasiasten, und in diesem Jahr kamen 125 hinzu. Also 355 gegenüber 119 im Jahre 1996. Auch gab es zum ersten Mal 18 Schüler, die Griechischklausuren schrieben. Von den 377 verblieben die 35 Besten im Wettbewerb und verfassten eine Hausarbeit zu einem der folgenden Themen:

1. *Vitia et virtutes*: Wertewandel und Werteverfall in der Zeit der Krise der römischen Republik, widergespiegelt im Werk eines zeitgenössischen oder späteren griechisch oder lateinisch schreibenden Autors
2. *Carpe diem*: Philosophische Aussagen der antiken Literatur über Lebenssinn und Lebensstil
3. *Ad fontes*: Regionalgeschichtliche Spurensuche anhand altsprachlicher Quellen aus der Thüringer Geschichte
4. *Genius loci* oder: Schauplatz und Geschehen; Ereignisse aus Mythos und Geschichte, konfrontiert mit archäologischen und topographischen Zeugnissen von den Originalschauplätzen.

Die Hausarbeit war bis zum 9. Juni einzureichen, so dass die Jury, die sich aus Fachlehrern aus Thüringen, Mitgliedern des Jenaer Instituts für Altertumswissenschaften und anderen Angehörigen der Friedrich-Schiller-Universität zusammengesetzte, ihre Arbeit aufnehmen konnte. Am Finaltag folgten den Regeln der Studienstiftung entsprechend jeweils zwei Einzelgespräche sowie ein Vortrag mit anschließender Gruppendiskussion. Das Finale selbst wurde im Senatssaal der Friedrich-Schiller-Universität mit einer Ansprache des Prodekanes der Philosophischen Fakultät Prof. Dr. NORBERT NEBES eröffnet, welcher auf die besondere Bedeutung der Alten Sprachen im universitären *Curriculum* hinwies. Der Generalsekretär der Studienstiftung des deutschen Volkes, Herr Dr. GERHARD TEUFEL, der eigens um des *Certamen* willen angereist war, machte auf den enormen Wert aufmerksam, der Altsprachenwettbewerben

als Auswahlinstrument der Studienstiftung zukommt. Ministerialrat Dr. RUPERT DEPPE überbrachte nicht nur Grußworte des Thüringer Kultusministers. Er betonte auch, vorgreifend auf das europäische Jahr der Sprachen, das Europäische Union und Europarat für 2001 ausgerufen haben und das die Geburt des polyglotten Unionsbürgers einleiten soll: „Latein und Französisch, Latein und Englisch, Latein und Spanisch gehören genauso zusammen wie Latein und Griechisch.“ Während Griechisch oft als „Sprache des Anfangs“ (JAN ROSS) apostrophiert werde, weil sie über die Entstehung der europäischen Kultur, unter anderen über die Entstehung literarischer Gattungen, der Geschichtsschreibung, der Philosophie und der Wissenschaften Aufschluss gebe, so gelte Latein als die „Sprache der Tradition“, als das Medium der Überlieferung europäischer Kultur. Mit Nachdruck stellte er an den Schluss seiner Rede: „Griechisch vermittelt elementare Bildung, Latein ist – auch im viel gepriesenen Medienzeitalter – das Medium schlechthin.“ Allerdings war es nicht das Lateinische, das im Jahre 2000 dominierte. Ein Stipendium der Studienstiftung des deutschen Volkes erhielten wegen ihrer ausgezeichneten Leistungen JOHANNA WELZEL und REGINA RUTENBERG, beide mit Griechischklausuren, beide vom Martin-Luther-Gymnasium in Eisenach – dem Ort, wo im Jahre 2000 erstmals zwei Griechisch-Leistungskurse eingerichtet werden konnten.

Professor Dr. MEINOLF VIELBERG  
Friedrich-Schiller-Universität Jena

### **Klassisches Griechisch sprechen und geistvolle Texte lesen – 12. bis 26. August 2001 im Hellenikon Idyllion**

Παρακαλοῦμεν εἰς τὸ συναπτικίζειν καὶ τὸ συμμελετᾶν τὸν τῶν ἀρχαίων Ἑλλήνων λόγον 12. - 26. Αὐγούστου 2001 ἐν τῷ Ἑλληνικῷ Εἰδυλλίῳ.

Οὐδὲν μέντοι κρεῖττον ἂν γένοιτο πᾶσι τοῦ ἀπτικισμοῦ ἐπιμελουμένοις, ἐὰν ἐν τῇ Ἑλλάδι ἀναπαύεσθαι καὶ ἅμα παιδεύεσθαι ἐθέλωσιν, ἢ τούτων τῶν μαθημάτων μετέχεσθαι. οὐδαμοῦ γὰρ γῆς ὁμοίον τι ὑπάρχει ἐπιτήδευμα. ἐν μὲν οὖν μεγάλῳ καὶ

ἐπισκίω καὶ παραθαλαπτίω κήπῳ μαθηταὶ καὶ φοιτηταὶ καὶ πρεσβύτεροι πολλῶν χωρῶν συλλέγονται θαυμάζοντες, ὡς ῥαδίως ταῖς τοῦ Πλάτωνος λέξεις διαλέγονται ἀλλήλοις, καὶ ἀναγιγνώσκοντες συγγράμματα χαρίεντα καὶ σοφίας μεστά.

Πολλάκις δὲ μουσικοὶ τε καὶ ἄλλοι τινὲς παιδείαν τιμῶντες ἐν τῷ Ἑλληνικῷ Εἰδυλλίῳ διατρίβουσιν, ὥστε συναυλίας καὶ ἀκροάσεις τινὲς γίνονται ἐσπέρας. καὶ οἷόν τ' ἂν εἶη ἄλλους τινὰς τόπους θεάσασθαι καὶ δρᾶμα τι ἐν ἀρχαίῳ τινὶ θεάτρῳ.

Τὸ δ' Ἑλληνικὸν Εἰδυλλίον ἐπὶ τῇ πρὸς βορέαν ἀκτῇ ἐστὶν οὐ πολὺ ἀπέχον ἀπὸ τοῦ Αἰγίου τῆς Πελοποννήσου, τὰ γε Σελιανίτικα ἅτε μόνον ὀλίγους ἀνθρώπους ἀλλοδαποὺς προσαγόμενα τὸν κατ' ἀρχὴν τρόπον αὐτῶν τὸν Ἑλλήνιον διέσωσεν.

Ὁ τὸ Ἑλληνικὸν Εἰδυλλίον κεκτημένος Ἄνδρέας ἅτε στέργων τὴν ἀπτικὴν φωνὴν καὶ παιδείαν ἐπικουρεῖ τούτοις τοῖς μαθήμασι καταλύματα μὲν πολὺκλινα δωρεὰν τοῖς μανθάνουσι παρέχων, ἀλλοίου δὲ καταλύματος τιμῆς τὸ εἰκοστὸν ὑφίεις.

Τριακόσιοι μὲν γερμανικοὶ σιγλοὶ καταβλητέοι εἰσὶν ὑπὲρ τῶν μαθημάτων, διακοσίους δὲ καὶ πεντήκοντα γερμανικοὺς σίγλους οἱ δὲ φοιτηταὶ καὶ οἱ μαθηταὶ τελέσουσιν. ἀλλὰ ὁ βραχυτέρον χρόνον παραμένων μείον καταβαλεῖ. ἐὰν δὲ πλέον τι πυθέσθαι βούλησθε, τηλεπικοινωνήσαθε τῷ κυρίῳ τῷ χορηγήσοντι τὰ μαθήματα. καὶ εἰς τὸν αὐτὸν στείλατε τὰς εἰσαγγελίας ὑμῶν: Helmut Quack, Eritstr. 23, D-25813 Husum, τηλ. καὶ φαξ 04841/5429, e-mail: [helquack@freenet.de](mailto:helquack@freenet.de)

Dies ist das Topangebot für alle Fans der attischen Sprache, für alle, die einen entspannenden Griechenlandurlaub mit geistiger Aktivität verbinden wollen. Es gibt auf der ganzen Welt kein vergleichbares Angebot.

In einem großen, schattigen Garten dicht am Meer treffen sich Schüler, Studenten und Erwachsene aus vielen Ländern, entdecken zu ihrer eigenen Überraschung, dass sie sich in der Sprache Platons miteinander verständigen können, und lesen gemeinsam unterhaltsame und gedankenschwere Texte.

Die Ferienanlage beherbergt gleichzeitig meistens auch Musiker und andere kulturinteressierte Gäste. Deshalb beleben Konzerte und Vorträge manche Abende. Möglich sind Ausflüge und der Besuch einer Aufführung in einem antiken Theater.

Das Hellenikon Idyllion liegt an der Nordküste der Peloponnes in der Nähe von Ägion in einem kleinen Ort, der seinen ursprünglichen, typisch griechischen Charakter bewahrt hat, abseits des Touristenstroms. Der Besitzer unterstützt den Altgriechischkurs, indem er Gratisunterkunft im Mehrbettzimmer und 20% Ermäßigung bei andersartiger Unterkunft für Teilnehmer des Kurses gewährt.

Kursgebühr für 2 Wochen: 300,- DM; für Studenten und Schüler: 250,- DM / bei kürzerer Teilnahme: individuelle Regelung / Anfragen zu weiteren Einzelheiten und Anmeldung beim Leiter des Kurses: Helmut Quack, Gräzist, Eritstr. 23, D-25813 Husum, Tel. und Fax 04841/5429.

Hellenikon Idyllion, Andreas Dreki, GR-25100 Selianitika/Egion, Tel. 0030/ 691/72488 – Fax: 0030/691/72791 – e-mail: [idyllion@bigfoot.com](mailto:idyllion@bigfoot.com) – Internet: <http://www.bigfoot.com/~idyllion>

## 2. Wettbewerb Attisch

### ΤΡΙΤΟΣ ΑΓΩΝ ΑΤΤΙΚΙΣΜΟΥ

Εἰσὶν μέντοι ἔτι καὶ νῦν οἱ τὴν τοῦ Πλάτωνος φωνὴν μανθάνουσιν, βουλόμενοι τὰ τῶν Ἑλλήνων ἄριστα ἔργα φιλοσοφίας ἢ τραγωδίας ἢ ῥητορικῆς ἄμεινον συνιέναι. Τοῦτο δὲ τοῖς εὖ μεμαθηκόσι τῷ ὄντι οὐκ ἀρκέσει, ἀλλὰ πρὸς τὸ ταύτη τῇ φωνῇ χρῆσθαι προχωρήσουσιν. Τὸ δὲ μόνον περὶ τῶν καθ' ἡμέραν ἀπτικιστὶ διαλέγεσθαι τοιαύτης τῆς γλώττης ἀνάξιόν ἐστιν. καὶ δεῖ εἰς τὰ φρόνιμα καὶ τὰ σοφὰ στρέφεσθαι, ὥστε ἡμᾶς ἐκ τῆς τότε ἀκριβολογίας ὠφελεῖσθαι.

Διὰ δὲ τοῦτο παρακαλεῖ τὸ Ἑλληνικὸν Εἰδυλλίον πάντας τοὺς ἀπτικίζοντας καὶ πάσας τὰς ἀπτικίζούσας συγγράψαι ἀπτικὰ συγγράμματα, περὶ ὧν ἂν λόγου ἀξίων ὑποθέσεων ἐθέλωσιν. Οὐδὲν γὰρ διαφέρει ὑμῖν συγγράφειν εἴτε βίους εἴτε ἐγκώμια εἴτε διαλόγους εἴτε πραγματείας εἴτε ποιήματα εἴτε ἄλλα ἔργα.

Τοῖς δὲ τὰ ἄριστα ἔργα ἐπιστείλασιν εἰς τὸ Ἑλληνικὸν Εἰδύλλιον ἄθλα κεῖται·

Τὸ πρῶτον ἄθλον· ἢ εἰς τὸ Ἑλληνικὸν Εἰδύλλιον πορεία – ἢ ἐνθάδε διατριβὴ καὶ ἢ τροφή δυοῖν ἑβδομάδων.

Τὸ δεύτερον ἄθλον· ἢ ἐν τῷ Ἑλληνικῷ Εἰδυλλίῳ διατριβὴ καὶ ἢ τροφή δυοῖν ἑβδομάδων.

Ἐκ τοῦ τρίτου μέχρι τοῦ ἔκτου ἄθλου· ἢ ἐν τῷ Ἑλληνικῷ Εἰδυλλίῳ διατριβὴ μιᾶς ἑβδομάδος.

Ἐπιστείλατε δήπου σύγγραμμά τι ὑμῶν μέχρι τῆς πρώτης Αὐγούστου εἰς τὸ Ἑλληνικὸν Εἰδύλλιον. Γράψατε τοίνυν τὸ σύγγραμμα ὑπολογιστηρικῶς, ἀλλὰ μὴ γράψητε μεῖζόν τι ἢ ἑκατὸν στοίχους ἐπὶ δυοῖν χάρταις.

Καὶ ἐπαγγείλατε, ἀντιβолоῦμεν ὑμᾶς, τὰ νῦν ἐπιτηδεύματα· πρὸς δὲ τούτοις, ὅπως ἐμάθετε καὶ ὅποσον χρόνον τὴν γλῶτταν ἦδη ἴσατε.

Τάξις δὲ τις διδασκαλείου, ἐὰν πᾶσα ἐξεργάσῃται τὸ ἔργον, ἢ ἐπονομάσειε τὸν τοῦ ἄθλου ἀξιότατον ἢ σύμπασα εἰς τὴν Ἑλλάδα ἀποδημήσουσα ἀντὶ ἄθλου τινὸς μενεῖ ἐλάπτους τιμῆς ἐν τῷ Ἑλληνικῷ Εἰδυλλίῳ.

Τὸ δ' Ἑλληνικὸν Εἰδύλλιον συγκαλέσει κριτάς, οἵπερ πάσης δίκης πάνυ ἐλεύθεροὶ εἰσιν.

Τὸ δ' Ἑλληνικὸν Εἰδύλλιον τὰ τῶν ἀθλοφόρων ὀνόματα καὶ τὰ ἄξια ἔργα ἐν τῷ περιοδικῷ συγγράμματι αὐτοῦ ΗΤΕΛΕΙΟΣ ΤΩΝ ΕΛΛΗΝΩΝ ΦΩΝΗ εἰς τὸ φανερόν ἐκδώσει.

Ἄσμενοί γε καὶ δεξόμεθα ἔργα τούτων, ὅσοι ἡμῖν ἐπιστελοῦσιν αὐτὰ ἐκτὸς τῶν τοῦ ἀγῶνος ὄρων. Καὶ τούτοις ἔργον τι ἄξιον γράψασιν τὸ Ἑλληνικὸν Εἰδύλλιον διατριβὴν δυοῖν ἡμερῶν ἢ ἐπὶ πλείω χρόνον παρέξει.

Τὸ Ἑλληνικὸν Εἰδύλλιον τοῦτον τὸν ἀγῶνα προκηρύττει πᾶσι φιλαπτικοῖς πασῶν χωρῶν ὡς τιμῆσον τὴν τῆς ἀπτικῆς φωνῆς διδασκαλίαν (12.8. – 26.8.2001) ἐν τῷ ἐνάτῳ ἔτει ἡδὴ γενησομένην.

Auch in der Gegenwart gibt es Menschen, die die Sprache Platons lernen in der Absicht, die klassischen Werke (z. B. Philosophie, Tragödie

oder Rhetorik) der Griechen besser zu verstehen. Doch die bloße Sprachkenntnis wird den Fortgeschrittenen nicht genügen. Sie werden die Sprache auch aktiv benutzen wollen. Aber nur über alltägliche Dinge attisch zu plaudern, das ist eher unter der Würde einer solchen Sprache. Man sollte sich anspruchsvollen Themen zuwenden, um vom Nuancenreichtum dieser Sprache zu profitieren.

Deshalb ruft das Hellenikon Idyllion alle, die des Attischen mächtig sind, auf, in dieser Sprache Texte über freigewählte anspruchsvolle Inhalte zu verfassen. Es ist gleich, ob es ein Lebensbild, ein Ruhmesblatt, ein Gespräch, eine Abhandlung, ein Gedicht oder ein andersartiger Text wird.

Für die besten Texte, die an das Hellenikon Idyllion eingesandt werden, gibt es Preise: 1. Preis: Freies Reiseticket (incl. Flug) zum Hellenikon Idyllion; dort für 2 Wochen freie Unterkunft und Verpflegung; 2. Preis: Freie Unterkunft und Verpflegung im Hellenikon Idyllion für 2 Wochen; 3.-6. Preis: Freie Unterkunft im Hellenikon Idyllion für 1 Woche.

Wettbewerbsbestimmungen: Senden Sie Ihren Text an das Hellenikon Idyllion, GR-25100 Selianitika/Egion. Spätester Termin: Eintreffen des Textes am 1. August 2001. Schreiben Sie den Text auf Computer, höchstens insgesamt 100 Zeilen auf 2 Seiten. Bitte teilen Sie Ihre gegenwärtige (berufliche oder sonstige) Tätigkeit mit, außerdem, wie und wie lange Sie schon Griechisch gelernt haben.

Wenn eine Schulklasse gemeinsam einen Text verfasst hat, sollte sie eine Person benennen, die unter allen den Preis am ehesten verdient hat. Sollte sie aber eine Studienfahrt nach Griechenland planen, kann die Klasse statt eines Einzelpreises einen erheblich ermäßigten Aufenthalt im Hellenikon Idyllion in Anspruch nehmen.

Das Hellenikon Idyllion beruft eine Jury. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Das Hellenikon Idyllion wird die Namen der Preisträger und die preiswürdigsten Texte in seiner Zeitschrift DIE KLASSISCHE SPRACHE DER GRIECHEN veröffentlichen.

Willkommen sind auch Texte, die jemand bewusst außerhalb des Wettbewerbs schickt.



Auch den Verfassern sonstiger, geeigneter Texte (außerhalb des Wettbewerbs) bietet das Hellenikon Idyllion freien Aufenthalt von 2 oder mehr Tagen.

Das Hellenikon Idyllion ruft zu diesem Wettbewerb alle Liebhaber des Attischen in allen Ländern auf zur Ehre des Attischkurses, der in der Zeit vom 12. bis 26. August 2001 bereits im neunten Jahr stattfindet. Das Hellenikon Idyllion ist ein Ort der Gastlichkeit, der Musik- und Kulturpflege in einem schattigen Garten an der Nordküste der Peloponnes, dicht am Meer.

Wer mehr über den Wettbewerb oder das Hellenikon Idyllion erfahren möchte, wende sich an die o. g. Adressen von H. QUACK oder A. DREKIS.

### **54 Jahre Erfahrung mit Latein – ein persönlicher Rückblick**

*Der folgende Artikel erschien zuerst im Jahresbericht 1999/2000 des Labenwolf-Gymnasiums Nürnberg.*

In meiner Familie war über vier Generationen die humanistische Tradition mit Latein und Griechisch lebendig. Mir erging es wie vielen LateinanfängerInnen auch heutzutage: Latein als 1. Fremdsprache war selbstverständlich. In kleineren Provinzstädten war Latein noch mit Sozialprestige verbunden. Inzwischen hatte sich die Situation stark gewandelt: Griechisch, die Sprache HOMERS, der archetypischen Dramatiker und Philosophen, ist kurz vor dem Aus, Latein in seiner Existenz zumindest bedroht. Da hilft nur bedingt, dass der Vatikan seine Verlautbarungen weiter in der internationalen Verkehrssprache Latein veröffentlicht und lateinische Nachrichten aus Finnland gesendet werden. Die Töchter des Lateins: Italienisch, Spanisch, Französisch haben den Vorzug, dass sie in der EU eher direkt einsetzbar sind.

Auf jeden Fall konnte meine Generation in den fünfziger Jahren dank einer strengen Formalausbildung auf Grund sicherer Beherrschung der Verbalformen und Syntax besser übersetzen, wir verstanden aber viel weniger die politischen, literarischen und philosophischen Zusammenhänge, weil sie im Gegensatz zu heute nicht in die Bewertung eingingen.

Schlimm war damals das jahrelange formale Training an Einzelsätzen ohne Sinnzusammenhang. Dieses Negativerlebnis könnte auch heute noch ab und zu bei Eltern heutiger LateinanfängerInnen nachwirken.

Ich persönlich erfuhr bei der Tagung der Altphilologen 1968 in Berlin durch einen Kollegen eine Anregung aus NRW, die heute noch hilfreich sein kann. Er machte auf die Möglichkeit aufmerksam, anhand von Caesars *Bellum Gallicum* alle Grammatikstrukturen, vor allem die wesentlichen Verbalformen, kennenzulernen. Das Motto lautet: Mit ca. 30% der Formen (durch den Schwerpunkt 3. Person Sg. und Pl.) 80% der Texte erschließen. Wir LateinlehrerInnen können diese Maxime dadurch umsetzen, dass wir die Hauptfehlerquellen – auch mit Hilfe der SchülerInnen – zusammenstellen lassen. Dadurch besteht die Chance, dass die sinnstörenden Kapitalfehler ausgeschaltet werden: *vincere – vivere – vincire / paro – pareo / aurum – aura / fama – fames*.

Als ich 1971 nach langjähriger Tätigkeit in der Erwachsenenbildung an diese Schule kam, waren die konservativen Freunde der damaligen Lateinbücher mit Einzelsätzen kaum von den dringend notwendigen Reformen zu überzeugen, die wenige Jahre später durch die neuen Lehrbücher mit zusammenhängenden Texten durchgeführt wurden. Da wurde wenigstens schon frühzeitig angedeutet, was den Ertrag langjähriger Beschäftigung mit Latein ausmachen könnte:

- Begegnung mit archetypischen Personen des antiken Mythos wie Herakles – Perseus – Phaeton, der das rechte Maß vergisst –, Oidipus mit seinem tragischen Irrtum –, Odysseus, dem mit allen Wassern Gewaschenen –, Aeneas im tragischen Konflikt von Liebe und politischem Auftrag Jupiters u. a.
- Erkenntnisse aus der Geschichte: Alexanders des Großen Politik der griechisch-orientalischen Mischkultur: ein Hinweis für das heutige Deutschland –, *constantia Romana* u. a. nach der Katastrophe von Cannae –, Bürgerkriege von 131-31 v. Chr. wegen Abblockens dringend notwendiger Reformen

durch den auf seinen Vorteil bedachten Senat –, Friedenspolitik des Augustus: nach innen und draußen –, Christenverfolgung besonders unter schwachen Kaisern, die sich als Gottheit für eine geborgte Stärke verehren lassen. – Dazu die Historiker: Sallustius, der vor *luxuria* und *avaritia* warnt –, Livius, der das Nationalbewusstsein der Römer bekräftigt –, Tacitus, der die Pathologie der römischen *principes* aufdeckt.

- Literatur: Schlag nach bei Dante, Shakespeare, Goethe, Schiller, Kleist, bei französischen Dramatikern, Thomas Mann, Bert Brecht, Heiner Müller u. a.!
- Philosophie: Platon – Cicero, aus denen das Christentum vor allem die Leibfeindlichkeit bezog –, das umfassende Lustprinzip der Epikureer – die Ambivalenz der Stoa, die allerdings die Menschenrechte andachten.

Diese Themen könnte man auch in Übersetzungen lesen – ein kräftesparendes Verfahren. Nur: Wer tut das? Und ist die Übersetzung zutreffend? Wir kennen doch das Problem aus Pinchas Lapidés Nachweisen der zahlreichen Übersetzungsfehler der Hebräischen Bibel und der griechisch-lateinischen Bibel in das Deutsche ohne Berücksichtigung der aramäischen Sprache.

Latein ist so lebendig wie jede Sprache, wenn sie gesprochen wird. Wir Philologen sind da mitschuld, wenn wir nicht *salutationes Latinae*, *dialogi*, *disputationes* pflegen. Die Universität München geht da beispielhaft voran: für die Ausbildung der immer noch vorhandenen JungkollegInnen. Erinnert sei zudem an den Schulversuch, nach 6 Jahren Lateinunterricht mit Italienisch in der Kollegstufe die Ausbildung zu ergänzen. Für EngländerInnen ist es zudem „*amazing*“, wie viele Wörter aus dem Lateinischen stammen.

Was wir im Latein erleben, die Brüchigkeit der Vorkenntnisse vor dem Beginn der Lektüre, davon können auch die NeusprachlerInnen ein Lied singen. Noch in der Kollegstufe ist der Sprung zur Höhe der Lernziele nur durch ständige Wiederholung und Anwendung des Gelernten möglich.

Jeder Sprachunterricht erfordert die Pflege des Gedächtnisses und mäßige, aber regelmäßige Arbeit. Dann kommt schon Freude auf.

RICHARD HORNING, Nürnberg

### Seneca Christianus – Thomas a Kempis Gentilis?

Der Vergleich – oder die Gegenüberstellung – haben ihren Grund in einem Ausspruch des THOMAS A KEMPIS in seinem Werk „*De imitatione Christi*“.

Dort sagt er in I, 20, 5: „*Dixit quidam: Quotiens inter homines fui, minor homo redii.*“ Der *quidam* ist SENECA. Der Ausspruch bezieht sich auf die Formulierungen Senecas im 7. Brief seiner *Epistulae morales*. SENECA schreibt in 7, 2f.: „*Nihil vero tam damnosum bonis moribus quam in aliquo spectaculo desiderare; tunc enim per voluptatem facilius vitia subrepunt. Quid me existimas dicere? Avarior redeo, ambitiosior, luxuriosior? immo vero crudelior et inhumanior, quia inter homines fui.*“

Es stellt sich jetzt die Frage, ob SENECA in seinem 7. Brief christliches, bzw. THOMAS A KEMPIS in „*de imitatione Christi*“ heidnisches Gedankengut verwendet hat. Der Kontext und der ideologische Hintergrund sollen die Antwort geben.

Bei THOMAS A KEMPIS lautet der auf den o. g. Ausspruch folgende Satz: „*Hoc saepius experimur quando diu confabulamur.*“ Kurz darauf lesen wir: „*Facilius est domi latere quam foris se posse sufficienter custodire.*“

In der Übersetzung „Nachfolge Christi“ Pawlak-Verlag, Kempen 1989, heißt das trefflich: „Niemand kann ohne Gefahr auf dem Markt sich sehen lassen, der nicht gern ungesehen daheim bleibt.“ Und in I, 20, 3 steht: „*Si te subtraxeris a superfluis locutionibus et otiosis circuitationibus nec non a novitatibus et rumoribus audiendis, invenies tempus sufficiens et aptum pro bonis meditationibus insistendis.*“

Bei SENECA heißt es in 7,1: „*Quid tibi vitandum praecipue existimem, quaeris? Turbam. Nondum illi tuto committeris.*“ Etwas später in 7, 2: „*Inimica est multorum conversatio.*“ Darauf folgt in 7,3-5 die überaus ausführliche Darstellung der Grausamkeiten der Zirkusspiele.

Halten wir einmal fest: Der Zirkus und der Markt sind Schlüsselworte. Die Menge ist ein verbindendes Element. Bei SENECA sind der Zirkus und die rohe Menge der Ort der Leidenschaften, der Grausamkeit hervorrufen. Bei THOMAS A KEMPIS sind der Markt und die Menge der Ort des Unheils, der durch sein Geschwätz und das Jagen nach Sensationen der Seele schadet, die auf die Nachfolge Christi ausgerichtet ist. Dementsprechend sind auch die Folgerungen. SENECA rät in 7, 6: „*Subducendus populo est tener animus et parum tenax recti: Facile transitur ad plures.*“

Hier spricht die stoische Philosophie, deren Ziel die Ausbildung der Person zum stoischen Weisen ist. THOMAS A KEMPIS fordert dagegen in I, 20, 23f.: „*Si vis corde tenus compungi, intra in cubile tuum et exclude tumultus mundi. ... In cella invenies, quod de foris saepius amittes.*“ Dies ist die Stimme der christlichen Religion, die den Menschen im Idealfalle des Mönchen zur Nachfolge Christi ruft.

Für beide, den Stoiker und den Mönch, gilt: Meide die Menge, „*Recede in te ipse, quantum potes.*“ Freilich – um es noch einmal zu sagen – mit unterschiedlicher Zielsetzung: SENECA mit der heidnischen, der stoischen Philosophie, THOMAS A KEMPIS mit der christlichen der *imitatio Christi*. Dabei ist es ungewiss, ob THOMAS diese Umdeutung des SENECA-Textes selbst vorgenommen, oder ob er sie vorgefunden hat.

Eine ähnliche Beziehung können wir in einer kleinen Schrift aus dem Jahre 1882 verfolgen. Das Buch trägt den Titel „*Seneca Christianus id est flores christiani ex L. Annaei Senecae epistulis collecti et in XXXVIII capita digesti.*“ Im Vorwort spricht der anonyme Autor im Zusammenhang mit dem Pseudobriefwechsel zwischen dem Apostel PAULUS und dem Philosophen SENECA davon, dass schon die Kirchenväter HIERONYMUS und AUGUSTINUS SENECA für einen „*paene Christianum*“ hielten. Im zweiten Kapitel dieses Werkes, dem der Verfasser erklärtermaßen den Titel des Kapitels I, 20 von „*de imitatione Christi*“, nämlich „*de amore solitudinis et silentii*“, gegeben hat, wird der 7. Brief SENECA auszugsweise zitiert und kommentiert.

Die Zitate beschränken sich bezeichnenderweise auf SENECA'S ANFÜHRUNGEN zum Thema: „*Inimica est multorum conversatio*“ in 7,2-3, und seinen Ratschlag „*recede in te ipse*“ 7,8. Indes: Der Zirkus ist verschwunden, der Markt klingt an, es bleiben das Geschwätz und die Gefahren der Menge.

Dies wird gleich am Anfang des Kapitels festgelegt: „*Nulla res nos maioribus malis implicat quam quod ad rumorem componimur. Alienis perimus exemplis; sanabimur, si modo separemur a coetu.*“ Das klingt nach THOMAS A KEMPIS, ist aber doch von SENECA, u. z. aus der Schrift „*de vita beata*“ (dial. 7,1,3 und 4). Am Ende des Kapitels bleibt der Autor bei der Folgerung: „*Ab homine homini quotidianum periculum, adversus hoc te expedi*“ (ebenfalls von SENECA: epist. 103,1) und bei dem Rat „*Tardiloquum esse te iubeo*“ (epist. 40,14). – Des THOMAS A KEMPIS Dimensionierung der menschlichen Existenz zur Nachfolge Christi kann er nicht folgen.

GERHARD SCHMITT, Viersen

### „Wohltätige Vernachlässigung“

Anlässlich der Verkürzung der Schulzeit im Saarland auf zwölf Jahre bis zum Abitur schreibt GÖTZ ALY in der „Berliner Zeitung“ vom 24. 11. 2000 (S.11), u. a.: Das bisherige westdeutsche Bildungswesen beschere „der schulpflichtigen und auszubildenden Gymnasialjugend eine schier endlose, grotesk überfinanzierte Zeit der Selbstfindung, die sich aus Mangel an Anforderungen ins Gegenteil verkehrt und sich am treffendsten als wohltätige Vernachlässigung charakterisieren lässt.

Unsere Kinder werden zu lange im künstlichen Schonraum der Ausbildungsprozeduren gehalten. Sie empfinden das im Einzelfall als bequem, vielleicht sogar als höhere Form der Entscheidungs- und Bildungsfreiheit. Insgesamt aber führen die unsinnig überdehnten Ausbildungszeiten in eine Existenz der Verantwortungslosigkeit, des Schlendrians, des ungezogenen Forderns und zu einer – schließlich chronischen – Degeneration des Selbstvertrauens. Die 23-jährige französische Feuerwehrärztin, die nach einem Geiseldrama in Paris zur Heldin des Tages wurde, kann in Deutschland nicht ihresgleichen finden, weil sich

ihre Altersgenossen hier noch als Studenten mit den Finessen irgendwelcher Zwischenprüfungen und der darauf abgestimmten Freizeitgestaltung beschäftigen. Von realen beruflichen Herausforderungen sind sie himmelweit entfernt. Das alles in einem Lebensalter, in dem die jungen Leute längst wahlberechtigt sind, Auto fahren und ihre Entschuldigungen selbst schreiben. Dabei fühlen sie sich, ob zu Recht oder nicht, früher erwachsen als die Schülergenerationen vor ihnen. Als erwachsen kann nur gelten, wer sein eigenes Leben selbst finanziert und privat wie gesellschaftlich verantwortet.

Aus diesem durchaus nicht materiellen, sondern in einem ganz und gar ursprünglichen Sinn erzieherischen Grund, sind die Ausbildungszeiten in Deutschland radikal zu verkürzen, und zwar schnell, in welcher politischen Konstellation

auch immer. Für Berlin ist dieser Schritt schon lange überfällig. [...]“

#### **Nuntii Latini selecti**

Die hier bereits mehrfach exemplarisch vorgestellten aktuellen lateinischen Nachrichten des Finnischen Rundfunks sind im Internet als lesbarer Text und auch auditiv jederzeit aufrufbar unter folgender Adresse: <http://www.yle.fi/fbc/latini/trans.html>. – Wir geben im Folgenden einige Textbeispiele wieder.

#### **Comitia in USA instant**

Comitia praesidentialia in USA iam instant. Candidati principales sunt George Bush iunior republicanus et Al Gore democrata. Bush, filius pristini praesidentis eiusdem nominis, est gubernator Texiae, Gore autem vicepraesidens hodiernus.

Wir gratulieren unserem Autor und Herausgeber

## **Professor Dr. Friedrich Maier**

zu seinem 65. Geburtstag

mit einer Edition seiner wichtigsten Reden und Vorträge:

## **Zukunft der Antike**

**Die Klassischen Sprachen am Scheideweg**

229 Seiten, Best.-Nr. 5699, DM 44,80

Der Band belegt das einzigartige Engagement des Jubilars für die Alten Sprachen in Forschung, Schule und Öffentlichkeit.

*Pflichtlektüre für alle an der Bildungsdiskussion Interessierten.*



C.C. Buchners Verlag · Postfach 1269 · 96003 Bamberg  
oder über Internet: [www.ccbuchner.de](http://www.ccbuchner.de)



In ambitione tam aequaliter processerunt, ut nemo praedicere audeat, uter praesidens futurus sit. (3.11.2000)

### **Comitia in USA ambigua**

Certamen de praesidentatu Americanorum tam aequum fuit, ut certus eventus non adhuc sciatur. Cum suffragia in civitate Florida computata essent, apparuit vota utrique candidato principali data aliquot tantum centenis numero differre. Rebus sic stantibus lex iubet omnia suffragia Floridana iterum computare. Etiam sententiae, per cursum publicum missae sed nondum computatae, rationes comitorum mutare poterunt. Die Martis, hora matutina Europaea, George Bush iunior, qui praevalere videtur, iam se victorem pronuntiavit et Al Gore illi telephonice gratulatus est. At paulo post uterque propter ambiguitatem computationis dicta sua retractavit. (10.11.2000)

### **Hillary Clinton in senatum creata**

Hillary Clinton, coniux praesidentis hodierni, in senatum Americanum ex civitate Novi Eboraci electa est. Apud Americanos numquam ante evenit, ut coniux praesidentis in munus publicum crearetur. Parta victoria tam insigni Hillary Clinton fautoribus suis gratias egit et monuit res ipsas, quas defenderet, maximum momentum ad electionem ipsius attulisse. (10.11.2000)

### **Diluvia Britannos vexant**

Imbres, qui in Britannia iam unum mensem durant, continuantur. Numquam post annum millesimum nongentesimum quadragesimum tertium insulae Britannicae tantis diluviis afflictatae sunt. Meteorologi praedicunt condiciones etiam peiores fieri posse. Cum alvei fluviorum iam sint plenissimi, modicos quoque imbres ad nova diluvia efficienda suffecturos esse. Pessimae sunt condiciones in Anglia septentrionali circa Eboracum et in regionibus inter meridiem et solis ortum spectantibus. Etiam in Scotia orientali tempestas in peiorem mutatur. Princeps Carolus autumavit causam diluviorum esse, quod homines per superbiam suam de tenero aequilibrio naturae non curarent. (10.11.2000)

### **Gravis calamitas in Austria**

Die Saturni mane in Alpibus Austriae gravissima calamitas accidit, cum tramen scansorium, quod nartatores e valle oppidi Kaprun per cuniculum plus tria chiliometra longum in verticem montis Kitzsteinhorn subvehebat, subito igne correptum est. Incendium exarsit, postquam illud vehiculum e duobus curribus constans spatium sescentorum metrorum ab ostio cuniculi processit. Nonnisi novem insessores e clade evaserunt, cum centum septuaginta fere homines fumo et flammis misere absumerentur. Cancellarius foederalis Wolfgang Schüssel de casu infelicissimo certior factus totius Austriae luctum publicum biduanum indixit. Quae fuerit calamitatis causa, nondum constat. (17.11.2000)

### **Conventus Haggae climaticus**

Haggae, in urbe Nederlandiae, hac septimana conventus climaticus internationalis inauguratus est ad tales rationes communi consilio reperiendas, quarum ope usus gasorum caelum calefacientium circumscriberetur. In hanc congressionem, quam turbulentissimam fore creditur, legati e centum sexaginta civitatibus et e compluribus ordinibus venerunt. Participantes inter duas septimanas eo tendunt, ut concordiam de continuatione pacti climatici in urbe Kioto abhinc tres annos facti invenirent. (17.11.2000)

### **Ingrid ritu sollemni sepulta**

Ingrid, mater reginae Danorum Margaretae, die Martis cum magna funeris pompa elata et, ut monarchis Daniae fieri solet, in ecclesia cathedrali Roskildensi sepulta est. Praeter filiam reginam eiusque coniugem exsequias funeris plerique reges regalesque Europaei prosequerantur, inter eos Carolus Gustavus, rex Suetiae, Carolus, princeps Britanniae, et Albertus, princeps Monoeci. Pro Finno-Scandiae parte supremum vale defunctae dixit Mauno Koivisto, praesidens quondam rei publicae Finniae. (17.11.2000)

### **Morbus vaccae vesanae vagatur**

Ministri Europaei agricolationis inter se disputaverunt, quomodo bovina spongiformis encephalopathia (BSE), vulgo morbus vaccae vesanae

appellatus, coërceretur. Ille morbus ex Britannia, ubi originem habuit, iam in continentem Europaeam vagatus est. Creditur contagionem encephalopathiae bovinae in hominem transire posse et morbum cerebri capitale efficere, qui Creutzfeld-Jacobianus dicitur. Commissio Unionis Europaeae flagitat, ut omnes boves, bimi aut maiores, experimentis factis examinentur, ne morbus BSE adhuc latius vegetetur. De hac re constituet consilium veterinarium Unionis. Boves in periculo versantes, sunt in Unione Europaea numero circiter octo miliones. (24.11.2000)

### **Comitia praesidentialia**

Iudicium Floridae supremum die Martis decrevit, ut suffragia in comitiis praesidentialibus data, quae manualiter iterum examinarentur, in summam votorum officialem computarentur. Eventum autem computationis Floridanae die vicesimo sexto huius mensis confirmandum esse. Novus praesidens Americanus ille designabitur, qui in civitate Florida maiorem suffragiorum numerum accepit. (24.11.2000)

### **De comitiis praesidentialibus**

George Bush minor, postquam victor electionum praesidentialium in civitate Florida pronuntiatus est, se iam pro novo Civitatum Americae Unitarum praesidente gerere coepit. Al Gore tamen recusavit, quominus ei principatum concederet, priusquam omnes sententiae iterum manu computatae essent. Itaque cum suis adiutoribus de eventu comitiorum querimoniam instituit. (1.12.2000)

### **Euthanasia in Hollandia rata**

Parlamentum Hollandiae euthanasiam ratam et legitimam fecit. Ex nova lege medici mortem eorum aegrorum accelerare sinuntur, qui morbo insanabili affecti magnis doloribus laborant. Hoc tamen ea condicione fieri licebit, ut moribundi ipsi, re diligenter deliberata, sua sponte iterum atque iterum sibi talem exitum letalem optent. Suffragatores euthanasiae ad opinionem suam defendendam de iuribus aegrotantium loquuntur, cum refragatores eiusdem legis perhibeant fore, ut cura hominum in caedem eorum mutetur. (1.12.2000)

**Godo Lieberg**

## ***Caesars Politik in Gallien***

### ***Interpretationen zum Bellum Gallicum***

Die These des Buches ist, dass Caesar zunächst nicht die Absicht hatte, Gallien zu erobern. Vielmehr vertrieb er die Helvetier, um die römische Provincia zu schützen, und stellte den Einfluss Roms in Zentralgallien wieder her, indem er in einem ungewollten Krieg und im Interesse der verbündeten Häduer Ariovist besiegte, auch um so ein weiteres Vordringen der Germanen nach Südgallien und womöglich nach Italien zu verhindern. Diese These wird in einer genauen, z. T. auch stilistischen Analyse der relevanten Kapitel des Werkes begründet. Dabei werden die neuere Forschung eingehend besprochen und die Parallelüberlieferung erstmals systematisch verglichen. Dass auch persönliche Motive eine Rolle gespielt haben, wird nicht verkannt, so das Streben Caesars, wie Sallust sagt, seine virtus erstrahlen zu lassen.

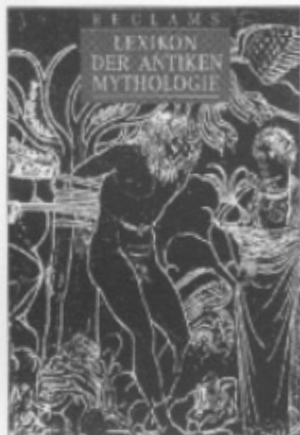
Der Verfasser ist Professor für lateinische Literatur an der Universität Siena in Arezzo, vorher in Bochum und Tübingen. 1. Auflage 1998; 2., berichtigte und ergänzte Auflage 2000. DM 34,80. 190 S. Universitätsverlag Dr. N. Brockmeyer, Im Haarmannsbusch 112, 44797 Bochum.

## DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

### Adressen der Landesvorstände

- 1. Baden-Württemberg**  
StD Dr. Helmut Meißner  
Hubstr. 16  
69190 Walldorf  
Tel.: (0 62 27) 628 15
- 2. Bayern**  
StR Dieter Friedel  
Albrecht-Dürer-Str. 10  
83026 Rosenheim  
Tel.: (0 80 31) 676 55
- 3. Berlin und Brandenburg**  
StD Dr. Josef Rabl  
Kühler Weg 6a  
14055 Berlin  
Tel.: (0 30) 301 98 97
- 4. Bremen**  
OStR Volker Lütjens  
Max-Planck-Str. 39  
28357 Bremen  
Tel.: (04 21) 25 22 33
- 5. Hamburg**  
(kommissarisch:)  
Dr. Uwe Petersen  
Humannstr. 13  
22609 Hamburg  
Tel.: (0 40) 82 17 92
- 6. Hessen**  
StR Thomas Kaiser  
Bergstr. 25  
63073 Offenbach/M.  
Tel.: (0 69) 89 99 93 00
- 7. Mecklenburg-Vorpommern**  
Dipl.-Phil. Leif Berling  
Blumenstr. 25  
18258 Rukieten  
Tel.: (03 84 53) 2 00 11
- 8. Niedersachsen**  
OStD Dr. Walter Jarecki  
Ratsgymnasium Rotenburg  
Gerberstraße 14  
27356 Rotenburg/Wümme  
Tel. (0 42 61) 8 30 66
- 9. Nordrhein-Westfalen**  
StD Dr. Gunther Scheda  
Ulmenweg 4  
41564 Kaarst  
Tel.: (0 21 31) 66 66 18
- 10. Rheinland-Pfalz**  
1. Vorsitzender:  
Prof. Dr. Hans-Joachim Glücklich  
Myliusstr. 25a  
60323 Frankfurt a. M.  
Tel.: (0 69) 72 66 33  
2. Vorsitzender:  
StD Hartmut Loos  
Birkenweg 9  
67354 Römerberg  
Tel.: (0 63 23) 8 31 77
- 11. Saarland**  
OStR Walter Siewert  
Quierschieder Str. 123  
66287 Quierschied  
Tel.: (0 68 79) 64 55 1
- 12. Sachsen**  
UL Peter Witzmann  
Kaitzerstr. 135  
01187 Dresden  
Tel.: (0 351) 401 62 76
- 13. Sachsen-Anhalt**  
Dipl.-Phil. Kristine Schulz  
Schulstr. 4  
06198 Salzmünde  
Tel.: (03 46 09) 203 60
- 14. Schleswig-Holstein**  
OStD Rainer Schöneich  
Kieler Gelehrtenschule  
Feldstr. 19  
24105 Kiel  
Tel.: (04 31) 56 72 74
- 15. Thüringen**  
Dr. habil. Christoph Köhler  
Waltershäuser Str. 17  
99867 Gotha  
Tel.: (0 36 21) 70 38 40

## Ausgaben zum besonderen Preis



### Reclams Lexikon der antiken Mythologie

Von Edward Tripp. Übers.: R. Rauthe

6. Aufl. 560 S. 72 Abb. 5 Ktn.

Früher als HC DM 64,- *Jetzt als Pb. DM 44,80*

Unter etwa 2200 Stichwörtern informiert dieses Lexikon über die großen Sagenzyklen, sämtliche Götter, Heroen und andere Gestalten der griechischen und römischen Mythologie, über die geographischen Schauplätze der Ereignisse, Kulte und Kultorte, über Sternbilder, himmlische, irdische und unterirdische Erscheinungen.

### Reclams Geschichte der antiken Kunst

Hrsg.: J. Boardman

411 S. 402 ein- und mehrfarb. Abb. sowie 3 Kt.

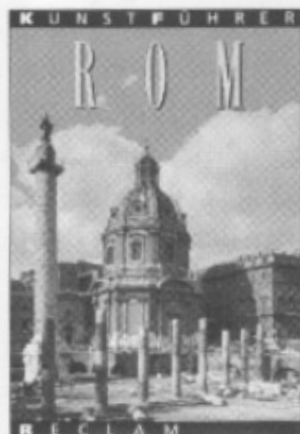
Geb. Früher DM 148,- *Jetzt DM 74,-*

Alle Bereiche der antiken Kunst sind vertreten: Architektur, (Vasen-) Malerei, Plastik, Kunsthandwerk und Münzen.

Jedes der abgebildeten Kunstwerke ist ausführlich beschrieben und kommentiert.

»Eine lesbare und rundum kenntnisreiche Geschichte der antiken Kunst in einem Band«

(FAZ)



### Kunstführer Rom

Von Anton Henze, Kunibert Bering, Gerhard Wiedmann.

Mitarb.: E. Nash, H. Sichtermann

448 S. 184 z. T. farb. Abb. u. Kt.

Geb. Früher DM 89,- *Jetzt DM 44,50*

Sachkundige Erläuterungen der Kunstwerke zwischen Antike und Gegenwart, »solide und kenntnisreich« (BR).

»Dieses Buch ist etwas für Rombesucher, die sich die einzelnen Kunst- und Bauwerke richtig erarbeiten oder schon vorhandenes Wissen vertiefen wollen.«

(Radio Vaticana)

Fordern Sie unser aktuelles Gesamtverzeichnis an.  
Philipp Reclam jun. • D-71252 Ditzingen  
Tel.: 07156/163 202 • Fax: 07156/163 197  
E-mail: [werbung@reclam.de](mailto:werbung@reclam.de) • [www.reclam.de](http://www.reclam.de)

# Reclam

Von besonderem Format



**Autoren dieses Heftes** (siehe Impressum, ferner):

Ursula B a a d e r - S c h n a p p e r , StDin, Romain-Rolland-Gymnasium, Place Molière 4, 13469 Berlin

Dr. Walter B u r n i k e l , Joseph-Haydn-Straße 18, 66125 Dudweiler

Klaus E l s n e r , Burgstätter Str. 24, 38678 Clausthal-Zellerfeld

Ulrich G r e i n e r , Husumer Str. 9, 20251 Hamburg

Richard H o r n u n g , StD i. R., Labenwolf-Gymnasium, Labenwolfstr. 10, 90409 Nürnberg

Prof. Dr. Gustav Adolf L e h m a n n , Althistorisches Seminar der Georg-August-Universität  
Göttingen, Humboldtallee 21, 37073 Göttingen

Dr. Michael L o b e , StR, von-Raumer-Str. 17c, 91550 Dinkelsbühl

Hans-B. M a i e r , StR, Gaisbergstr. 8, 81675 München

Dr. Heinz M u n d i n g , Beethovenstraße 18, 67365 Schwegenheim

Winfried S c h i n d l e r , Einhornstr. 25, 73529 Schwäbisch Gmünd

Martin S c h m a l i s c h , StR, Deidesheimer Str. 25, 14197 Berlin

Gerhard S c h m i t t , Grüner Weg 38, 41749 Viersen

Walter S i e w e r t , OStR, Quierschieder Str. 123, 66287 Quierschied

Hellmut S t i n d t m a n n , StD i. R., Seylerstr. 1, 14109 Berlin

Dr. Martin S t r i n g , Stöteroggestr. 70, 21339 Lüneburg

Prof. Dr. Wilfried S t r o h , Bourdonstr. 7, 85354 Freising

Franz S t r u n z , Andechser Weg 12, 82041 Deisenhofen

Prof. Dr. Bassam T i b i : Zu erreichen über Abt. für internationale Beziehungen der Univ. Göttingen,  
Platz der Göttinger Sieben 3, 37073 Göttingen

Prof. Dr. Meinolf V i e l b e r g , von-Hase-Weg 5, 07743 Jena

Dr. Gudrun V ö g l e r , Fachleiterin am Studienseminar für Gymnasien Fulda, Straßburger Str. 2,  
36039 Fulda

Prof. Dr. Jürgen W e r n e r , Peter-Huchel-Str. 40, 12619 Berlin

**FORUM CLASSICUM auf CD-ROM**

Eine Archiv-CD zu FORUM CLASSICUM und MDAV (ab 1994) kann weiterhin gegen eine Aufwandsentschädigung von DM 20,- (incl. Porto) zugesandt werden. Sie enthält – vierteljährlich aktualisiert – sämtliche Dateien der gedruckten Ausgaben seit 1994 im Adobe®-PDF-Format zur Volltext-Recherche (vgl. dazu den Artikel in FC 4/99, 212f.). Die jeweils aktuellsten Dateien sind abzurufen unter *www.my-files.de* unter der Adresse *ruedigerhobohm*. Beachten Sie auch die Hinweise auf der Homepage des Verbandes: <http://www.forum-classicum.de>. Bestellungen richten Sie bitte (wenn möglich, unter Beilage eines Verrechnungsschecks oder des Betrages in Briefmarken) an: StR Rüdiger Hobohm, Luitpoldstr. 40, 85072 Eichstätt, Tel./Fax: (0 84 21) 90 27 60, e-mail: *ruediger.hobohm@altmuehlnet.de*

**Wichtiger Hinweis:**

Mit allen Fragen, die die Mitgliedschaft im DAV oder das Abonnement dieser Zeitschrift betreffen, wende man sich bitte **nicht** an den Bundesvorsitzenden. Für Fragen der Mitgliedschaft sind die Vorsitzenden der 15 Landesverbände zuständig, deren Anschriften auf S. 312 abgedruckt sind. Für Institute und Abonnenten ohne Mitgliedschaft im DAV ist der Buchners Verlag zuständig (siehe Impressum).

## SAPERE – weniger bekannte, aber lohnende Texte der Antike neu erschlossen!



**NEU:**

Dion von Prusa  
**Die Olympische Rede**

Hrsg. u. komm. von H.-J. Klauck  
mit einem Beitrag von  
B. Bäbler Nesselrath  
Reihe: TzF – **SAPERE**  
2000. 250 S., geb.  
DM 49,90/ öS 364,-/ sFr 46,-  
ISBN 3-534-14947-5

**NEU:**

Plutarch  
**Lebe im Verborgenen?**

Hrsg. u. komm. von  
U. Berner, R. Feldmeier,  
B. Heiningen und  
R. Hirsch-Luipold  
Reihe: TzF – **SAPERE**  
2000. 176 S., geb.  
DM 49,90/ öS 364,-/ sFr 46,-  
ISBN 3-534-14944-0

Die **neue zweisprachige Reihe SAPERE** (Scripta Antiquitatis Posterioris ad Ethicam Religionemque pertinentia, »Schriften der späteren Antike zu ethischen und religiösen Fragen«) erschließt griechische und lateinische Texte des späteren Altertums (1.– 4. Jh. n. Chr.). Im Zentrum jedes Bandes steht eine bestimmte Schrift, die im Original zusammen mit einer gut lesbaren, aber genauen deutschen Übersetzung dargeboten wird; dazu finden sich Einzelerläuterungen in einem Anmerkungsteil. Ergänzt wird der Text durch eine Einführung in das Leben des Autors und in die Schrift selbst, die den neuesten wissenschaftlichen Stand widerspiegelt. Das Neue an **SAPERE** ist die Kommentierung durch Fachleute verschiedener Disziplinen (ältere und neuere Philologie, Theologie, Religionswissenschaft, Philosophie, Geschichte, Archäologie etc.), die in Form von Essays die jeweilige Schrift in ihren verschiedenen Aspekten so auslegen, dass sie auch über die Fachgrenze hinaus ein interessantes Publikum ansprechen.

*Ebenfalls im Programm:*

**NEU:**

Lukian  
**Hermotimos  
oder  
Lohnt es sich,  
Philosophie zu studieren?**

Hrsg., übersetzt u. komm.  
von Peter von Möllendorff  
Reihe: TzF (zweisprachig)  
2000. IX, 226 S., geb.  
DM 78,-/ öS 569,-/ sFr 71,-  
ISBN 3-534-14976-9

**B 4044**

Postvertriebsstück  
Gebühr bezahlt

Deutsche Post AG

C. C. Buchners Verlag  
Postfach 1269  
96003 Bamberg

# TESTIMONIA

*Eine Reihe lateinischer Lektüreausgaben,  
die Sie vielleicht noch nicht kennen.*

Wir haben diese qualitätvolle Reihe,  
die besonders preisgünstige Ausgaben enthält,  
von der Bayerischen Verlagsanstalt übernommen  
und werden sie in Zukunft pflegen und weiterentwickeln.

Einen Überblick über diese Bereicherung unseres Programms  
finden Sie in unserem altsprachlichen Fachprospekt,  
der in Kürze an alle Altphilologen versandt wird.

Anfragen und Bestellungen zu den Ausgaben der Reihe  
TESTIMONIA richten Sie bitte ab sofort an:

**C.C. Buchners Verlag · Postfach 1269 · 96003 Bamberg**  
oder über Internet: [www.ccbuchner.de](http://www.ccbuchner.de)



**C.C. BUCHNER**